III/489.

Das

Volksleben zu Athen

im

Zeitalter des Perikles.

Nach griechischen Schriften

von

J. H. von Wessenberg.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Zürich,
bei Orell, Füßli und Compagnie 1828.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht mehr zurückgenommen.

Ag 7
1. 32.
/8,50
Ant.
398 b
v. H.

Das
Volksleben zu Athen
im
Zeitalter des Perikles.

O quisquis volet impias
  Caedes , et rabiem tollere civicam ;
Si quaeret , Pater urbium ,
  Subscribi statuis ; indomitam audeat
Refraenare licentiam ,
  Clarus postgenitis ; quatenus (heu nefas !)
Virtutem incolumem odimus ,
  Sublatam ex oculis quaerimus invidi.

Horat. L. III. Ode 18.

Das

Volksleben zu Athen

im Zeitalter des Perikles

nach

griechischen Schriften

von

J. H. von Wessenberg.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zürich, 1828.
Bei Orell, Füßli und Compagnie.

Wb/51/985

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Lips fec:

Unter den Freistaaten Griechenlands hat Athen der Muse der Geschichte die glänzendsten und anziehendsten Scenen geliefert. Keiner hat eine so weise und humane Verfassung aufzuweisen, wie diejenige, auf welche Solon die Wohlfahrt der Stadt des Cekrops und Theseus, als sie durch die Parteiwuth oligarchischer Faktionen zerrüttet war, gegründet hat. Unter dem Schirme dieser Verfassung erschwang sich Athen auf eine Höhe von Macht und Bildung, auf der sie alle hellenischen Freistaaten überstralte. In ihr ist das Gefährliche der Volksherrschaft durch

unvermerkte Beimischung einer wohlthätigen Aristokratie auf eine bewunderungswürdige Weise gemäßigt, und den Ausschweifungen der Oligarchie wird darin durch die Oeffentlichkeit der Verwaltung und die große Theilnahme des Volks an den Wahlen und an allen wichtigen Angelegenheiten des Staats kräftig begegnet. Alle seine politischen Einrichtungen hat Solon den ewigen Forderungen der sittlichen Ordnung anzupassen gesucht. Dies ist der große Vorzug seiner Gesetze vor denen des Lykurg. Solons Hauptbestreben war, den Gebildetsten, Vernünftigsten und Beßten den vorzüglichsten Antheil an der Regierung zu verschaffen, ohne daß irgend eine geschlossene Kaste bevorrechtet wäre, oder ein die andern Klassen gefährdendes Uebergewicht erhalten könnte. *) Dadurch ward es möglich, daß das Interesse für das Wahre, Gute und Schöne, für Bil-

*) Den Geist seiner Verfassung hat Solon in den Versen ausgedrückt:

„Also fährt das Volk mit seinen Führern am besten,
Weder der Zügelung los, noch von dem Joche bedrückt!"

dung, Wissenschaft und Künste, sich mit in die Zwecke der athenienfischen Staatsverwaltung innigst verflocht, waren diese gleich zunächst nur auf Handhabung innerer Gerechtigkeit und auf Befestigung und Erweiterung der äußern Macht, vorzüglich der Oberherrschaft auf dem Meere, berechnet.

Wer bei dieser Verfassung in Athen Einfluß erwerben wollte, mußte nothwendig die Kunst verstehen, das Volk zu leiten. In diesem Sinne waren die Pisistraten, und auch Perikles — Demagogen. Ihre Herrschaft gründete sich bloß auf ihr persönliches Ansehen bei dem Volke, in welchem alle Klassen die nämlichen politischen Rechte genossen. Die mannigfaltigen Anfechtungen, welche diese politische Gleichheit von Seite der Eupatriden (der Vornehmsten) fand, machten, daß die Plebejer oft das Bedürfniß eines durch Geist und Kraft ausgezeichneten Vorstands fühlten. Dadurch geschah, daß solche Vorstände zuweilen unvermerkt einen Grad von Gewalt erhielten, der die Eifersucht von Vielen erweckte, und jeder Verdächtigung eines Stre-

bens nach tyrannischer Oberherrschaft Schein und weiten Spielraum gab. Dadurch geschah aber auch, daß ein Perikles, ohne je Archont oder Mitglied des Areopags zu seyn, vierzig Jahre lang eine politische Gewalt ausüben konnte, wie kein Magistrat vor und nach ihm. — Schon damals war im Volk ein vom Müssiggang genährter unruhiger Geist von Dünkel und Neugierde und ein starker Hang nach Wohlleben an die Stelle der alten Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Eingezogenheit getreten. Allein, „da Perikles" (so schreibt der, von jedem Parteigeist freie, die Wahrheit über Alles liebende Thucydides *) „an Würde der Klugheit der Erste, über allen Verdacht und Bestechlichkeit erhaben war, so lenkte er das Volk mit großer Freiheit, und ward nicht sowohl von ihm geleitet, als er es leitete, indem er ihm nicht nach

*) Im II. B. seiner Geschichte C. 65. Damit stimmt Plutarch ganz überein, sowohl in der Biographie des Perikles, als in der des Nikia's K. 3. Vergl. Bayle, Dict. histor. (Amsterd. 1730) IV. 658.

dem Munde redete, sondern mit Würde, und selbst, wo es nöthig schien, mit Heftigkeit ihm widersprach. Wollte es etwas unzeitig thun, so wußte er es zu bändigen; wollte es ohne Grund den Muth sinken lassen, so wußte er ihn wieder aufzurichten. So war es dem Namen nach eine Volksherrschaft, der Sache nach die Herrschaft des ersten Mannes." Nebst seiner Staatsweisheit förderte nichts sein Ansehen mehr, als die Unbeholfenheit seiner aristokratischen Nebenbuhler, und die Thorheit und Schwäche des Haufens feiler Demagogen (gedungener Sachwalter und Redner) die, ihn um seinen Einfluß beneidend, seine Person und Handlungen unaufhörlich lästerten und verläumdeten, um dadurch die Gunst des Pöbels zu erschleichen. Ihre Klätscherei und Lästerung verschmähend, überführte Perikles das Volk nicht bloß durch den Zauber seiner schmucklosen, aber erhabenen und eindringenden Beredsamkeit, die er, ohne sie je, gleich seinen Gegnern, zu einem Gewerbe zu erniedrigen, stets nur als selbstständiger Redner ausübte, sondern mehr noch durch

den Erfolg seiner wohlberechneten Unternehmungen und Verhandlungen, und durch die Ordnung, den Glanz und den Wohlstand Athens, die aus seiner Verwaltung hervorgingen: Daß die Stadt eines Perikles bedürfe, und daß nur Er dem Werk gewachsen sey, ihr die Uebermacht in Griechenland zu erhalten. Dies hat sich nur zu sehr durch die Schicksale Athens nach dem Hinscheiden des großen Mannes bestätigt. Der Parteigeist, vom Ehrgeiz Einzelner angefacht, erwachte mit neuer Wuth, und, während er Umwälzungen herbeiführte, welche die Unterdrückung der Freiheit mit gesetzlichem Schein zu besiegeln versuchten, brachte er den Staat mehrmals an den Rand des Verderbens. Das Volk, das in Perikles einen klugen Leiter verehrt hatte, sah in seinen Nachfolgern zuvorkommende Schmeichler *), die dasselbe aufblähten, um es nach ihrem

*) „Die nach ihm (dem Perikles) kamen, weil sie mehr einander gleich waren, und doch ein jeder strebte, der Erste zu werden, wandten und fügten sich, wie es dem Volke wohlgefiel, und gaben ihm die Staats-

Vortheil zu lenken *). So wie der Wohlstand des Staats abnahm, vermehrte sich der Wohlstand dieser Menschen **). Perikles hingegen hatte stets dem Wohl des Staats vor dem Beyfall der Zuhörer den Vorzug gegeben ***). Indessen trugen nicht nur die Bestrebungen seiner Gegner, auch seine eigenen trugen dazu bei, den Athenern den Dünkel einzuflößen, vermöge dessen sie sich hellsehend und gebildet wähnten, weil sie sich, mit einer unbegrenzten Sucht nach allerlei Genüssen, eine große Fertigkeit über Alles dreist abzusprechen angeeignet hatten. Nur ergab sich dies gegen die Absicht jenes herrlichen Staatsmannes, und ganz nach den Wünschen der windigen Volksbeschwatzer, die vergeblich ihn zu verkleinern suchten.

---

angelegenheiten hin; woraus dann in einer Stadt von der Größe, und die noch dazu über andere die Herrschaft führte, eine Menge Staatsfehler entwuchsen". Thucydides a. a. O.

*) Euripides in den Flehenden.

**) Demosthenes zweite Olympische Rede.

***) Ebend.

Wir haben indessen jetzt Mühe, uns von der Herrschaft, welche Perikles in einem demokratischen Freistaat ausübte, eine klare Vorstellung zu machen. Die Herrschaft der Medicäer in Florenz hat zwar einige, doch nur entfernte Aehnlichkeit. Diese, von der Volkspartei gehoben, haben die Verfassung ihrer Vaterstadt umgestürzt, um sich der obersten Staatsgewalt zu bemeistern, und sie auf ihre Familie zu vererben. So etwas kam nie in den Sinn des Perikles. Weder vermöge seines Amtes, noch seines Privatreichthums (er hatte weder ein hohes Amt, noch ererbte oder erworbene Reichthümer) übte er die Herrschaft aus, sondern einzig kraft seiner ausgezeichneten Persönlichkeit. Er war weit entfernt, die Verfassung des Solon umstürzen zu wollen. Geschwächt hatten diese die Ereignisse; und eben weil sie jetzt zu unmächtig war, den Bestrebungen der Oligarchie zu widerstehen, konnten nur persönliche Eigenschaften, wie die des Perikles, die Gebrechen dieser Verfassung ersetzen. Welcher Volksvorsteher

gab dem Volke je den lautern Wein der Freiheit reichlicher zu trinken? — Er zeigte sich als einen eben so entschiedenen Gegner der Oligarchie, wie Solon. Diese, welche stets dahin strebt, daß die Obrigkeiten sich durch eigene Wahl selbst ergänzen, war der feindselige Geist, mit welchem Solons Verfassung beständig kämpfen mußte, und der ihre meisten Umwälzungen herbeiführte. *) Kurzsichtige Demagogen wähnten, der Oligarchie am wirksamsten zu wehren, wenn sie dem Volk alle großen und ausgezeichneten Eigenschaften verdächtig machten. Nicht so Perikles. Unter ihm empfieng jedes Talent und jedes Verdienst seine Krone. Gleich Solon setzte er sein Vertrauen auf Weisheit und Tugend, und glaubte mithin, daß diesen vor Allem in der öffentlichen Verwaltung der Vorzug gebühre. — Die Störungen der politischen Ordnung, die schon zur Zeit des Perikles sichtbar wurden, waren größtentheils in einem tiefen Verfall der sittlichen begrün-

---

*) Aristoteles Politik II. 10. IV. 15. VI. 3.

det. Viele Laster, die man im Zeitalter Solons kaum dem Namen nach kannte, hatten sehr überhand genommen. Der herrschende Sinn für das Schöne gab einigen derselben eine gefällige Schminke. Aber nur mit sehr ungleichen Kräften bekämpfte sie die Weltweisheit, von der auch viele Lehren und Grundsätze das Gewand entlehnten, welche, den Hang zum Sinnengenuß und den Kaltsinn für's Gemeinwohl fördernd, mithalfen, die sittliche Ordnung zu untergraben. Nur eine wahre sittliche Verbesserung konnte für die politische den Grund legen. Dies erkannte, dies lehrte Sokrates.

Athen hatte den Gipfel der Kultur erstiegen. Aber die glänzendste Kultur, deren Grundlage nicht die sittliche Veredelung aller Klassen ist, wie könnte sie, nebst einigen guten Früchten, nicht auch manche hervorbringen, die gerade um so giftiger sind, je täuschender ihre Farbe ist? Neben den schönsten Tugenden und den herrlichsten Werken des Geistes sehen wir dort in üppiger Kraftfülle

jedes Laster und jede Thorheit sich erheben, die uns nöthigen, die gerechteste Bewunderung bald durch einen Aufruf des Unmuths, bald durch ein mitleidiges Lächeln zu unterbrechen. Die Sinnlichkeit war in der athenischen Kultur vorherrschend. Dies erklärt die scheinbarsten Widersprüche. Daher fanden die Betrüger und Gaukler jeder Art mehr Gehör und Beifall, als die schlichte Weisheit eines Sokrates. Selbst der Glanz der öffentlichen Freiheit, deren die Bürger von Athen, wie nirgendwo, genossen, war durch die Unterhaltung einer Menge von Sklaven getrübt. Die schöne Tugend der Bescheidenheit hatten die Athener längst mit einem Selbstdünkel vertauscht, der jetzt keine Grenzen mehr kannte. Man konnte hier nicht, wie Archidamus, auf die Frage: „Wer zu Sparta befehle"? antworten: „Die Gesetze, und, gemäß diesen, die Obrigkeit" Nicht die Abwesenheit willkührlicher Gewalt, sondern ihren Besitz wünschte sich das Volk; nicht die allgemeine Herr=

schaft der Gesetze, sondern die Herrschaft über die Gesetze *). Welcher Despotismus aber könnte schlimmer seyn, als Pöbel-Despotismus? Was verderblicher, als das Ringen nach Ansehen und Einfluß bei einer thörichten ungeschlachten Menge, die Alles straft, was ihr nicht gefällt: Tugend oft und hart, das schlaue Laster aber selten **)? So verwaltete das Volk Athens zur Zeit des Perikles das Richteramt über das Verdienst. Die Zügellosigkeit wurde als Freiheit, die Macht nach Willkühr zu handeln als Glückseligkeit gepriesen ***). Hierin liegt ohne Zweifel der Hauptgrund der bald hernach erfolgten Verwirrung, die die Staatsverwaltung lange Zeit der Tyrannei Preis gab ****),

*) Vergl. Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates. III. B. V. K.

**) Woldemar von Frid. Jakobi I. S. 147.

***) Isokrates Panath. K. LII.

****) Der unersättliche Hang zur Freiheit (nach Gelust zu handeln) nebst der Vernachläßigung aller andern Güter war es, was nach Plato (Republ. S. VIII.) die Staatsverfassung so zerrüttete, daß sie der Tirannei nicht entgehen konnte.

und des schnellen Sturzes von Athens politischer Obermacht in Griechenland, die damals auf ihrem höchsten Punkte stand. Sie gieng zuerst auf Sparta über, später einige Zeit auf Theben. Ihr Mißbrauch und Uebermuth waren auch jedesmal ihre Zerstörer *).

Freilich sind in diesen Gesprächen die wichtigern Momente im Volksleben zu Athen nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet. Die breite Manier ist eben nicht die eines Jeden. Wie durft' ich übrigens hoffen, Scenen aus einer sehr entfernten Vorzeit meinen Zeitgenossen zugleich anziehend und belehrend zu machen, hätt' ich mich nicht bemüht, den Geist jener Zeit und jenes Volkes, wie er beide

*) Ihr habt, sprach Demosthenes zu den Athenern (dritte Olymp. Rede) drei und zwanzig Jahre an der Spitze der Hellenen gestanden; die Lakademonier neun und zwanzig; auch die Thebaner haben in diesen letzten Zeiten nach der Schlacht von Leuktra große Macht besessen; aber nie ist euch oder den Lakädemoniern, oder den Thebanern von den Hellenen zugestanden worden, nach Willkühr zu handeln.

bewegt, zu beschwören, daß er anspruchlos und lebendig vor sie trete, und ihnen gleichsam einen Spiegel vorhalte, jedem Zuschauer das Urtheil anheimstellend?

Als lebendige Schilderung vom Kampfe des Guten und Bösen, der im Zeitalter des Perikles zu Athen waltete, mag ein Zweigespräch aus des Aristophanes Wolken, zwischen dem Dikalogos (dem Genius des Rechts) und dem Adikalogos (dem Geist der Sophisterei), nach Wielands Uebersetzung, hier eine Stelle finden:

Dikalogos.

Komm nur hervor, und zeige dich
Vor dieser ehrsamen Versammlung, wenn
Du anders so viel Frechheit hast.

Adikalogos.

Sehr gern!
Je größer die Anzahl der Zuhörer, desto gewisser
Werd' ich dich unterkriegen.

Dikalogos.

Du! mich unterkriegen?
Wer bist du denn?

Adikalogos.

Ein Genius, wie du.

Dikalogos (höhnisch).

Der große Schutzpatron der schlechten Sache.

Adikalogos.

Und der doch sicher ist, zum Schweigen dich zu bringen,
Wiewohl du dich der Beßre dünkst.

Dikalogos.

Womit gedenkst du das ins Werk zu richten?

Adikalogos.

Es braucht dazu nichts weiter, als die neuen
Maximen, deren ich Erfinder bin.

Dikalogos.

Die stehen freilich jetzt, durch dieser Thoren
Betriebsamkeit, in großem Flor.

Adikalogos.

Das eben sind
Die wahren Weisen, die du Thoren nennst.

Dikalogos.

Wie wenig wird mich's kosten, dich zu Boden
Zu werfen!

Adikalogos.

Mich? Wie wolltest du das machen?

Dikalogos.

Indem ich sage, was Recht ist.

Adikalogos.

Aber von Allem, was
Du sagen kannst, behaupt' ich gradezu

Doch wer könnte in unsern Tagen des alten Griechenlands, der Wiege unsrer Geistesbildung, gedenken, ohne von Mitgefühl für die jetzigen Bewohner des schönen Landes ergriffen zu werden? des Landes, dessen alte Kunst, Freiheit und Ruhm zwar längst dahin gewelkt sind, dessen Natur aber noch im vollen Schmucke blüht, und dessen zart gebildete Sprache, und was seine Gesetzgeber und Helden gethan, so wie der Geist seiner Weisen und Dichter, Jahrtausende hindurch der Lehrer aller aufstrebenden Völker, in unsterblichen Werken fortlebt, mit dessen Heldenerde zwar der Staub der herrlichsten Gebilde seiner Kunst sich vermengt hat, zu deren Trümmern aber stets mit heißer, obgleich wehmüthiger Sehnsucht die Freunde des Schönen aus allen Völkern wallen. Wer sollte nicht wünschen, daß dieses Land, des zwingherrlichen Joches grausamer Barbarey entledigt, wieder zum Bundesvereine selbstständiger, freisinniger und edler Völker sich erhebe? Ist es doch, als wäre plötzlich aus den zertrümmerten Gräbern der Tapfersten, Edelsten und Wei-

festen der Vorväter ein belebender Odem in die gemißhandelten Nachkommen übergeströmt. Theilnehmend folgt dem Aufschwunge der Neugriechen zur Unabhängigkeit das Herz aller Menschenfreunde in allen Zonen. Mögen sie durch Tapferkeit und Eintracht *), unbefleckt von der blinden Wuth roher Vergeltung, eine Verfassung erringen, die im Einklange mit der europäischen Gesittung und entsprechend dem Genius und Bedürfniß der verbündeten Völkerschaften, ihnen eine feste Schutzwehr gegen Außen und zugleich die Freiheit im Innern versichert, welche am wirksamsten die Entwickelung aller geistigen und sittlichen Anlagen zum Wahren, Guten und Schönen befördert! Diesem Wunsche der Humanität gibt der Geist der christlichen Religion noch eine höhere Weihe. Wo blühte sie schöner in

---

*) „Es ist ein alter Fehler der Griechen, daß sie beständig unter einander uneinig gewesen, und die Mächtigern unter sich schwächen wollten; wodurch sie ganz Griechenland um seine Freiheit gebracht haben." Herodians Lebensbeschreib. römischer Kaiser. B. III. K. 2.

Das Gegentheil. Ich sage, was du Recht nennst, ist
Ein Unding. Es ist kein Recht.

Dikalogos.

Es ist keines, sagst du?

Adikalogos.

Nun, wenn denn ja ein Recht ist, sprich, wo ist es?

Dikalogos.

Bei den Göttern.

Der Geist der Völker und Verfassungen jener Zeit ist von dem der unsrigen wesentlich verschieden. Dort entfalteten sich in einer beständigen Bewegung der Geister die bewunderungswürdigsten Charaktere, die herrlichsten Früchte der Kultur. Aber die Sicherheit der Person und des Eigenthums mußte schwankender bleiben, als in unsern wohleingerichteten monarchischen Staaten *). Indessen bewahrt die Geschichte von Athen, zumal zur Zeit des Perikles, auch für unser Zeitalter wichtige Lehren. Er und Solon betrachteten die Oligarchie als die gefähr-

*) S. Heeren, Ideen über die Politik und den Verkehr der Völker der alten Welt. Theil. III. Abtheilung. S. 270.

lichste Feindin ihres Freistaats. Heut zu Tage erkennen weise Monarchen in der Unbeschränktheit der Gewalt die gefährlichste Feindin des Throns. Sie finden es vortheilhaft, Völker nach Verfassungen zu regieren, die, indem sie die Rechte aller Klassen gewährleisten, auch dem Throne die Fülle der Gewalt zur allgemeinen Vollziehung der Gesetze geben, und ihn mit Wächtern und Anstalten gegen die Mißbräuche der Verwaltung und die Anmassungen der reichen, ehedem zum Theil bevorrechteten, wo nicht unabhängigen Klassen, wodurch die öffentliche Ruhe gestört werden könnte, schützend umgeben. Solche freisinnige Verfassungen sind vielleicht, wenn der öffentliche Geist sie beseelt, die schönste und erfreulichste Lösung der Aufgabe: Die in der Natur der menschlichen Gesellschaft begründeten Forderungen der Freiheit und Ordnung gleichmäßig zu befriedigen, und ihnen eine feste und dauerhafte Grundlage zu geben. Sie sind eine Morgenröthe besserer Zeiten.

ihrer Entstehung auf, als in den griechischen Städten, und wo wurde sie in ihrer Abartung von ihren eigenen Bekennern entsetzlicher entweiht und verunstaltet, als in der Stadt, die, prangend mit dem von ihrer Nebenbuhlerin (Rom) entlehnten Schimmer, so stolz über alle griechischen Städte sich erhob — in Byzanz? — Gesühnt werde diese Schmach! In ungetrübter Reinheit erblühe in Griechenland das Christenthum! Dann werden wir einst unter seinem milden, Alles veredelnden Einflusse dort die schönsten und reinsten Blüthen und Blumen der altgriechischen Geistesbildung mit denen der göttlichen Liebe sich verflechten sehen zu einem Kranz ohne gleichen.

„Eitle Träume"! hör' ich gewisse weltkluge Leute mit selbstgefälligem Lächeln ausrufen. Desto schlimmer, wenn es nur Träume wären; wenn Griechenlands Bewohner forthin verdammt blieben, von den Wohlthaten der europäischen Civilisation ausgeschlossen zu seyn. — „Aber sind sie denn, um aus der Sklaverei in den Zustand des Volks- und Bürgerthums, und aus der rechtlosen Stellung einer

Unterjochung durch das Schwert, in die Reihen selbstständiger Staaten aufgenommen zu werden, schon vorbereitet genug"? — Wer wird ein Ackerfeld deswegen für unempfänglich einer fruchtbringenden Bearbeitung erklären, weil bösartiges Unkraut sich des Bodens bemächtigt hat? Freilich muß er rauh und spröde bleiben, und immer mehr verwildern, so lange man das Unkraut muthwillig fortwuchern läßt. Freilich sind der Druck und die Willkühr barbarischer und fanatischer Satrapen keine geschickten Mittel, um ein Volk zu erziehen, zu veredeln! Die Tirannei erzeugt Unwissenheit, diese den Aberglauben, dieser die Verderbniß der Sitten. Dies eben ist das Bedauernswürdigste an dem jetzigen Zustande der Griechen, daß er ihnen die Anstalten vorenthält, welche geeignet wären, die Keime des Wahren, des Guten und Schönen in ihrer Brust zu entfalten, sie der Unwissenheit, der Gesetzlosigkeit, der Roheit zu entreißen *).

---

*) Sie haben zwar in verschiedenen Bezirken Gerichtsverfassungen; diese sind aber blos ihr eigenes Werk, und helfen ihnen nichts gegen die Türken. S. *Themis*, Paris

Man wirft ihnen kriechende Niederträchtigkeit, schmutzige Gewinnsucht, Hang zur Dieberei, Falschheit und Treulosigkeit vor. Sind dies aber nicht die gewöhnlichen Früchte der Sklaverei? Und welche Sklaverei erniedrigt, schändet die Menschheit mehr, als die unter den Launen türkischer Pascha's *)? Während der meist kurzen Dauer ihrer Herrschaft einzig auf Befriedigung ihrer Lüste bedacht, haben sie weder Geschick, noch Willen, den Zustand ihrer Untergebenen zu verbessern. Was Wunder, wenn diese im Laufe von Jahrhunderten nicht nur in Rohheit und Unwissenheit versanken, sondern auch durch fortgesetzte Mißhandlungen des Bewußtseyns der Menschenwürde nach und nach verlustig, wenn die Gefühle des Rechts und des Wohlwollens, des

---

1819. Tom. I. Livr. III. 1. Mit schwerem Geld müssen die Griechen die Erlaubniß zur Errichtung von Schulen erkaufen, und auch diese ist stets nach Laune widerruflich. S. Raffanel, Geschichte der Ereignisse in Griechenland. Leipzig 1822. K. I. S. 6.

*) S. *Pouqueville*, Voyage en Grèce; und *Volney*, Ruines, Ch. XII.

Schicklichen und Edeln in ihnen abgestumpft wurden; wenn das Benehmen ihrer Zwingherren den Argwohn, die Untreue, die Habsucht, ihrer Brust tief eingesenkt hat? Konnten gleich die türkischen Unterdrücker die Griechen nicht Alle mit ihrer Verdorbenheit anstecken, sie haben sie doch größtentheils verhindert, das Einzige, was die Freiheit bewahren kann, zu erlernen — die Gerechtigkeit *). Kein Wunder, wenn die Freigewordenen nicht sogleich mit ihren Ketten ihre Sklavensitten abschütteln können **). Indessen sind die Griechen wenigst nicht wie die Türken im Stillstand, ein brachliegendes, sondern ein angebautes Feld, fortschreitend zu höherer Sittigung ***). Schon haben Manche aus ihrer Mitte sich durch edle Kraftan=

---

*) Coray's Brief an Odyßeus in den Chroniques du Levant, ou mémoires sur la Grèce et les contrées voisines. Paris 1825. p. 224.

**) Voutiers Denkw. über den Krieg der Griechen. S. 63.

***) Vergl. *de Pradt*, l'Europe et l'Amérique (1822). II. 167 — 169.; und *Bignon*, les peuples et ses intérêts. Paris 1822. Ch. IV. et V.

strengung erhoben, sind zum lebhaften Gefühl der Erniedrigung ihrer Landsleute gelangt, und streben seit geraumer Zeit nach einer die Befreiung vorbereitenden Veredelung *). Nicht erfolglos, nur wahrscheinlich von den mißtrauischen Tyrannen, weil sie Barbaren sind, wenig beachtet, war dieses Streben. Was verbürgt aber dem Erfolg die Dauer und Stetigkeit, wo es an festen Ordnungen, Gesetzen, Gerichten und Obrigkeiten mangelt; so lang es dem Gutdünken eines muselmännischen Zwingvogts frei steht, das mühsame Werk vieler Jahre in einem Augenblicke zu zernichten?

Nichts ist indessen weniger zu wünschen, als daß man sich die großen Schwierigkeiten, mit denen die Civilisirung von Völkern, wie die jetzigen Neugriechen, zu kämpfen hat, verhehle, oder geringer

*) Dies hat schon Coray in seinen Mémoires sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce, im Jahr 1803, ausführlich gezeigt. S. auch die Biene v. Spiridion Kondos. Vergl. Voutiers Denkwürdigkeiten, S. 23. Noch heut zu Tag' ist es in Griechenland Sprüchwort: Ich gehe studiren, damit ich ein Mensch werde.

vorstelle, als sie in der That sind. Eine solche Täuschung wäre der Verbesserung am meisten hinderlich. Die Aufgabe ist, aus rechtlosen Sklaven rechtliche Bürger und Unterthanen zu machen. Allein die Pascha's-Herrschaft enthält ihrer Natur nach die Unmöglichkeit der Civilisirung in sich. Wer sollte daher nicht die Abschaffung dieser Herrschaft wünschen? — Man hat gesagt: Der Rechtsgrund, auf dem die Sicherheit der Regierungen ruht, sey durch das Beginnen der Hellenen gefährdet. Allein diese machen nicht der Regierung des Sultans über die Türken, sondern nur der Tyrannei der Türken über Griechenland den Krieg *). — Seit wann wäre das Abschütteln der Ketten der Tyrannei gleichbedeutend mit dem Treubruch des Eides? Seit wann hätte der Großsultan den Griechen, welche seine Satrapen als Sklaven, als Hunde behandeln, die Würde von legitimen Unterthanen zuerkannt **)? Man wirft

*) *De Pradt*, Parallèle de la puissance Anglaise et Russe, suivi d'un aperçu sur la Grèce. Paris 1823 p. 180.

**) *Chateaubriand*, Notes sur la Grèce. Préface.

den Neugriechen Undank vor. Aber, frägt Lord Byron *), im Namen der Nemesis! für was sollten sie denn dankbar seyn? Wer kann es ihnen verargen, wenn sie ein Joch verwünschen, das allen göttlichen und menschlichen Rechten Hohn spricht? Wen sollt' es nicht vielmehr freuen, wenn es den Bemühungen der durch das milde Gesetz des Christenthums verbündeten Mächte gelingt, einem der Menschenwürde zusagenden Rechtszustand der Griechen sichernde Grundlagen und Bürgschaften zu verschaffen? Wer sollte nicht aus vollem Herzen der edeln Aeußerung der französischen Pairskammer in ihrer Addresse an den König (vom 15. Nov. 1821) beistimmen: „Große Unglücksfälle drücken das Morgenland; jeder Christ schaudert davor; sie verwunden jedes Menschenherz. — Gebe der Himmel, daß die Einhelligkeit der Mächte Mittel finde, jedes gerechte Begehren zu befriedigen; möge die Politik

---

*) Im Anhange zum zweiten Gesang des Childe Harold. Hier ist Corneille's Vers (im Polieuct) anwendbar:
De quoi remercier qui ne donne rien?

sich überzeugen, daß, um in unsern Tagen ihr Ansehen unter den Menschen zu behaupten, sie in Uebereinstimmung mit der Religion und der Menschheit handeln müsse!

Alles fragt sich erstaunt: Was könnte der Divan der gemeinsamen Stimme der großen christlichen Mächte für Griechenlands Befreiung entgegen setzen? — Warum erschallt denn diese Stimme nicht, da sie doch den Knoten des entsetzlichen Trauerspiels auf eine so menschliche Weise lösen würde? —

Inzwischen muß die neuen Hellenen der Gedanke ermuthigen: „Um Alles gilt der Kampf *)! Mögen sie den Ausspruch ihres großen Dichters **) aufs neue bestätigen:

„Unüberwindlich ist die Stadt Athen,
Weil ihre Mannschaft eine feste Mauer ist."

Auch ihnen, wie den Alten, sey

---

*) Aeschylus Perser I. 402.

**) Ebendaselbst. Auch Plutarch (Aratus g.), indem er vom achäischen Bunde spricht, bemerkt: „Die Stärke der Griechen sey unwiderstehlich, so oft ihr Ordnung, einträchtige Verbindung und ein verständiger Anführer zu Theil wird."

„Sterben nicht Tod, sondern die schmähliche
Flucht *)!
„Des Lebens Verlust nicht,
Schande des Landes allein fürchtet der dorische
Mann **).

Der Heldentod für die Freiheit ehrt das menschliche Geschlecht und vergrößert die Schmach der Tirannei. In Flammenschrift strale:

Gott mit uns! auf eurer Fahne — Gott mit
uns! in euern Herzen —
Gott mit uns! in Siegesjubel — wir mit Gott
in Todesschmerzen.
Selig, die mit Gott gestritten. Selig die mit
Gott gefallen ***)!

Am 12ten Jenner 1822.

So blühten die Hoffnungen in jeder menschlichfühlenden Brust. Seither wurden sie oft getrübt. Doch wäre der Anschein noch trüber, als er ist, so laßt uns vertrauend nach der Höhe blicken! Dort hält eine Hand die Wage, der auch die dunkle Wolke dient, den Sieg des Lichtes, freilich oft erst in später Folgezeit, herbeizuführen!

Am 1sten Jenner 1825.

---

*) Simonides in der griech. Antol. S. Fr. Jakobs Leben und Kunst der Alten. 1824. I. B. 4. N. 1.

**) Ebend. N. 47.

***) W. Müller, Lieder der Griechen. Heft II. S. 5.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Gespräch.

(In den Propyläen zu Athen.)

Sokrates. Menipp.

Menipp. Immer suchten meine Augen dich heute Morgen, weiser Sokrates! aber vergebens.

Sokrates. Wo? Etwa auf dem Marktplatze?

Menipp. Gerade dort. Die Volksberathung war sehr hitzig. Aber es lohnte sich auch der Mühe.

Sokrates. Ich sehe, dein Gesicht ist noch ganz glühend. Wovon war denn die Rede?

Menipp. Wovon? Solltest du allein es nicht wissen?

Sokrates. Etwa von den Mitteln, dem Krebsschaden ausländischer Ueppigkeit zu wehren, oder von dem Mißbrauche der an Trugschlüssen so reichen Dialektik? oder von der Verbesserung der Kinderzucht?

Menipp. Nichts von alle dem. Es ward vom Volke berathschlagt, wie man der Gewalt unsrer Magistrate Zaum und Gebiß anlegen könnte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Sokrates. Und was wurde beschlossen?

Menipp. Nichts. — Der schlaue Meerzwiebelkopf, Perikles, hat es wieder zu verhindern gewußt, daß ein Beschluß gefaßt wurde.

Sokrates. Welches Zaubers bediente er sich wohl dazu?

Menipp. Er war gegenwärtig.

Sokrates. Aber was sprach er?

Menipp. Kein Wort. Er saß voll Ernst mit der größten Ruh' auf seinem obrigkeitlichen Stuhl, wie ein Marmorbild; auch nicht eine Muskel verzog er, während die Redner wider die Mißbräuche der Regierung donnerten, und der Volkshaufe beistimmend wogte und brauste.

Sokrates. Und bloß seine Ruhe brachte die Andern zum Schweigen?

Menipp. Das eben nicht. Der Lerm unter den Volksfreunden ward immer heftiger; man verstand kein Wort mehr; schreiend und murrend verlief sich zuletzt die Menge, und zerstreute sich. Es war die zweite Stunde über die gewöhnliche Essenszeit.

Sokrates. Und ihre Redner?

Menipp. Blieben allein auf dem Marktplatze stehen.

Sokrates. Und Perikles?

Menipp. Ich sah ihn den Alkibiades zu sich winken; er raunte ihm etwas ins Ohr, und gieng, nachdem er die Männer des Raths begrüßt hatte, unbegleitet nach Hause. Alkibiades näherte sich nun freundlich den Volksrednern, die unter sich in Zank gerathen waren, und eröffnete den Wunsch,

heute Abends die muthigen und beredten Vertheidiger der Volksrechte bei sich zu bewirthen.

Sokrates. Warst du auch von den Geladenen?

Menipp. Freilich. Eben komm' ich von dem Gastmahle. Das Gespräch war höchst belebt, und mehr als siebenmal kreiste der froh bekränzte Becher.

Sokrates. Wem zu Ehren?

Menipp. Der Freiheit des Volks, und seinem Augapfel Alkibiades; sodann allen Volksfreunden.

Sokrates. Kam Perikles auch zum Gastmahl?

Menipp. Nein. Er soll auf seinem Landgut, das die reizende Aussicht nach dem Meere hat, mit Phidias, mit Sophokles, und den ersten unsrer Maler und Tonkünstler das Geburtsfest der Aspasia gefeiert haben.

Sokrates. Wurde nicht auch seine Gesundheit bei des Alkibiades Gastmahl ausgebracht?

Menipp. Sein Name kam über Niemands Lippe. Aber jetzt, wie ich über den Marktplatz hieher kam, hörte ich einen Herold der gaffenden Menge verkünden: Morgen, wo die großen Dionysien *) beginnen, gebe Perikles dem Volk ein Spektakel.

Sokrates. Und was für ein Theaterstück ward angekündigt?

---

*) Feste zur Ehre des Bacchus. Nur an den großen und kleinen Dionysien und an den Panathenäen wurden dramatische Vorstellungen gegeben, unter deren Verfassern ein Wettstreit statt fand, worüber die bestellten Richter entschieden.

Menipp. Du wirst dich wundern, Sokrates! Die Acharner des Aristophanes; jene Posse, worin, wie du weißt, dem Perikles so unvergleichlich mitgespielt wird.

Sokrates. Hat das Volk an diesem Lustspiel noch immer, wie vordem, Gefallen?

Menipp. Immer das gleiche.

Sokrates. Zählt denn Perikles nicht viele Verehrer und Freunde unter dem Volke?

Menipp. Wer möcht' es läugnen? Er hat ihrer mehrere, als kein Anderer.

Sokrates. Mehrere selbst, als die Redehelden des Volks?

Menipp. Ich weiß keinen, auch den wortreichsten, der ihrer nur halb so viele hätte.

Sokrates. Perikles muß also doch wohl geschickter, als kein Anderer, dem Volke zu schmeicheln verstehen?

Menipp. Man sollt' es fast glauben, obgleich es gemeine Volkssage ist, der Tausendkünstler-Schalk strebe, die oberste Gewalt ganz an sich zu ziehen.

Sokrates. Würde er so viele Gewalt haben, wenn das Volk sie ihm nicht zugestände?

Menipp. Nein, gewiß nicht.

Sokrates. Woher kommt es denn, daß er mehr, als irgend einer vor ihm, Gewalt in der Republik ausübt?

Menipp. Wir begreifen es alle nicht. Aber so ist's.

Sokrates. Rühmen nicht alle Hellenen seine Beredtsamkeit?

Menipp. Obgleich einfach, hat sie in der That, ich weiß nicht was für einen Zauber. Selbst wenn er wider des

Volks Wünsche redet, findet dieses in seinen Worten eine unwiderstehliche Anmuth, und sein Erzfeind Aristophanes vergleicht seine Rede dem Donner und Blitz, und behauptet, daß die Göttin der Ueberredung auf seinen Lippen throne *).

Sokrates. Aber an Kühnheit, Heftigkeit und Unerschöpflichkeit der Rede wird er doch von der Athletenbrust und Stentorstimme seiner Gegner gewiß übertroffen?

Menipp. An ihm bewundert man die ruhige Modulation einer schönen Stimme. Sie hingegen sparen weder Zeit noch Lunge, weder lebhafte Bewegungen noch rasche Mantelwürfe **), und nach ihren Reden sollte man wahrlich glauben, sie haben Recht und kein Anderer.

Sokrates. Nur vergessen sie vielleicht des Sprüchleins unsers Dichters: „Viel, und was nützt, zu sagen, sey nicht Eins." — Doch bewies Perikles nicht auch sonst große hervorragende Talente im Krieg und im Frieden?

Menipp. Wer könnte sie ihm absprechen?

Sokrates. Muß man aber nicht auch gestehen, daß seine Talente unserm Vaterlande Vortheil gebracht?

---

*) Von des Perikles Beredsamkeit sagt Quinctilian XII. 10. similemne credimus Lysianae gracilitati, quam fulminibus et coelesti fragori comparant Cornici, dum illi conviciantur.

**) Temistokles, Aristides und auch Perikles standen fast ohne alle Bewegung, und die Hände im Mantel auf der Tribüne. Vorzüglich der Gerber Kleon verscheuchte diesen Ernst, diese Würde des Anstandes. S. Barthelemy Reisen des jüng. Anacharsis II. 216.

Menipp. Allerdings. Die herrschsüchtigen Plane unsrer Feinde hat er vereitelt. Unser Staat war nie so sieg-bekrönt und mächtig, als jetzt, und nie war das Volk wohl-habender. Künste und Wissenschaften haben den glänzend-sten Gipfel erreicht.

Sokrates. Und glaubst du, daß diese Dinge dem Volk Athens wohlgefallen?

Menipp. Wie könnten sie es nicht? Bilden die Athener sich doch in ihrer Selbstgefälligkeit ein, sie hätten alles dies selbst gethan!

Sokrates. Was sagen denn seine Feinde dazu?

Menipp. Sie finden es am rathsamsten, davon zu schweigen. Aber um so beflissener sind sie, ihren eigenen Werth vor dem Volke herauszustreichen.

Sokrates. Wäre denn das Volk nicht geneigt, ih-ren Werth anzuerkennen, wenn sie selbst dafür ohne Sorge wären?

Menipp. Schwerlich. Was nicht durch äußern Glanz sich empfiehlt, das wird des Volks böotisches Auge nicht gewahr. Wie viele sind nicht vergessen, weil sie nur tugend-haft waren! Siehe, Sokrates! wenn wir uns bloß auf un-sere Tugenden und Verdienste verließen, wir würden vom Volke kaum eines Blickes gewürdigt.

Sokrates. Aber warum wäre das Volk nur für des Perikles Verdienst so scharfsichtig, für das eurige blind?

Menipp. So ist's. Aber warum? das mag die blinde Glücksgöttin dir erklären!

Sokrates. Zieht Perikles dadurch die Augen auf sich, daß er sich stets, wie einige unsrer Glückspilzen thun, von einem Schwarme Sykophanten und Parasiten umgeben läßt?

Menipp. Dieser Vorwurf trifft ihn nicht. Denn entweder geht er allein, oder in Begleitung eines angesehenen Rathsherrn, oder des Alkibiades, oder des Phidias, oder eines der wenigen Weisen, wie du, Sokrates! und nur auf einem Wege sieht man ihn in der Stadt; auf dem zum Marktplatz oder zum Rathhaus *).

Sokrates. Macht er etwa einen glänzenden Aufwand in seinem Hause?

Menipp. In seinem Hause ist die Lebensart zum Verwundern einfach, und die Ordnung, die darin herrscht, wird als musterhaft gelobt.

Sokrates. So hat er sich wahrscheinlich einen ansehnlichen Reichthum gesammelt?

Menipp. Nicht um einen Obolus **) hat er sein Erbgut vermehrt, seit ihm der Staatsschatz zu Gebote steht.

Sokrates. Aber vielleicht macht er sich aus dem Staatsschatze Freunde und Anhänger?

Menipp. Geschenke bekam noch Niemand von ihm. Aber die Künstler, die Bauleute, die ärmere, arbeitsame Klasse preisen ihn als ihren Wohlthäter.

Sokrates. Seine Verwendung der Staatsgelder hat also wohl den Beifall der Athener?

---

*) So schreibt Plutarch.

**) Eine kleine Münze im Werth von zehn Pfennigen.

Menipp. Mit Ausnahme der Reichen und der Volksredner.

Sokrates. Was finden denn diese zu tadeln?

Menipp. Daß er den Staatsschatz nicht unberührt liegen läßt.

Sokrates. Was könnte denn ein todter Schatz den Athenern dienen?

Menipp. Er wäre, sagen sie, ein Nothpfennig für außerordentliche Fälle, Krieg, Hungersgefahr und dergleichen.

Sokrates. Fliegt aber der Staatsschatz aus Athen fort, wenn Perikles mit ihm die schönen und großen Werke ausführen läßt, die den Kunst- und Gewerbfleiß beleben, und die Stadt verherrlichen?

Menipp. Athen wird verziert; aber sein Schatz wird leer.

Sokrates. Sag' mir aber, Menipp! wer bekömmt denn die Gelder aus dem Schatze?

Menipp. Die Künstler und Arbeiter.

Sokrates. Von diesen werden also wohl viele vermögliche Leute?

Menipp. Allerdings.

Sokrates. Wer zahlt aber, wenn ein Krieg ausbricht, die Kosten?

Menipp. Alle Bürger nach Verhältniß ihres Vermögens.

Sokrates. Wenn also viele Bürger vermöglich sind, so wird es auch leichter seyn, die nöthigen Summen zum Krieg aufzubringen?

Menipp. Ganz wohl. Aber wenn der Staatsschatz unversehrt da läge, so würde er die Kriegskosten decken, ohne daß es der Auflagen bedürfte.

Sokrates. Und wenn der Krieg den Staatsschatz aufgezehrt hätte, wozu nähmet ihr dann eure Zuflucht?

Menipp. Zu der neuen Kriegsbeute.

Sokrates. Wie aber, wenn das launige Kriegsglück die Beute nicht euch, sondern den Feinden zuspielte?

Menipp. Eines solchen Falls auch nur im Ernst zu gedenken, wär' es nicht Hochverrath an Athen, der Lieblingsstadt des göttlichen Pallas?

Sokrates. Hat sich denn dieser Fall nicht mehrmal schon ereignet?

Menipp. Seit dem letzten persischen Kriege nimmer. Athen ist jetzt unüberwindlich.

Sokrates. Nährt ihr diese Einbildung unter dem Volke?

Menipp. Es ist uns're angelegenste Sorge.

Sokrates. Fürchtet ihr aber nicht, dem Volk eben dadurch zu schaden, indem ihr es übermüthig und sorglos machet?

Menipp. Unser ganzes Ansehen beruht auf dieser Einbildung des Volks.

Sokrates. Es ist wohl eine eigene Kunst, deren ihr euch zu diesem Zwecke bedienet?

Menipp. Sollte sie dir unbekannt seyn, diese Kunst, Sokrates? Sie spielt ja täglich vor deinen Augen, und wie geschäftig ist sie nicht auch gegen dich?

Sokrates. Scheint dir, Menipp! ich habe unrecht, ganz so meiner Wege zu gehen, als ob ich nichts davon wüßte?

Menipp. Unrecht, großes Unrecht! Denn es stünde ja nur bei dir, der Mann, der Abgott des Volks zu werden.

Sokrates. Nun, so sage mir doch, wie müßt' ich es angehen?

Menipp. Der Majestät des Volks schmeicheln, und ihre Freiheit öffentlich verfechten müßtest du.

Sokrates. Und würde das Volk alsdann besser oder schlimmer, klüger oder thörichter?

Menipp. Seltsame Frage! Ist es doch hier bloß um deinen Ruhm, um deine Volksgunst zu thun!

Sokrates. Also darum, bloß darum wär' es unsern Volksrednern zu thun? Um Schatten, Rauch und Wind? Wozu führen sie denn die Worte Recht und Tugend stets im Munde, und den Namen der unsterblichen Götter?

Menipp. Du weißt, o Sokrates! wie lieblich diese Töne den Ohren unsers Volks erklingen? Wessen Lippen unaufhörlich von Recht und Tugend und von der Götter Hoheit überfließen, den halten die Leute selbst für rechtschaffen, für tugendhaft, für einen treuen Verehrer der Götter *).

Sokrates. Und doch was sind bloße Worte, wenn sie auch wie ein gestirnter Himmel schimmerten, anders, als

---

*) Denn sie beachten die Zungen allein redseliger Männer;
Aber ihr Wirken und Thun kümmert sich Keiner zu seh'n.

S. Fr. Jakobs Leben und Kunst der Alten II. 213.

eitles Blendwerk, als leerer Schein, womit die Phantasie dem gesunden Verstand ein Bein unterschlägt *)?

Menipp. Immerhin! Wenn es uns nur dem Zwecke näher bringt.

Sokrates. Welchem Zwecke, meinst du?

Menipp. Der Rettung der Volksfreiheit, der Volksmajestät.

Sokrates. Pomphaft fürwahr sind diese Worte. Allein was bedeuten sie dir?

Menipp. Das ist eben unser großes Räthsel. Mag jeder es deuten, wie er will und kann!

Sokrates. Aber für euch enthalten doch wohl jene Worte keine Räthsel?

Menipp. Wie du es nimmst; ein Räthsel, und auch keines.

Sokrates. Wie verstehst du das?

Menipp. Warum hätt' ich ein Geheimniß vor dir, Sokrates? Wir kennen uns ja von Kindesbeinen an. Wir Freisinnige haben unserm Völklein schon lange Puls und Zahn befühlt. Die Räthsel, die ihm ganz unauflöslich dünken, haben für sein sinnlich geistiges Aug' einen weit höhern Reitz, als die sonnenklarsten Wahrheiten. Wir hüten uns daher recht sehr, vor ihm anders, als in Räthseln zu reden. Den Schlüssel behalten wir für uns.

---

*) Nach Platon (im Phädrus) waren es die Redner Tisias und Gorgias, die zuerst entdeckt haben, daß das Scheinbare über das Wahre gehe, und mehr zu beachten sey, weil es macht, daß das Kleine groß und das Große klein erscheint durch die Kraft der Rede.

Sokrates. Und der Schlüssel wäre?

Menipp. Unter uns gesagt die Einsicht, daß alle die großen Worte von Volksfreiheit und Volksmajestät taube Nüsse sind, oder doch nur Naschwerk, und nichts weiter.

Sokrates. Versteh' ich recht, so ist euch das Volk ein Schwarm von Kindern, denen ihr taube Nüsse zum Spiele von der Tribüne herabwerft?

Menipp. Nichts anderes.

Sokrates. Ihr habt aber doch wohl die Absicht, das Volk zu erziehen?

Menipp. Wohl!

Sokrates. Ihr wollt mithin, daß das Volk nicht immer kindisch bleibe, sondern des Gängelbandes entbehre?

Menipp. Allerdings. Zerreißen soll es das Gängelband, das Perikles und seine Gehülfen ihm so listig um den Nacken geworfen.

Sokrates. Und deswegen werft ihr ihm die schöngefärbten Dinge von der Rednerbühne zu? — Glaubst du aber nicht, Menipp! das Volk tausche auf solche Weise nur mit Bändern und Spielzeug?

Menipp. Was thuts? Wenn es bei dem Tausche nur gewinnt!

Sokrates. Das wäre eben die Frage.

Menipp. Wie? Gewänn' es nicht alles, würd' es der Tirannei des Einen entledigt? Ist doch das Volk, wo nur Einer herrscht, kein Volk *).

---

*) Des Sophokles Antigonä.

Sokrates. Beweist indeß nicht der Vorgang von Heute, wie weit ihr vom Ziele noch entfernt seyd?

Menipp. Es scheint beinahe so. Wie sollen wir uns aber anschicken, o weiser Sokrates! um das Ziel nicht zu verfehlen?

Sokrates. Du weißt, Menipp! ich bin des Perikles Freund; doch, weil du von mir Rath verlangst, so versag' ich ihn dir nicht. Nur beantworte mir vorher eine Frage!

Menipp. Welche?

Sokrates. Was für eine Grundlage gab Solon der freien Verfassung unsrer Stadt? Wählte er dazu den Reichthum, den Handel, die Ueppigkeit, den Reiz der Eroberung? Oder die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit und die Scheu vor den ewigen Göttern?

Menipp. Wir wissen alle, daß er die Stadt der hehren Athene geweiht, und die Tugenden, die du nanntest, ihr zu Schutzgeistern gegeben.

Sokrates. Fürwahr so ist's. Sage mir aber, blühen diese Tugenden noch jetzt in Athen, wie vor Alters?

Menipp. Man klagt allgemein über ihre Abnahme?

Sokrates. Ist nicht auch unsere Verfassung aus ihren Fugen getreten?

Menipp. Dies ists, was wir am meisten beklagen.

Sokrates. Wessen Werk ist dies Mißgeschick — unsrer Tugenden, oder unsrer Untugenden?

Menipp. Ohne Zweifel das Werk der Untugenden — des Ehrgeizes, der Habsucht, der Prachtliebe.

Sokrates. Wodurch sind diese Untugenden der Freiheit gefährlich?

Menipp. Sie hindern den guten Gebrauch und die Behauptung der Freiheit, und geben ihrem Mißbrauche freien Spielraum.

Sokrates. Vertreiben sie nicht auch die Genügsamkeit, die uns zuruft: Preise dich glücklich, wenn du des Guten mehr hast, als des Bösen; denn du bist Mensch *)! — Oder kennst du wohl viele Athener, die mit ihrem Loose zufrieden sind?

Menipp. Aufrichtig zu reden, ich kenne ihrer nur wenige.

Sokrates. Kommt dies vielleicht daher, daß sie das Geld mehr lieben, als die Freiheit?

Menipp. Sie lieben beides.

Sokrates. Aber verdingen sie sich nicht um's Geld?

Menipp. Allerdings.

Sokrates. Und würden wohl Viele den Schätzen des Perserkönigs widerstehen, wenn sie ihnen für die so gepriesene Freiheit geboten würden?

Menipp. Ich weiß nicht. Aber das weiß ich, die Armen möchten alle den Reichen gleich werden.

Sokrates. Die Athener lieben also die Gleichheit sehr?

Menipp. Jede Ungleichheit ist ihnen ein Dorn im Auge.

---

*) Des Euripides Phädra.

Sokrates. Welches Gut aber haben die Götter unter Alle so gleich vertheilt, wie die Anlage zur Tugend?

Menipp. Keines.

Sokrates. Warum trachten also nicht alle Athener nach der Tugend, die sie alle besitzen können?

Menipp. Weil die Tugend oft betteln geht, und mehr Opfer begehrt, als Vortheil einträgt.

Sokrates. Muß aber ein Staat nicht zerfallen, wenn seine Bürger bloß auf ihren Vortheil sehen?

Menipp. Gewiß.

Sokrates. Würde Perikles alle armen Athener reich machen, glaubst du nicht, sie würden ihn anbeten *)?

Menipp. Ich zweifle nicht.

Sokrates. Warum steht aber Perikles jetzt bei den Armen und Reichen des Volks doch so hoch im Ansehen?

Menipp. Mir dünkt, weil dem Volk die Tugenden fehlen, welche dieses Ansehen entbehrlich machen würden.

Sokrates. Du glaubst mithin, Perikles wäre nicht zu der Uebermacht gelangt, wenn die alten Tugenden noch herrschten?

Menipp. Nie, gewiß nie.

Sokrates. Die Herstellung dieser Tugenden wäre mithin wohl der sicherste Weg zur Herstellung des Lebens und der Wirksamkeit einer freien Verfassung.

---

*) Schon damals, nicht erst zu Phocions Zeiten (s. Plutarch Phocion 30.) waren diejenigen eine Seltenheit, die sich mit der Armuth wie mit einer Tugend brüsteten, wogegen Viele sich auf ihren Reichthum viel einbildeten.

Menipp. Die sicherste. Doch glaubst du wohl, Sokrates! wie die Sachen jetzt stehen, daß Perikles sich die Herrschaft von den Tugenden seiner Mitbürger entwinden ließe?

Sokrates. Ich kenne Perikles. Mit Freuden würd' er den Tugenden seiner Mitbürger die Herrschaft übergeben, sich glücklich preisend, in ländlicher Eingezogenheit der stille Zeuge ihres Glückes zu seyn. Aber jetzt, Menipp! würde wohl der Herrscherstab unserm Volke zu etwas anderm dienen, als sich selbst damit tödtliche Schläge zu versetzen? Glücklicher Weise wird der wetterleuchtende Wortpomp aller Volksredner in den Athenern schwerlich das Gefühl ersticken, daß sie eines Oberhaupts bedürfen, wie Perikles *). Oft hören wir sie zwar gegen ihn murren. Gleicht aber ihr Benehmen nicht dem von verzogenen Kindern gegen den Hausvater, der mit Ernst und Weisheit ihre verwöhnten Gemüther leitet, ihre kindischen Begierden mäßigt, ihre Leidenschaften zügelt? — Komm, Menipp! laß uns hier in den Parthenon **) treten, und für uns und unsre Mitbürger um Weisheit flehen!

---

*) Plutarch (Agis 2.) meynt, „man müsse dem Pöbel aller Völker und Zeiten begreiflich machen, daß sein wahrer Regent nicht zugleich sein gehorsamer Diener seyn könne."

**) Tempel der Minerva auf der Burg von Athen.

Zweites Gespräch.

(Im Pyräus, dem Hafen von Athen.)

Sokrates. Kriton.

Sokrates. Warum so finster, Kriton? Die Sonne ist doch so klar und heiter dem Meer entstiegen, daß ich mich keines schönern Morgens entsinne. Schon eine Stunde sitz' ich hier am Ufer, entzückt von dem lieblichen Schauspiel der Lichtstralen, die mit den Wellen sich vermählen.

Kriton. Schön, bezaubernd schön ist die Natur; wahrlich in ihr spiegelt sich die Gottheit, wie du uns lehrst, o Sokrates! Aber wie albern, wie verkehrt, wie häßlich ist unser Geschlecht, die zweibeinigen Geschöpfe ohne Federn!

Sokrates. Warum zürnest du ihnen?

Kriton. Wer könnte ihnen nicht zürnen, wenn er sieht, wie sie es treiben!

Sokrates. Gibt es denn nicht Weise, Tugendhafte, Helden unter ihnen?

Kriton. Seltene Erscheinungen! Aber die Menge, wie thöricht, wie schwach, wie wetterwendisch!

Sokrates. Könnte denn nicht auch die Menge gut, vernünftig und weise werden?

Kriton. Die Möglichkeit, selbst die Anlagen haben die Götter Niemanden versagt.

Sokrates. Und warum sind es dennoch so Viele in der That nicht?

Kriton. Ohne Zweifel, weil sie das Wahre, das Gute, das Schöne nicht kennen.

Sokrates. Also käm' es nur darauf an, ihnen die Kenntniß davon beizubringen?

Kriton. Gewiß. Denn wer das Schöne, Wahre und Gute kennt, wie könnt' er es nicht auch lieben!

Sokrates. Sage mir, Kriton! Hast du nie Kinder gekannt, die ihre Aeltern liebten, und ihnen dennoch manchmal nicht gehorchten?

Kriton. Allerdings, dies geschieht alle Tage.

Sokrates. Wie kommt es aber, daß die Kinder, die ihre Aeltern lieben, ihnen oftmals nicht gehorchen?

Kriton. Weil ihre Neigungen und Begierden sie zum Gegentheil antreiben.

Sokrates. Also neben der Liebe des Guten wohnt auch in den Kindern schon ein Hang, der nicht zum Guten treibt?

Kriton. So ist's. Von Natur liebt unsre Seele das Gute. Aber die sinnliche Lust lockt unsre Begierlichkeit, und diese ist taub und blind; sie treibt uns an, sie

zu befriedigen, die Vernunft mag einwenden, was sie will. Doch das Gewissen bringt die Menschen wieder zur Besinnung.

Sokrates. Was versteht man denn unter Gewissen?

Kriton. Wie oft hört' ich es nicht aus deinem Munde: Das Gewissen sey der Gott in uns.

Sokrates Sagt' ich aber, dieser Gott gebe in jeder Brust seine Orakel zu vernehmen?

Kriton. In jeder.

Sokrates. Auch im Sturme der Leidenschaft?

Kriton. Da wird seine Stimme sehr oft übertäubt.

Sokrates. Und hat sich erst eine Leidenschaft in einer Seele der Herrschaft bemächtigt, ertönt auch dann noch die Stimme des Gewissens?

Kriton. Ihr Laut wird immer schwächer, bis er sich zuletzt ganz verliert. Dann verläßt den Menschen die fromme Scheu, die holde Schaam und die weise Angst; er wird gewissenlos, und stürzt von Frevel in Frevel.

Sokrates. Ist es möglich, einen solchen wieder auf den Weg der Tugend zurückzubringen?

Kriton. Zuweilen vermag es die Strafe, welche die Natur, oder die Obrigkeit oder die Götter verhängen.

Sokrates. Die Strafe? Wie kann denn diese den Menschen bessern?

Kriton. Dadurch, meyn' ich, daß sie das eingeschlafene Gewissen wieder aufweckt, und aus der Seele die Lüge verstößt, deren Zaubertöne den Laut des Gewissens erstickt hatten.

Sokrates. Wir hätten mithin nicht Ursache, an der Besserung der größten Thoren und Verbrecher zu verzweifeln, Kriton!

Kriton. Nein, Sokrates!

Sokrates. Und doch, mein Lieber! warst du eben jetzt so ärgerlich über die Armseligkeit der Menschleins, die man Volk nennt. Wie kommt's?

Kriton. Weil diese Menschleins bei all' ihrer Erbärmlichkeit sich doch vernünftig, klug und weise dünken, und sich so blähen und breit thun.

Sokrates. Dies ist so die Art aller Thoren und Gecken. Du wirst mir aber doch gestehen, daß diese Leutchen nicht durchaus bösartig, oder gar gewissenlos sind; ja daß ihrer die Meisten sich nur durch den Schein des Guten vom wahren Guten verlocken lassen?

Kriton. Wie meinst du das?

Sokrates. Erzähle mir zuerst den Vorgang, der dir die Galle über die armen Menschleins so in Aufruhr gebracht. Dann wollen wir ihnen recht sorgsam den Puls fühlen.

Kriton. Du weißt, mein Sokrates! wie herrlich und siegbekrönt Perikles den Krieg beendigt hat. Wie weise reinigte er Athen von einem großen Theil gefährlicher Müssiggänger durch Errichtung von Pflanzstädten! Wie schön verwandt' er nicht die dem Feind abgenommene Beute, indem er den Göttern prächtige Tempel *), das

---

*) Z. B. den Parthenon der Minerva, den Einweihungstempel der Ceres, den des Olympischen Zeus, u. s. f.

Odeon *) und die Propyläen **) am Eingange zur Akropolis bauen ließ, den Pyräus aber, der vorhin nur von Kriegsschiffen wimmelte, zu einem Mittelpunkte des griechischen Handels umschuf ***), und Athen zum Lieblingssitze der Musen erhob. Doch womit vergolten unsre leichtsinnigen Kechenäer diese Wohlthaten? Mit Undank und Hohn. Während alle Nachbarn ihn bewundern, sein Werk (denn dies ist unser Athen) das Kleinod von Griechenland nennen ****), und nicht genug staunen können, daß diese auf einem magern, steinigten und beschränkten Boden gelegene Stadt jetzt Monarchien verdunkle, ziehen hier auf allen Plätzen, in allen Buden und Schenken die Mäuler frech über ihn los, und alle Ohren steh'n nur der Brut seiner Neider offen, die durch Verläumdung, bethörendes Geschwätz und hundert niedere, abgefeimte Demagogenkünste der Gunst des Volks nachschleichen. Gestern rückten die Elenden gar mit dem Gedanken hervor, ihn öffentlich der Tirannei bezüchtigen und gegen ihn die Verbannung aussprechen zu wollen *****).

---

*) Wo musikalische und dichterische Wettkämpfe veranstaltet wurden.

**) Vorhallen.

***) Der Hafen von Athen. Cimon hatte ihn durch die sogenannten langen Mauern mit der Stadt in Verbindung gesetzt.

****) Auch als eine Schule für Griechenland wurde Athen angesehen. Tukidides II. 41.

*****) Vom Volke zu Athen galt, was Cicero vom römischen sagt (Ep. ad diversos XI. 12.): „es mißbraucht seine

Sokrates. Ist denn diese Verbannung, die wir Ostrazismus *) nennen, eine Strafe?

Kriton. Wie verstehst du das?

Sokrates. Ich meyne, ob diese Verbannung ein Verbrechen voraussetze?

Kriton. Keineswegs. Denn sie traf zu allen Zeiten die verdientesten Bürger Athens, deren Thatenglanz und Ansehen den Neid der Andern erregt hatten. Der Neid der Kleinen findet eben an der Demüthigung großer Männer eine ganz eigene Befriedigung. Das Volk von Athen behandelte sie immer wie die prächtigen Ahornbäume auf seinen Spaziergängen. Zieht ein Ungewitter heran, so suchen sie Schutz unter ihnen; hingegen bei heiterm Wetter rupft ein jeder der Vorbeigehenden einen Zweig oder ein Blatt von ihnen ab **).

Sokrates. Sollten aber wohl die Athener so albern seyn, den Perikles dem Neid einiger Ehrgeizigen ohne Verdienst aufzuopfern?

Freiheit gerade gegen diejenigen am meisten, denen es dieselbe zu verdanken hat.

*) S. Plutarch Aristides 7.

**) Diototus in s. Rede für die Mythelener sagte: „Dieses hat unsere Rede vor allen voraus, daß, wegen der fantastischen Denkart ihrer Bürger, sich Niemand geradezu um sie verdient machen kann, wenn er ihnen nicht einen Dunst vormacht. Denn sobald Jemand ihnen sichtbarlich einen Dienst thut, so lohne man ihn mit dem Verdacht, es müsse irgend ein geheimes Interesse darunter stecken. Thukidides III. 43.

Kriton. Wozu läßt sich unser Völklein nicht bereden, das alte Kind, das, unfähig einer kalten, ruhigen Betrachtung der Gegenwart oder der Vergangenheit, immer nur nach Neuem schnappt, und, für keine ernsten Gedanken aufgelegt, sein Leben wie die Schmetterlinge mit Nippen und Nicken, Gaffen und Aufhorchen, Witzeln und Flattern zubringt *)?

Sokrates. Gesetzt aber, das Volk hätte den Perikles nicht wegen der Absicht, sich der Alleinherrschaft zu bemeistern, im Verdacht, meynst du wohl, Kriton! es würde sich so gegen ihn benehmen?

---

*) Aristophanes hat das Athenervolk treffend in seinen Rittern (Demagogen) geschildert.

O Demos, wie schön ist dein Loos,
Von allen Menschen gefürchtet
Zu herrschen als ein Monarch!
Nur lässest von Schmeichlern zu leicht
Du bei der Nase dich führen,
Bist gar zu gern gehätschelt,
Sperrst gleich den Schnabel auf,
Wenn einer dir was vorschwatzt,
Und dein Verstand indessen
Ist überall und nirgendwo.

Schon Solon sagte zu den Athenern, als sie sich von Pisistratus bethören ließen:

„Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut!"

Kriton. Nimmermehr. Was berechtigt aber die Leute, wegen eines bloßen Verdachts ihren Retter und Wohlthäter verbannen zu wollen?

Sokrates. Glaubst du, Kriton! daß Perikles sich um das Urtheil der Menge bekümmere?

Kriton. Wie könnt' es ihm, dem Staatsmanne, gleichgültig seyn?

Sokrates. Aber Freund Xenophon erzählte mir doch ohnlängst Folgendes: Als Perikles eines Tags vor dem Volk redete, und ein lebhaftes Beifallklatschen ihn unterbrach, wandt' er sich um, und fragte den Xenophon, der gerade hinter ihm stand: Hab' ich etwa irgend etwas Thörichtes gesagt? Scheint dir diese Frage nicht zu beweisen, daß Perikles des Volkes Beifall nicht hoch anschlage?

Kriton. Dieser Vorfall scheint mir nur zu beweisen, daß Perikles kein Sklave des Pöbels sey, der oft gerade dann lärmenden Beifall klatscht, wo der Weise Grund zur Unzufriedenheit findet. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß er nicht wünsche, die Neigung des Volks für sich zu gewinnen.

Sokrates. Wenn dem so wäre, so läg' es ja, däucht mir, nur an ihm, dem Volke den Verdacht zu nehmen, als strebe er nach der Alleinherrschaft. — Doch scheint er nicht vielmehr zu erwarten, dieser Verdacht werde allmählig von selbst verschwinden? Hast du nicht gehört, daß er heute dem Volk ein großes Fest gibt, wobei eine Satyre des Aristophanes über seine Verwaltung auf der Bühne gespielt wird?

Kriton. Ich weiß.

Sokrates. Erinnerst du dich auch noch, lieber Kriton! wie Perikles sich benahm, als der junge Ehreätus, von dem herrschsüchtigen Kleon angestiftet, ihn auf dem Marktplatze recht ungestümm mit einer Fluth persönlicher Schimpfreden anfiel?

Kriton. Wohl! Es war in der Sache der Mitylener. Perikles erhob sich mit Würde, frug den hitzigen Jüngling, ob er nun ausgeredet habe? und hub dann mit der Bemerkung an: Daß es ihn eben so sehr, als irgend einen andern Bürger Athens freuen würde, wenn sich die Jünglinge durch den Geist der Freimüthigkeit auszeichneten, der ihre Vorfahren so sehr verherrlicht habe; aber noch mehr würde es ihn freuen, wenn sie damit den Scharfsinn und die Klugheit verbänden, die sie allein in den Stand setzen könnten, die verwickelten und schweren Fragen über die Rechte des Senats und des Volks zu verstehen und zu beurtheilen. Noch seh' ich die tiefe Stille, womit das Volk diese Worte vernahm, und wie nun alle Augen höhnisch tadelnd auf Kleons naseweisen Klienten sich warfen, der schamroth bald sich auf die Lippen biß, bald an den Nägeln seiner Finger kaute.

Sokrates. Seyen wir also wegen des Perikles ohne Sorge! Der Ausgang der Volksberathung von Gestern ist dir doch bekannt?

Kriton. Sie konnten nicht Eins werden; das Volk verlief sich, und ich hörte Viele, die sich bitter beklagten, daß man sie zum Beßten habe.

Sokrates. Hast du aber nicht auch bemerkt, daß seit den großen Tagen von Marathon, Salamis und Platäa ein sonderbarer Hochsinn sich unsrer Cekropiden bemächtigt hat?

Kriton. Wahrlich! jeder Maulaffe zu Athen dünkt sich jetzt vom Heldengeschlecht, träumt von nichts als Eroberungen und blickt mit Hohn auf die Fremden herab.

Sokrates. Verdient dieser Stolz mehr Lob, oder Tadel?

Kriton. Reines Gold ist er nicht. Es steckt mehr Eitelkeit darin, als Gefühl des eigenen Werthes.

Sokrates. Warum unterhält denn Perikles diesen Stolz?

Kriton. Ich denke weil die Athener ohne ihn ganz nichtswürdig wären. Er ist noch das Salz, das sie vor Fäulniß bewahrt.

Sokrates. Dünkt es dich aber nicht, daß unser Volk erst jetzt, nachdem Perikles seinen Stolz so sehr genährt hat, sich gegen ihn aufbäumt?

Kriton. So ist es allerdings. Aber bloß auf Antrieb seiner Neider.

Sokrates. Mit welchen Augen betrachten denn diese das jetzige hochfahrende Wesen unsers Volkes?

Kriton. Dem äußern Schein nach können sie den Stolz der Athener nicht genug steigern; sie thun Alles, um sie noch aufgedunsener zu machen. Aber doch merken sie mit scheelsüchtiger Unruhe, daß das Volk, so lang es für den Glanz und Ruhm der Stadt noch Sinn hat, dem Perikles mehr anhängen werde, als ihnen.

Sokrates. Nährt aber Perikles den Hochsinn seiner Landsleute nicht seinem eigenen Ansehen zu Lieb?

Kriton. Wenn auch, so geschieht es doch nur, um die Macht, die Größe von Athen zu behaupten.

Sokrates. Eifern aber die Demagogen nicht aus gleichem Grunde gegen den jetzigen Krieg?

Kriton. Sie heucheln diesen Grund. Aber der wahre ist ihre Eifersucht gegen die Aristokraten, die ihnen im Wege stehen. Würde der Gerber Kleon an die Stelle des edeln Nikias Feldherr, er wäre der heftigste Verfechter des Krieges.

Sokrates. Warum verschafft ihm denn Perikles nicht den Feldherrnstab?

Kriton. Weil er weiß, daß Kleon den Krieg bloß führen würde, um sich den Beutel zu spicken, während Nikias nur den Vortheil der Stadt im Auge hat.

Sokrates. Wär' es vielleicht gar des Perikles Plan, die Demagogen auf der Rednerbühne gewähren zu lassen, damit sie durch ihre eigenen Künste ihren Kredit beym Volk untergraben?

Kriton. Möglich.

Sokrates. Hältst du es aber nicht auch für das Beßte, was er thun könnte?

Kriton. Ich weiß nicht, Sokrates!

Sokrates. Würd' er gegen die Umtriebe der Demagogen sich entrüsten, oder ließ er sich herab, ihre Sophismen zu beantworten, oder wollte er die Satyrenschreiber seinen Unwillen fühlen lassen, ich frage dich, Kriton! hieße das nicht Oel in's Feuer gießen, und den Verdacht wider Perikles bestärken?

Kriton. Mir scheints, allerdings. Treffend wahr ist, was unser Euripides *) sagt:

„Wenn das Volk aufschwillet, übermannt von Zorn,
Dann, wie verzehrend Feuer, wird es schwer gedämpft.
Wenn aber jemand ruhig dem auflodernden
Nachlassend weicht, und merket die gelegne Zeit,
Dann mag es wohl verrauchen, und, ließ ab sein Grimm,
Wirst du es leicht hinlenken, wo du selber willst."

Sokrates. Auf solche Weise hat auch Perikles oft die Aufwallungen des von seinen Rednern empörten Volks gedämpft. Aber hältst du es auch für möglich, diese Redner selbst zu dämpfen?

Kriton. Weder die Erde, noch das Meer liefert ein Kräutlein gegen die Tollsucht dieser Leute.

Sokrates. Wodurch verräth sich die Thorheit der Thoren? Durch Schweigen oder Reden?

Kriton. Durch vieles Reden.

Sokrates. Ist es also nicht weise, die Thörichten viel reden zu lassen?

Kriton. Allerdings. Sie zeigen sich dann in ihrer ganzen Blöße.

Sokrates. Scheint dir also nicht Perikles weise zu handeln, indem er, während die windigen Demagogen sich heiser reden, mit den Thorheiten des Volks gleichsam spielt, um sie durch Ueberlistung zu dem Ziele zu führen, das die Weisheit vorhält?

---

*) Im Orestes.

Kriton. Eigentlich ganz weise. Aber doch wird dadurch unsern Rechtsverdrehern nicht benommen, das Volk zu verwirren.

Sokrates. An was halten sich die Hunde bei unsern Gastmalen? Nicht wahr, an das, was die Gäste wegwerfen, an die Knochen? — Machen es unsre Demagogen anders? Würden sie nicht trostlos seyn, wenn es nichts zu zernagen und zu zerbeißen gäbe?

Kriton. Sie würden sich zu todt grämen, die armen Zungendrescher.

Sokrates. Sind sie aber vom Volke mehr geliebt, oder gefürchtet?

Kriton. Mehr gefürchtet; gleich bösen Wachthunden, denen man von fern' aus dem Wege geht. Deswegen sagte uns jüngst die Muse des Aristophanes *): Demagogie ist keine Sache mehr für einen Mann von Sitten und Erziehung; ungelehrte und ungezogene Leute schicken sich dazu am allerbeßten; denn Unverschämtheit ist ihr einziges Gesetz. Betrachten wir nur einmal den Bader Eukrates, oder den Gerber Kleon. Wie hündisch sie sich benehmen! Ohne Erziehung, ohne Adel der Gesinnung kennen sie keinen Gott, als ihren Eigennutz. „Wo's uns wohl geht, da ist unser Vaterland! **)“, dies scheint ihr Wahlspruch zu seyn.

Sokrates. Warum wird hingegen Perikles jetzt als der erste Staatsmann unserer Stadt, ja in ganz Griechen-

---

*) In den Demagogen.

**) S. des Aristophanes Pluto. Akt IV.

land gepriesen? Warum sehen sich selbst unsere leichtköpfigen und tadelsüchtigen Kechenäer genöthigt, gerecht gegen ihn zu seyn? Doch gewiß nicht wegen jenes Verdachts, den die Demagogen als Angriffswaffe gegen ihn gebrauchen?

Kriton. Nein. Aber wegen des Verstands und der Würde, womit er Alles behandelt; wegen den denkwürdigen Thaten im Krieg und im Frieden, durch die er die Macht und das Ansehen seiner Stadt erhöht, und ihren innern Glanz und Wohlstand vermehrt hat.

Sokrates. So siegreich wäre demnach die Macht der Beredsamkeit großer Thaten über den Prunk der Redekünstler und das Grillengezirp der Spottgedichte! Heute Abend, lieber Kriton! — in des Aristophanes Wolken, nicht wahr, da sehen wir uns wieder? . .

Drittes Gespräch.

(Die Szene ist die Vorhalle eines Landguts des Perikles mit Meeraussicht.)

Perikles. Aspasia (Seine Gemahlin.) Alkibiades*).

Aspasia. Mit welcher ruhigen Glorie taucht die Abendsonne sich dort in's hellaufschimmernde Meer! So schließt sich der Lebenslauf des Weisen. So schied von uns Anaxagoras. Du warst zugegen, Alkibiades!

Alkibiades. Der Unvergeßliche! In dieser Säulenhalle saß er. Obgleich schuldlos verurtheilt **), ließ er keinen Laut des Unmuths seinem Mund entschlüpfen. Sein Silberhaupt beglänzte der Mond. Heiter schwebten seine Blicke an den Sternen; er sprach mit Innigkeit und Ehrfurcht von dem Urgeiste, der den zahllosen Welten im unermessenen Himmelsraum ihre Bahnen angewiesen. Jetzt

*) Perikles war des Alklibiades Vormund.

**) Vorgeblich als Gotteslästerer, auf Betrieb des verschmitzten Gerbersohns, Kleon.

umfieng den Greis ein sanfter Schlummer. Doch du kamst, Perikles! Schweigend und mit Thränen umarmtet ihr euch. Das Schiff nahm den Verkannten auf, und segelte nach Lampsakus *).

Perikles. Er starb so schön, wie er gelebt. Seht dort sein Marmorbild von Phidias! So edel, so geistvoll, so freundlich waren seine Züge. Unverändert sah man sie so, als schon der Jüngling mit gesenkter Fackel seine bessere Seele nach dem Elysium geleitet hatte. Oft, wenn ich seither das Bild des Abwesenden **) hier beim Sternenschein betrachte, kömmt mir vor, als ob es sich belebe; sein Mund scheint sich zu öffnen, und es ist mir, als entquöllen ihm Lehren unvergänglicher Weisheit.

Alkibiades. O dies Bild — es ist mir heilig. Zu ihm führtest du einst mich hin, o Perikles, als ich am jähesten Abgrund taumelte, als ein unseliger Ehrgeitz in den Strudel verworrener Volksherrschaft mich hinabreißen wollte. Hier schwur ich der Göttin Athene den Eid, getreu den Lehren des Anaxagoras, meinen Ehrgeitz dem Wohl des Vaterlandes unterzuordnen.

Perikles. Und du hieltst ihn seither, mein theurer Sohn, wie es einem edeln Bürger Athens geziemt ***).

---

*) Einer Stadt in Mysien, wo er auch starb, und hernach, seinem Wunsche gemäß, sein Tod jährlich durch Ferien der Schuljugend gefeiert wurde. Diogenes Laert. B. II. C. 3. N. 10.

**) Anaxagoras starb erst etwa ein halbes Jahr später als Perikles.

***) Wär' er dem Schwur nur auch später treu geblieben!

Alkibiades. Wenn ich's that, wenn ich jetzt mein Vaterland mehr liebe, als den Ruhm, wem verdank' ich es, als dir, Perikles, und dir, Aspasia, und unserm Freund Sokrates! — Mühsam strebt' ich, deinem Vorbild, o Perikles! mich zu nähern. Vor einer deiner Tugenden blieb ich immer verzweifelnd stehen.

Aspasia. Vor welcher?

Alkibiades. Vor seiner unerschütterlichen kalten Ruhe im Getümmel der Volksbewegungen. Ich muß sie bewundern, Perikles, nachahmen kann ich sie nicht.

Perikles. Warum nicht? Das Blut fängt doch an langsamer in deinen Adern zu rollen, und an die Stelle des jugendlichen Ungestümms, mit welchem du früher, ein anderer Theseus, auf alles, was dir Unrecht oder Mißbrauch schien, hinstürmtest, ist ein besonnener Eifer für das Wohl der Republik getreten. Alter und Erfahrung, mein Alkibiades! werden das Werk vollenden.

Alkibiades. Erlaube mir ein Geständniß! Wenn der Pöbel, aufgeregt von seinen Schmeichlern, deiner Weisheit Hohn spricht; wenn die Volksredner schamlos Thatsachen verdrehen, und mit gleißenden Trugschlüssen aus deinen Verdiensten Stoff zur Verläumdung saugen; wenn die heuchlerischen Großsprecher nun gar mit vollen Backen als Zeugen gegen dich die Freiheit unsrer Stadt und ihre Wohlfart anrufen, für welche sie selbst doch nicht das geringste gethan haben, da entzündet, da empört sich noch jetzt alles in mir, da glühen mir Herz und Auge, und mich drängt's unwiderstehlich, das feile Gezücht in

den Staub zu schmettern. Doch ein Blick auf dich, und die Sehne meines scharfgespannten Bogens erschlafft. Welche Ruhe, welche Kälte, welche Gelassenheit! Nein, ich begreife dich nicht.

Perikles. Du scheinst zu vergessen, ich bin ein Schüler des Anaxagoras.

Alkibiades. Auch in der Kunst zu regieren?

Perikles. Ganz gewiß, auch in dieser; und was dir seltsam genug vorkommen wird, sein Unterricht von Natur- und Sternkunde lehrte mich die Kunst zu regieren *).

Alkibiades. Wie das?

Perikles. Von der ersten Jugend an ward ich den öffentlichen Geschäften bestimmt. Anaxagoras wußt' es, und oftmals wies er mir das Vorbild der beßten Regierung in dem wundervollen Gange der Natur und dem harmonischen Laufe der Gestirne. Sieh, sprach er, wie verschieden, wie mannigfaltig sind die Kräfte der Natur; sie begegnen sich jetzt freundlich, jetzt feindselig; die eine bindet oder fördert die andere; zuweilen entsteht unter ihnen ein gewaltiger Kampf. Aber jedesmal löst er sich wieder auf in Frieden und Ruhe, in schöneres Wachsthum und fruchtbaren Segen. Die geheimnißvolle Urkraft, die allen

---

*) Er (Anaxagoras) befreite ihn (den Perikles) von jenem Aberglauben, der aus der falschen Beurtheilung von den Zeichen und Wundern entsteht, indem er ihm die natürlichen Ursachen erläuterte. Plutarch I. S. 597. Vergl. Heeren, Ideen über die Politik und den Verkehr der Alten. Th. III. Abth. I. S. 397 — 426.

den einzelnen Kräften den ersten Anstoß gegeben, wirkt im Verborgenen fort, ohne daß ein Ohr sie hört, ein Auge sie sieht. Hierin freilich verhält es sich mit dem Menschen, dem die Verwaltung seines Gleichen anvertraut ist, anders. Er steht da vor Aller Augen. Hüllte er seine Verwaltung in Geheimniß, er würde freveln. In allem Uebrigen aber ziemt es ihm, der Gottheit nachzuahmen *).

Alkibiades. Steht dieß Vorbild wohl für den schwachen Sterblichen nicht zu hoch? Ist seine Nachahmung ihm möglich?

Perikles. Freilich ist uns nur Annäherung zur Gottheit vergönnt. Der Stufen aber sind unendlich viele.

Alkibiades. Dem Urgeiste, der das Weltall regiert, ist jede Leidenschaft fremd. Allein wo ist des Sterblichen Herz, das ihrem Einfluß nicht unterworfen wäre?

Perikles. Ganz richtig, mein Sohn! Aber, um Andere zu regieren, mußt du doch vorerst die Macht, dich selbst zu regieren, besitzen. Oder nicht?

Alkibiades. Unstreitig.

Perikles. Würde aber der sich selbst gut regieren, der seinen eigenen Leidenschaften den Zügel ließe?

Alkibiades. Sicherlich nicht!

---

*) Plato (im Phädrus vom Schönen) bemerkt auch: Perikles sey besonders durch die Philosophie des Anaxagoras der größte Redner geworden; denn die Betrachtung des großen Zusammenhangs im Weltall gebe eine gewisse Erhabenheit, wodurch man sich unwiderstehlich mache.

Perikles. Aber etwa wohl, wenn er fremden Leidenschaften sich preis gäbe?

Alkibiades. Eben so wenig.

Perikles. Zur Selbstbeherrschung wird also erfodert, daß man seine eigenen Leidenschaften in der Gewalt habe, und daß man sich von denen der Andern unabhängig erhalte.

Alkibiades. Beides ist nothwendig.

Perikles. Wer aber auch beydes hätte, wär' er deswegen des Erfolgs gewiß?

Alkibiades. Keineswegs. Dazu wäre nöthig, daß ihm die Natur unterthan, und er der Handlungen aller derjenigen Meister wäre, die auf irgend eine Art mit- oder einwirken.

Perikles. Somit wäre auch der Selbstständige immer abhängig?

Alkibiades. Von Andern, und vom Zufall.

Perikles. Was ist mithin davon zu halten, wenn das Mißlingen einer Unternehmung dem Mann zum Verbrechen gemacht wird, der für ihr Gelingen Alles gethan und nichts versäumt hat?

Alkibiades. Dies ist höchst ungerecht. Aber es geschieht mehrentheils.

Perikles. Wie viel Aufhebens machen hingegen die Leute von manchen Handlungen, an denen der Zufall den größten Antheil hat!

Alkibiades. Für nichts hat der große Haufe eine stärkern Verehrung, als für den Zufall. Der Weise aber überläßt dem Zufall nur, was er muß.

Perikles. Wodurch kann denn die Macht des Zufalls vermindert werden?

Alkibiades. Wohl nur dadurch, daß man sich des Willens der Menschen bemächtigt.

Perikles. Was ist es aber, das die Menschen in Bewegung setzt?

Alkibiades. Ihre Begierden.

Perikles. Das Gemüth wäre also einem Saitenspiel ähnlich, aus dem wir die Töne hervorlocken können, die wir wünschen!

Alkibiades. Allerdings, und zwar ein vielbesaitetes und vieltöniges Instrument ist es.

Perikles. Welches sind seine vorzüglichen Akkorde?

Alkibiades. Freude und Trauer, Uebermuth und Niedergeschlagenheit.

Perikles. Und durch welche Affekte werden diese Töne im Gemüth erregt?

Alkibiades. Durch Hoffnung und Furcht.

Perikles. Ist es aber weise, in den Berathungen die Furcht oder die Hoffnung als Steuerruder oder Segelwinde zu gebrauchen?

Alkibiades. Beide sind gewöhnlich sehr täuschend, und alsdann entfernen sie leicht weit vom Ziele.

Perikles. Wenn aber das Volk zu trotzigem Uebermuth aufwallt, ist es dann nicht rathsam, ihm durch Furcht Einhalt zu thun?

Alkibiades. Allerdings,

Perikles. Und ist des Volkes Muth von widrigen Ereignissen niedergebeugt, muß da nicht Hoffnung in ihm geweckt werden, um es zu trösten und zu ermannen?

Alkibiades. Dies ist sehr weise.

Perikles. Wär' es aber klug, sich den Anschein zu geben, als wolle man das Volk im ersten Falle schrecken, im zweiten erheben?

Alkibiades. Hoffnung ist immer eine süße, holdselige, willkommene Gabe. Sie muß aber wohl begründet seyn. Getäuschte Hoffnung kann ein Volk, besonders ein reitzbares und leicht bewegliches, bis zur Wuth aufbringen. Was aber die Furcht betrifft, so macht sie ein Volk nur dann geschmeidig und folgsam, wenn sie auf Thatsachen, nicht bloß auf Worte sich gründet.

Perikles. Haben aber nicht die Vorstellungen, die Ansichten, großen Einfluß auf die Begierden?

Alkibiades. O ja, einen großen.

Perikles. Welche Vorstellungen machen jedoch einen stärkern Eindruck, die dunkeln oder die klaren?

Alkibiades. Für den ersten Augenblick äußern die dunkeln, besonders auf die Menge, oft die größte Macht. Aber die Herrschaft der klaren ist freilich zuverläßiger und dauerhafter.

Perikles. Man kann mithin auf den Verstand sicherer zählen, als auf die Einbildung?

Alkibiades. Ohne Zweifel.

Perikles. Wer mithin Andere gut regieren will, wird der nicht allen Verstand anwenden müssen, um ihre Vor-

stellungen, ihre Ansichten genau zu kennen, und, wofern sie irrig sind, zu läutern, zu berichtigen?

Alkibiades. Allerdings.

Perikles. Wie muß er aber dies anstellen? Kann er hoffen, durch Befehle, durch Machtsprüche, durch Zwang schiefe Ansichten grad zu machen? Würde er nicht vielmehr die eiteln Thoren in ihrem Wahne steifen, wenn er ihn geradezu bestritte?

Alkibiades. Gewiß. Denn sie gleichen den kleinen Kläffern, die desto heftiger belfern, je mehr man sie durch Widerstand reizt.

Perikles. Was bleibt also übrig, um die Menge zum Guten zu leiten, als daß man selbst ein reines Beispiel gebe, und zugleich die Freiheit der Meinungen, und durch sie den Wettstreit der Kräfte fördere? Dann berichtigt sich die eine Meinung durch die andere. Anaxagoras verglich deswegen eine Volksversammlung dem großen Meere. Da kömmt ein Windstoß, und alle Wellen gerathen plötzlich in Aufruhr und Streit. Dieser dauert, so lange der Wind bläst. Wie er ermattet, vermindert sich auch die Bewegung der Wellen; wie die eine sanfter wird, nehmen auch die andern eine sanftere Miene an, und bald siehst du die tiefste Stille, wo noch kaum die Fluthen sich wüthend bekämpften.

Alkibiades. Stete Ruhe des Gemüths wäre demnach die Hauptgabe zum Regieren?

Aspasia. Schildert uns doch der Dichter den ewigen Vater der Götter und Menschen, in unstörbarer Ruh' vom ewigen Olymp die Welt mit stillem Augenwinke beherrschend

Alkibiades. Fürwahr! selbst Juno's Klagen bringen ihn nicht aus seiner göttlichen Ruh', und wenn Aphrodite tiefgekränkt, im Glanze Cytherens, dem kein Herz widersteht, mit schönen Thränen flehend ihm naht, küßt er voll stiller Heiterkeit sie leis' ihr von den Augenwimpern weg, und der Knabe mit den zwei Feuerbränden in den Augen wird ganz blöde, wenn Zevs ihn mit ernster Ruh' anlächelt.

Aspasia. Mit Vergnügen hörte ich euerm Gespräche zu, meine Freunde! Nur eine Frage sey der Ungeweihten erlaubt! Was ist es, das dem Regierenden die stete Ruhe, deren er mitten in der Unruh' um sich her bedarf, einflößen kann? Mir däucht, nichts Vergängliches — eine große, schöne Idee muß es seyn, von einer gütigen Gottheit gesandt!

Alkibiades. Bei den Grazien! Deine Bemerkung, schöne Aspasia! beweist, wie wenig du zu den Ungeweihten gehörst *). Licht wird's mir plötzlich vor der Seele. Ja nur eine große Idee, der allein man lebt, und die man höher achtet, als Alles, als das Leben selbst, nur sie kann die Brust mit der Ruhe füllen, welche dir, o Perikles! die Gewalt giebt, die Athener weis' und glücklich zu beherrschen.

Aspasia. Wahrlich! Athen zur ersten Stadt in Griechenland zu erheben, ist eine schöne, große Idee. Sie hat in Perikles alle Gedanken und Gefühle in Uebereinstimmung gebracht. Sie gab ihm den festen Willen und den ausharrenden Muth. Sie hat seine Seele von Hab=

---

*) Davon finden sich auch schöne Belege in Plato's Menexemus.

sucht und Bestechung so rein erhalten, daß er sein väterliches Vermögen nicht um eine Drachme vermehrt hat. Möge sie die höchste Leidenschaft aller Athener werden!

Perikles. Seht, dort kömmt Sokrates. Laßt uns mit ihm bey einem heitern Symposion dem Andenken unsers Lehrers Anaxagoras den Becher mit Rosen bekränzen.

Viertes Gespräch.

(Auf dem Marktplatze, Hippodamium genannt.)

Sokrates. Gorgias. (ein Schuster.)

Sokrates. Guten Morgen, Gorgias! wie viel verlangst du für dies Paar Riemschuhe?

Gorgias. Zehen Drachmen.

Sokrates. Wie kömmt's! Ihr habt ja den Preis sehr gesteigert?

Gorgias. Weil das Leder viel theurer geworden, seitdem es so starken Absatz nach Persien findet.

Sokrates. Ist der Preis des Leders denn um's Zweifache gestiegen?

Gorgias. Das eben nicht, aber um ein Viertel.

Sokrates. Und doch begehrst du jetzt für die Schuhe das Doppelte?

Gorgias. Aber auch haben sich alle Lebensmittel vertheuert, und der Arbeiter muß von seiner Arbeit leben.

Auch ward die Steuer seit dem Krieg mit Lakädemon um vieles erhöht.

Sokrates. Du mußt mir aber doch zugeben, daß du nebst deinem Unterhalt auch den Werth des Leders und deine Steuer in den Preis der Schuhe hineinsteckst?

Gorgias. Nichts als billig.

Sokrates. Wer bezahlt also deine Steuer? Du oder der Käufer?

Gorgias. Der Käufer, und mit Recht! Dafür bekommt er ja die Schuhe. Sonst müßte er sie selber machen, oder baarfuß gehen.

Sokrates. Du bist also doch nicht von denen, die jetzt so laut über die hohen Steuern klagen?

Gorgias. Nein! Die Steuern bekümmern mich wenig. Wenn nur das Leder im Preis fiele! Diese Gerber — es sind die ärgsten Galgenvögel.

Sokrates. Hiengen aber die Gerber alle hoch am Galgen, sänke deswegen der Preis des Leders?

Gorgias. Beym Styx! Wenn ich sie nur schon baumeln sähe! — O goldener Sokrates! Du könntest dir die Schusterzunft unendlich verbindlich machen.

Sokrates. Wodurch?

Gorgias. Sieh! Du bist der gewandteste aller Beweismacher unserer Stadt. Wie oft haben nicht die Zangen deiner Fragen und Schlüsse die durchtriebensten Sophisten so an die Wand gestellt, daß sie vor Scham und Aerger bersten mochten. Wie leicht wär' es dir nun, vor Gericht darzuthun, daß die Gerber lauter Schurken sind,

wenn sie den Preis des Leders nicht unverzüglich herabsetzen. Besonders dem Kleon geh zu Leibe; der ist der unverschämteste ihrer Zunft.

Sokrates. Warum wünschest du denn so sehr, daß das Leder wohlfeiler werde?

Gorgias. Damit wir ehrliche Schuster mehr Gewinn und besseres Auskommen hätten.

Sokrates. Und gönnst du das Gleiche nicht auch den Gerbern?

Gorgias. Den Gerbern? — Das sind die reichen Leute, deren Wucher noch stinkender ist, als ihre Brühe; — wir Schuster sind arm.

Sokrates. Wen nennst du arm, Gorgias?

Gorgias. Den, der sich nur schlecht durchbringen kann, wie ich.

Sokrates. Es fehlt dir aber doch nicht am nöthigsten Unterhalt, an Kleidung, Speise und Trank?

Gorgias. Das eben nicht. Aber die Gerber, die leben in Saus und Braus, und sehen uns kaum über die Achsel an.

Sokrates. Sag mir, Gorgias! könntest du Schuhe machen ohne Leder?

Gorgias. Ihr spaßt! Nein! eher noch macht Zevs einen Kopf ohne Hirn, als ich neue Schuhe ohne Leder.

Sokrates. Wenn es aber nun keine Gerber gäbe, woher bekämet ihr Schuster das Leder?

Gorgias. Ich wüßte nicht.

Sokrates. Sieh, Gorgias! wie unüberlegt war es also, daß du so eben allen Gerbern den Galgen wünschtest.

Gorgias. Verzeih! Ich meint es nicht so böse.

Sokrates. Ich glaub' es dir gerne. Aber warum nahmst du jüngst in der Volksversammlung die Backen so voll wider die Obrigkeit?

Gorgias. Pah! es war ja nur dem Einen gemünzt, du weißt ja, wen ich meyne, dem Perikles. Ich weiß, er gilt für einen gescheuten Kopf. Aber —

Sokrates. Er läßt seine Schuhe vielleicht nicht bei dir machen, Gorgias?

Gorgias. Nein, mein Kunde ist er nicht. Aber du weißt ja, — Perikles will König werden.

Sokrates. In der That? und woher weißt du das?

Gorgias. Anytus und Melitus haben es ja hoch und theuer versichert. Auch Kritias stimmte bei.

Sokrates. Wo?

Gorgias. Auf unsrer Zunftstube.

Sokrates. Und welche Beweise brachten sie vor?

Gorgias. Es sey weltkundig, sagten sie.

Sokrates. Ein schöner Beweis! Aber sag mir, Gorgias! kennst du den Perikles?

Gorgias. Ja, ich habe ihn oft gesehen.

Sokrates. Hast du etwas bemerkt, das dir an ihm nicht gefällt?

Gorgias. Der Mann, ich muß gestehen, trägt sich mit Würde und Anstand. Nur das mißfällt mir: Seine Riemschuhe sind schlecht gemacht. Ich sag' es dir, Sokrates! schlechter, als die eines Bartscherers.

Sokrates. Das ist freilich sehr gefehlt. Es erinnert mich aber an die Geschichte, die sich zwischen einem berühmten Maler und einem Schuster zugetragen. Ist sie dir nicht bekannt?

Gorgias. Nein, ich bin aber recht schülerhaft darnach begierig.

Sokrates. Nun so laß sie dir erzählen, und merk sie dir wohl! Der Künstler hatte ein herrliches Gemälde ausgestellt. Unter andern kam auch ein Schuster, es zu beschauen, und er bekrittelte an der Hauptperson (es war ein König) die Schuhe. Der Maler nahm die Kritik des Schusters sehr gütig auf, dankte ihm und verbesserte die Schuhe. Ein paar Tage nachher kam der Schuster wieder, und, eitel auf den guten Erfolg seines Urtheils, fing er nun an, auch die Arme und den Kopf des Helden im Gemälde zu tadeln. Aber da wies ihn der Maler lächelnd ab, indem er ihm sagte: „Ich rathe dir Freundchen! — bleib künftig bei deinen Leisten *)!"

---

*) Dergleichen wird von Zeuxis und andern Malern erzählt.

Fünftes Gespräch.

(Der Schauplatz ist vor der Akademie.)

Sokrates. Menon.

Sokrates. Was für eine Bücherrolle trägst du unter dem Arm, Menon!

Menon. Es ist des Ariston's Buch von der beßten Republik *).

Sokrates. Was hast du daraus gelernt?

Menon. Daß die Athener von dem Ideal einer vollkommenen Republik noch sehr weit entfernt sind.

Sokrates. Wozu kann es dir frommen, daß du dies einsiehst?

---

*) Dieses Werk gehört zu denen, die der Strom der Zeit uns entrissen hat, die aber durch die Werke des Platon und Aristoteles über den nehmlichen Gegenstand wohl mehr als ersetzt sind. Auch von dem Verfasser ist nichts auf uns gekommen. In jedem Fall ist er mit den viel spätern Philosophen, die Ariston hießen, nicht zu verwechseln.

Menon. Diese Einsicht soll mich antreiben, zur Verbesserung der Mängel und Gebrechen unsers Staats nach Kräften mitzuwirken.

Sokrates. Suchst du denn ein Staatsamt?

Menon. Keineswegs. Aber als Bürger habe ich meine Stimme in der Volksversammlung, und dann gebe ich den Jünglingen von Athen Unterricht in der Politik.

Sokrates. In der Politik? — Gibt es nur eine Wissenschaft dieses Namens, oder mehrere?

Menon. Zwei. Die eine belehrt die Herrschsucht, das Recht so weit zu umgehen, als es ihr Zweck erlaubt. Mit dieser habe ich nichts zu schaffen. Die andere lehrt die Mittel, das Recht im Staate herrschend zu machen.

Sokrates. Trägst du deinen Schülern vor, wie unsere Stadt beschaffen ist, oder wie sie es seyn sollte?

Menon. Nur das letztere.

Sokrates. Warum nicht auch das erstere?

Menon. Weil sie es am beßten aus der Erfahrung lernen können.

Sokrates. Besorgst du aber nicht, daß diese Erfahrung mit deiner Theorie oft in grellen Widerspruch gerathen werde?

Menon. Unausweichlich.

Sokrates. Werden nun in solchen Fällen deine Zöglinge deiner Theorie folgen, oder der Erfahrung?

Menon. Bald dieser, bald jener.

Sokrates. Bloß nach ihrem Gutdünken, oder nach einer gewissen Regel?

Menon. Nach der alleinigen Regel: Thue Recht, und scheue Niemand!

Sokrates. Gibt es aber nicht Fälle, wo deine Theorie das als Unrecht bezeichnet, was wirklich zu Athen für Recht gilt, und umgekehrt?

Menon. Allerdings. In solchen Fällen lehr' ich meine Schüler, dem Unrecht mit Ernst und Nachdruck widerstehen.

Sokrates. Mit Worten oder mit Gewalt?

Menon. Nie mit Gewalt; wohl aber mit passender Rede, und durch das Beispiel.

Sokrates. Gut! Wenn aber ihre Rede und ihr Beispiel ohne Erfolg sind?

Menon. Dann, weiser Sokrates! sollen sie es gelassenen Gemüths den Göttern vertrauen.

Sokrates. Du glaubst also, Menon! daß die Götter helfen können, wo der Menschen Kraft nicht ausreichte?

Menon. Gewiß. Sie leben ja, und walten ewig fort, indeß wir Sterbliche heute blühen, morgen dahinwelken. Wohin wär' es nicht längst mit uns gekommen, wenn dem nicht so wäre? Hat doch unsre Stadt oft das Unglück, schlecht berathen zu seyn; hingegen auch das Glück, daß, wenn wir etwas Dummes machen, die Götter es immer zum Beßten kehren *).

Sokrates. Begnügst du dich, Menon! deine Schüler zu lehren, was gerecht, was gut, was weise sey, oder stellst du ihnen auch Vorbilder vor Augen?

*) Aristophanes Wolken, Scene II. und seine Weiberherrschaft. Vers 497.

Menon. Was nützten die Lehren der Tugend und Weisheit ohne Vorbilder; und welche Weltgegend wäre fruchtbarer daran, als das heldengebährende Land des Cekrops?

Sokrates. Wie zeigst du sie deinen Schülern?

Menon. Sehr oft führ' ich sie in die Pnyx *), oder auf einen andern öffentlichen Platz, oder hieher in diese Hallen **), gleichsam geweiht durch die Bildnisse der großen Männer nicht nur von Athen, sondern von ganz Griechenland in pentelischem Marmor und korinthischem Erz. Von ihrer Gegenwart begeistert, erzähle ich ihnen dann, was diese Männer Ruhmwürdiges gethan.

Sokrates. Diese Methode gefällt mir. Aber sage mir, Menon! lobst du nur ihre Tugenden, ohne zugleich ihre Fehler zu tadeln?

Menon. Ihre Lichtseite laß ich die jungen Leute in vollem Glanze sehen. Die Schattenseite deut' ich gewöhnlich nur mit leiser Hand im Hintergrunde an.

Sokrates. Warum dies?

Menon. Weil ich diese Methode von dir gelernt habe, und gut finde.

Sokrates. Und warum findest du sie gut?

---

*) Wo die Hallen Jupiters des Befreiers sich befanden.

**) Im Keramikus. Dieser Platz war mit prächtigen Gebäuden, Tempeln und Säulengängen geschmückt. Ein anderer Säulengang (Peisanakeios, später Pökile genannt) war von Polygnotos und Mykon gemalt. (Plutarch Kimon. Diog. Laert. VII. K. 1. N. 6.

Menon. Weil sie die Jünglinge anleitet, die Tugenden großer Männer lieb zu gewinnen und nachzuahmen, ohne nach der Sitte unsrer Gecken aus bösartiger Eitelkeit am Trefflichen Mängel aufzuspüren, und in der reinsten Sonne Mackeln zu entdecken.

Sokrates. Sieh den Themistokles hier, den Sieger bei Salamis. Ein herrlich Bild! Diese Stirn, dieser Blick, dieser Mund, verkünden sie nicht einen rastlosen Unternehmungsgeist; aber auch einen unruhigen Ehrgeiz, der Recht mit Unrecht vermengte, und immer an Abgründen einhergieng?

Menon. So ist's! Vor dieser Statüe warn' ich meine Schüler gegen die Kriege und Klippen der Ehrsucht. Doch neben ihr steht die des Aristides, des gerechtesten und tugendhaftesten Atheners. Sein Leben ist ohne Tadel, man müßte denn seine Abneigung gegen Themistokles tadeln, obgleich sie frei von aller Eifersucht und Tücke, nur ein offener Widerspruch der strengsten Rechtschaffenheit gegen die schlaue Gewandtheit eines Ehrgeizigen war.

Sokrates. Und dort steht Cimon, ein entschlossener, schlichter, offener Charakter.

Menon. Der ruhmbedeckte Feldherr, der Schrecken der Demagogen und der Vater der Armen.

Sokrates. Und neben ihm Miltiades, sein Vater; wie edel, wie würdevoll sein ganzes Wesen!

Menon. Er starb im Kerker, aber mit einer Seele, die freier war, als die seiner Feinde, und die nie aufhörte das Vaterland zu lieben. Aus den Nebeln des Undanks,

die sein Leben verdüsterten, das auf Athen so vielen Glanz geworfen, stralt jetzt sein Verdienst desto heller hervor.

Sokrates. Warum wird doch nicht selten die hohe, reine Tugend gehaßt oder gefürchtet?

Menon. Ich denke deshalb, weil schon ihr Anblick Tugend gebietet, und den Untugenden das Verdammungsurtheil spricht. — Doch wie kömmt diese Bildsäule von Erz hieher? Ein schöner, mit Lorbern bekränzter Jüngling, dem Gewande nach ein Ausländer?

Sokrates. Wie? Erkennst du den Thebaner Pindarus nicht? Die Athener glaubten seinen lobpreisenden Versen auf ihre Stadt nicht würdiger ihren Dank erzeigen zu können, als indem sie sein Bild hier neben die der größten Athener aufstellen ließen *). — Sieh, wie feierlich ernst ragt dort ein anderer Ausländer, Leonidas, hervor! Scheint er nicht unsern Athenern Vorwürfe zu machen?

Menon. Wohl! Auch lieben sie ihn nicht. Seine Tugend ist ihnen viel zu schroff und rauh. Aber dieses Einzigen Aufopferung wirkte, was kein Sieg. Dem Griechen lehrte sie das Geheimniß seiner Stärke, dem Perser das seiner Schwäche. Hiedurch ward Griechenland gerettet. — Doch welcher Bürger von Athen könnte ohne Rührung die Halle besuchen, wo die Bildnisse der edeln Frauen aufgestellt sind, welche mit ihren Kindern ihre von den

---

*) Aeschines im vierten Briefe. S. 207. Pausanias von Attika. I. B. Ed. Kuhnii, Lipsiae 1699.

Persern bedrängte Vaterstadt verließen, und vorzogen, zu Trözen, Aegina oder Salamis zu schmachten, als in der Knechtschaft die Schmach der Vaterstadt mit anzusehen *)?

Sokrates. Hast du viele Schüler, die sich dem Staatsdienst widmen wollen?

Menon. Nur solche.

Sokrates. Bei wem empfingen wohl unsre Demagogen den Unterricht?

Menon. Sie sind mehrentheils Schüler unsrer gewandtesten Meister in der Dialektik. Man nennt sie Sophisten; Isokrates, Hippias und Lysias genießen jetzt unter ihnen das größte Ansehen; sodann Gorgias, Polus und Kallikles.

Sokrates. Was ist der Vorwurf ihres Unterrichts?

---

*) Pausanias II. 185. Plutarch, Temistokles. Herodot, B. VIII. S. 541. Ed. Henr. Steph. Jemand sagte, daß die Griechen das Mehreste mit einander gemein hätten; aber den Weg zur Unsterblichkeit wüßten nur allein die Athenienser. Winkelmann, Geschichte der Kunst S. 325. Wahr ist indessen nicht minder, was Perikles in seiner bekannten Standrede auf der Grabstätte der im Kampf gefallenen Athenienser sagte: „Berühmten Männern dient jedes Land zu einem Grabmahl; und der Ruhm schränkt sich nicht auf die Inschriften ihrer Ehrensäulen in ihrem Vaterland ein, sondern das Andenken derselben erhält sich auch ohne Schrift in fernen Ländern bei jedermann, nicht sowohl in Stein und Erz, als in den Gemüthern der Menschen." S. Thucydides Geschichte. B. II. N. 43.

Menon. Die Kunst Alles zu beweisen, und Alles zu widerlegen, und so meisterlich zu reden, daß du, gleichviel ob du Recht oder Unrecht hast, immer Recht behältst.

Sokrates. Wahrlich die populärste aller Künste! Kannst du mir erklären, wie sie ihr Zauberwerk verrichten?

Menon. Die Herren vom Fach besitzen das Geheimniß, gewisse Wörter so zu stellen, daß durch einen einzigen behenden Griff die gute Sache schlechter, und die schlechte besser wird. Dies ist die ganze Kunst unsrer berühmten Rechtsverdreher und Beutelfeger mit eiserner Stirn.

Sokrates. Die Dialektik geht also gar nicht darauf aus, des Volks Einsichten aufzuhellen, und seinen Willen für gute Ordnung und für Befolgung der Gesetze zu stimmen?

Menon. Nichts weniger. Die Fischer mit der Angel sind ihr Vorbild. Diese fangen nichts, wenn die See in Ruh' ist. Rühren sie aber den Schlamm recht tüchtig auf und nieder, dann gibts Fische *).

Sokrates. Und dennoch scheint das Volk diese Zungengefechte seiner Redner leidenschaftlich zu lieben?

Menon. Sie dienen zu seiner Ergötzung, wie die Hahnenkämpfe **).

---

*) Aristophanes. Die Demagogen. Akt II.

**) Die Hähne von Rhodos, Chalcis und Tentyra waren vorzüglich wegen ihrer Streitfertigkeit berühmt. Seit Temistokles wurden zu Athen jährlich feyerliche Hahnenkämpfe veranstaltet. Auch war der Hahn wegen seiner kriegerischen Natur dem Kriegsgott geheiligt. Aelian, Var. Hist. II. C. 28. Potter, Archälogie I. 795.

Sokrates. Werden auch die Schulen der Metaphysik noch immer viel besucht?

Menon. Mehr vielleicht, als der Jugend nützlich ist.

Sokrates. Wie so? Hältst du die Metaphysik für schädlich?

Menon. An sich keineswegs. Aber, wie man sie gewöhnlich vorträgt, gibt sie wenig klare Vorstellungen, und desto mehrere, für die in unserm Hirn sich gar keine Zelle fände, wenn nicht ein prächtig Wort sie einschwärzte. Hört nun aber einer so ein Wort, so meynt er, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen *). Doch weit gefehlt! Er glaubt, die Juno zu umfassen, und ein Wolkenbild zerfließt in seinen Armen.

Sokrates. Wird der Unterricht bezahlt, oder ist er unentgeldlich?

Menon. Sie schämen sich nicht, durch Marktschreier in ihre Buden zu locken, und ihre Weisheit für baares Geld zu verhandeln. Den höchsten Tarif haben die Lehrer der Metaphysik; sodann die der Dialektik. Je luftiger die Waare, desto theurer!

Sokrates. Bei der Dialektik geht doch wohl die Auslage nicht ganz verloren?

Menon. Mit Wucherzinsen bringen ihre meisten Schüler die Auslagen wieder ein. Denn es ist kein Schelmenstück,

---

*) Solche Worte sind es meist, was G. Chr. Lichtenberg (Verm. Schriften I. 53.) „schöne Nester von ausgeflogenen Wahrheiten" nennt.

wozu diese Kunst nicht die Leiter hält. Während ihre Geweihten die Aufmerksamkeit des Volks auf irgend ein Trugbild heften, blättern sie ihm hurtig die Sporteln aus der Ficke, oder schöpfen mit beiden Händen aus dem Gemeingut; und selbst von unsern Feinden lassen sie sich bestechen, während sie unsers Volks eiteln Ehrgeiz zum Krieg wider sie entflammen.

Sokrates. Die Metaphysik aber scheint ihren Schülern den Brodkorb höher zu hängen?

Menon. In die Wolken. Die Lehrer der Metaphysik behalten den Vortheil rein für sich, und wollen, daß ihre Schüler sich in der Uneigennützigkeit üben, zufrieden, wenn es ihnen vergönnt ist, die Wortbilder zu erschauen, die im dünnsten Aether sich verlieren.

Sokrates. Welche Lehrer der Metaphysik stehen dermal im höchsten Kredit?

Menon. Antisthenes und Heraklit. Wie findest du des letztern berühmtes Werk?

Sokrates. Vortrefflich find' ich, was ich darin verstehen konnte. Das übrige mag es auch seyn. Aber man läuft Gefahr, in diesem Abgrund zu ertrinken, wenn man nicht so geschickt ist, wie ein Taucher von Delos *).

Menon. Kein Wunder, daß aus diesem Abgrund so manches Jünglings Verstand nicht mehr herauftaucht! Allein ich wette, die Herren halten selbst nichts auf die grillenhaften Dinge, die sie vor unserer Jugend auskramen.

---

*) Diogenes Laert. B. II. C. 5. N. 7. B. IX. C. 1. N. 7.

Sokrates. Nach dem Ernste, womit sie sich dabei geberden, sollte man glauben, sie hielten große Stücke darauf.

Menon. Dieser Ernst, erinnert er nicht auch dich an die Masken, welche der Schauspieler *), gemäß der Rolle, die er zu spielen hat, sich vor's Gesicht hängt.

Sokrates. Was lehren denn jetzt die Metaphysiker vom Weltall und von der Seele?

Menon. Mit Schweiß und Pein mühen sie sich ab, den Ursprung des erstern und das Wesen der letztern zu ergründen.

Sokrates. Und worin besteht ihre Ausbeute?

Menon. In Nichts. — Aber dieses Nichts verursacht doch viele Blähungen und Schwindel.

Sokrates. Thäten sie also nicht weiser, zu lehren, wie jeder das Plätzchen, das ihm im Weltall angewiesen ist, gehörig ausfüllen, und die Bewegungen der Seele ordnen könne?

Menon. Dies scheint mir die Inschrift anzudeuten, die zu Delphos an des pythischen Apollo Tempel stralt: „Erkenne dich selbst!"

Sokrates. Wer diese goldne Regel befolgte, könnte den seine Weisheit noch blähen?

Menon. Gewiß nicht.

Sokrates. Aber er wäre doch gewiß weise!

Menon. So weise, wie Thales, welcher den ihm von den Milesiern als Preis der Weisheit zuerkannten goldenen

---

*) Keiner erschien auf der griechischen Bühne ohne Maske.

Dreifuß dem Bias zusandte, weil er ihn für weiser halte. — Weil aber unsre meisten Lehrer die kostbare Zeit mit Streiten über Worte, die sie selbst nicht verstehen, mit verfänglichen Schlüssen und spitzfindigen Fragen verderben, was können die Jünglinge in ihrer Schule lernen? — Auch verlassen sie dieselbe, ohne die Früchte des Baums der Weisheit besser zu kennen, als zuvor, und einzig mit der Kunst ausgerüstet, den Leuten die Blätter dieses Baums in die Augen zu werfen.

Sokrates. Was sagen denn die Aeltern dazu?

Menon. Sie beklagen sich bitterlich. Aber was hilft es ihnen? Sie werden von den Lehrern, wie von den Söhnen, nur ausgelacht. Antwortet ein Vater solch einem windigen Sophisten, der bei ihm etwas grob auf Zahlung des Lehrgelds wegen seines Sohnes dringt, mit Vorwürfen, daß ja sein Sohn bei ihm nicht um ein Haar besser, sondern nur viel schlimmer und ausgelassener, und überdies ein aufgeblasener Wind- und Wortmacher geworden sey, so versetzt der Sophist mit schamloser Dreistigkeit: Was könnt denn ihr davon urtheilen? Euer Sohn hat unsern Unterricht recht gut begriffen. Dies hat sich bei unsrer jüngsten Disputation gezeigt. Macht übrigens euer Sohn tolle Streiche, was berührt es mich? Oder wer hat mich denn zu seinem Hofmeister bestellt?

Sokrates. Besuchst du zuweilen den Aristipp?

Menon. O ja! Sein Umgang hat für mich große Reize.

Sokrates. Auch seine Sittenlehre?

Menon. Sie befriedigt mich nicht *). Denn was frommt es dem Geist, daß sie ihn auffordert, die Dinge zu beherrschen, da sie doch selbst ihn über die fünf Sinnen nicht erhebt? Aber die Grazie, welche jedes Wort des Aristipp umschwebt, gefällt mir unendlich mehr, als die diogenische Grobheit, oder als die vornehme Pedanterie, die es für Sünde ausgibt, den Grazien zu opfern. Der Schmutz ist wahrlich ein seltsamer Beweis von Weisheit? Da dünken sie sich weise, weil sie sich nie in ihrem Leben weder kämmen, noch den Bart abscheeren lassen, nie sich salben, noch ins Bad gehen.

Sokrates. Wo pflegst du den Aristipp zu sehen?

Menon. In seinem Garten. Du kennst ihn; er ist gewiß einer der anmuthigsten um Athen. Hier bei lieblichen Quellen unter Rosenlauben lüftet er mit feinem Witz den Schleier, womit eine hochstudirte und tiefsinnige Dummheit die Weisheit umhüllt **).

Sokrates. Wie sieht er wohl das Weben und Schweben unsrer Metaphysiker an?

Menon. Mit Lächeln. — Ich fragt' ihn jüngst: Warum wohl bei den olympischen Spielen, wo doch sonst jedes

*) Obgleich die Herrschaft über sich selbst als die höchste Weisheit erkennend, setze er doch den Leib höher, als den Geist. Welch ein Widerspruch! S. Diog. Laert. II. C. 8. Horaz lobt an Aristipp, daß ihm jede Farbe, jeder Zustand und alle Dinge wohl anstünden. Aber der äußere Anstand gilt ihm auch mehr als der Adel der Seele.

**) Epikur trat später in die Fußstapfen des Aristipp, das Lob und den Tadel theilend, die dem letztern gebühren.

Verdienst seine Krone empfängt, die Metaphysiker allein leer ausgehen? — Weil Herkules, der Stifter dieser Spiele, ihr Verdienst zu würdigen wußte — war seine Antwort.

Sokrates. Warst du je bei Olympia's Spielen zugegen?

Menon. Mehr als einmal; noch jüngst, als unser Aeschylos die Palme davon trug. Dreißigtausend Menschen jauchzten ihm den lebhaftesten Beifall zu.

Sokrates. Welchen Werth legst du wohl diesen feierlichen Wettkämpfen bei?

Menon. Den größten. Sie erregen eine allgemeine Nacheiferung in allen Wissenschaften und Künsten, in der Gymnastik des Geistes sowohl, als in der des Leibes *); sie befreunden die edelsten Griechen aus allen Gegenden mit einander; oft söhnen sie die Gemüther aus, die der Krieg getrennt hatte; sie machen endlich die Fortschritte humaner Bildung zum Gemeingut aller Hellenen. Dort erscheint Griechenland in seinem höchsten und reinsten Glanze, als ein schöner Völkerbund, der der ganzen gebildeten Welt Achtung einflößt **).

---

*) Die körperliche Gymnastik hatte bei den Griechen nicht blos die bessere Ausbildung des Körpers, um ihn zum Krieg und zu andern Verrichtungen geschickter zu machen, zum Zweck; auch die Seele sollte dadurch mehr Haltung und Richtigkeit in Maaß und Ton bekommen. Plato in Protagor.

**) So oft die Tage der Olympischen und Isthmischen Spiele zu Elis und Korinth wiederkehrten, schwiegen alle Feind-

Sokrates. Du hast doch zu Olympia gewiß auch den Jupiter des Phidias gesehen?

Menon. Unauslöschlich ist der Eindruck, den dieser Kopf auf mein Innerstes machte. So besingt Homer den Vater der Götter und Menschen. So mußt' er gebildet werden, sollte sein Bild uns die Idee der höchsten Macht, Weisheit und Güte versinnlichen. Wen durchdringt sein Anblick nicht mit heiligem Feuer! Frevler haben vor ihm gebebt. Gottesläugnern gab er das Gefühl vom Nichts ihrer vermessenen Schlüsse. Jede Brust erhebt sich, jedes Herz schlägt freier und milder beim Betrachten des Bildes, dessen Nachbilder wir werden sollen.

Sokrates. Olympia erscheint dir demnach als ein löblicher, schöner Vereinigungspunkt der Hellenen?

Menon. Als der schönste. Möcht' es der Vereinigungspunkte nur noch mehrere geben!

Sokrates. Wünschtest du vielleicht Gleichförmigkeit der Verfassungen und Gesetze?

Menon. Dies nicht. Vielmehr trägt, wie in der Natur, so auch in der Gesellschaft die Mannigfaltigkeit der Theile zur schönen Zusammenstimmung des Ganzen vorzüglich bei. Lage, Gewerbe, Erzeugnisse des Bodens, Gewohnheiten, Gebräuche machen verschiedene politische Einrichtungen erwünscht und nothwendig. Einförmigkeit ist die Maxime der

---

seligkeiten unter den Griechen still, und sie alle vergaßen, über dem Anblick der höchsten Zierden des Vaterlandes, ihre Zwiste. Pausanias, B. II.

Tyrannen. Nichts schirmt die hellenische Freiheit besser, als die Verschiedenheit der Verfassungen, die selbst Töchter dieser Freiheit sind. Aber auf der Einheit beruht die Stärke der Hellenen, um das größte Unglück von sich abzuwehren, eine knechtische Provinz von Persien oder Macedonien zu werden.

Sokrates. Was, glaubst du, kann diese Einheit fördern?

Menon. Alles, was die Herrschaft der Tugend, was die Liebe des Wahren und Rechten, des Guten und Schönen unter allen Griechen nährt und verbreitet. Ein Grieche zu seyn, sey der höchste Stolz jedes Griechen! Dann sind sie die erste Nation; ihre Macht ist unüberwindlich.

Sokrates. Du stimmst mithin ganz unsern großen Gesetzgebern bei, die für die Dauer und Festigkeit der freien Verfassungen, die sie stifteten, keine andere Bürgschaft verlangten, als die Tugend der Bürger?

Menon. Vollkommen! Das ist der Vorzug unsrer freien Staaten vor den Monarchien, wo die Macht des Einen nur auf der knechtischen Sinnesart Aller Uebrigen ruht.

Sokrates. Ist aber Gehorsam nicht bei uns, eben so wie bei den Persern, eine nothwendige Bürgertugend?

Menon. Nur mit dem Unterschied, daß alle Perser willenlos die goldnen oder eisernen Ketten des Einen Despoten schleppen, die Griechen aber aus Ueberzeugung und gern, wie freien Männern ziemt, dem Gesetze gehorchen.

Sokrates. Kann denn derjenige noch frei seyn, welcher gehorcht?

Menon. Gewiß, wenn er es aus der Einsicht thut, daß sein Gehorchen dem Ganzen, und somit auch ihm fromme, der ein Theil des Ganzen ist.

Sokrates. Wie läßt sich aber den Bürgern diese Einsicht beibringen?

Menon. Durch die Erziehung.

Sokrates. Kann denn die Erziehung dem Menschen etwas geben, das er nicht schon hat?

Menon. Wie verstehst du das?

Sokrates. Kann denn die Erziehung dem Menschen Anlagen und Kräfte verleihen?

Menon. Wie wäre dies möglich?

Sokrates. Kann sie aber nicht gleichsam mit Sonnenschein, Thau und Regen die Samenkörner befruchten, welche die Natur in den Menschen gestreut hat?

Menon. So scheint es mir.

Sokrates. Die Aufgabe der Erziehung wär' es mithin: Leib und Seele in ein solches Gleichgewicht zu bringen, daß diese über jenen herrscht, ohne ihn zu zerstören, so, daß er ihr willig diene, ohne unmäßige Forderungen dafür zu machen.

Menon. Dieß ist allerdings die Aufgabe.

Sokrates. Um sie aber zu lösen, wird wohl die Erziehung der Natur gemäß verfahren müssen, oder wider sie?

Menon. Ohne Zweifel, der Natur gemäß.

Sokrates. Die Erziehung wird also alle Naturgaben wecken, entfalten und stärken, und die guten Keime vor Mehlthau und Fäulniß bewahren müssen. Kann sie

aber dies, wenn die Sinnentriebe, die schon im Kind und dann noch stärker im Jüngling sich regen, die Oberhand gewinnen?

Menon. Gewiß nicht.

Sokrates. Der Erzieher wird es also vorzüglich darauf anzulegen haben, das Herz zu bilden und zu leiten, damit die Sinnentriebe es nicht in ihre Knechtschaft bringen?

Menon. Nicht anders.

Sokrates. Die Kraft, die Freiheit des Willens wird mithin das Hauptaugenmerk einer guten Erziehung seyn müssen. Denn wenn das Herz von den Sinnen berückt und gefesselt ist, so wird es wohl auch die Vernunft berücken, oder gewaltsam vom Throne stoßen?

Menon. Dies muß unausbleiblich erfolgen.

Sokrates. Die Vernunft wäre sonach eine Königin?

Menon. Wo sie es aufhört zu seyn, geht, wir sehen es täglich, Alles verkehrt.

Sokrates. Was verlangen denn ihre Gesetze?

Menon. Ordnung, nichts als Ordnung.

Sokrates. Die innere, oder die äußere?

Menon. Die innere; dann gibt es sich mit der äußern von selbst.

Sokrates. Durch welche Mittel kann aber wohl die Erziehung im Innern des Menschen Ordnung stiften?

Menon. Ich dächte durch Unterricht und Angewöhnung.

Sokrates. Wem vertrauen aber jetzt die reichen Athener gewöhnlich die Erziehung ihrer Kinder an?

Menon. Begünstigten Sklaven.

Sokrates. Woher kömmt es doch, mein Bester! daß sie am liebsten Sklaven zu Pädagogen ihrer Kinder bestellen?

Menon. Weil die Sklaven am geschmeidigsten sind, zu gehorchen *).

Sokrates. Aber können denn Sklaven den Kindern einen freien Sinn einflößen?

Menon. Sie können unmöglich geben, was sie nicht haben.

Sokrates. Können aber nicht auch Sklaven durch bessere Erziehung Freisinn erhalten haben?

Menon. O ja, es gibt ihrer. Aber sie hören dann auf, Sklaven zu seyn. Denn der Geist ist es, was frei macht. So war dein trefflicher Phädon der Sohn eines Sklaven, bis er auf des Cebes Verwendung dein Schüler geworden **).

Sokrates. Welcher Erziehung gibst du denn wohl den Vorzug, der von Sparta, oder der von Athen?

Menon. Wie beide jetzt bestellt sind, der von Sparta.

Sokrates. Warum?

---

*) Auch von den verderbten Römern seiner Zeit, meldete uns Plutarch so etwas: „Wenn sie, schreibt er, einen Sklaven haben, der, dem Trunk und andern Ausschweifungen ergeben, zu allen andern Geschäften untauglich ist, so übergeben sie ihm die Leitung und Erziehung der Kinder. Plutarch, von der Erziehung der Knaben. VI.

**) Des Sokrates Freund, Krito, bezahlte sein Lösegeld. Diog. Laert. B. II. C. 5. N. 14.

Menon. Weil sie noch immer strenge Lykurgs Vorschriften getreu bleibt, während die Athener in der Erziehung die Grundsätze des Solon vernachläßigen.

Sokrates. Worin unterscheiden sich denn eigentlich Lykurgs und Solons Anordnungen über die Erziehung?

Menon. Beide wollen, daß die Erziehung eine gesunde Seele in einem gesunden Körper bilde. Lykurg verordnete aber die öffentliche und gemeinsame Erziehung aller spartanischen Kinder; Solon überließ die erste Erziehung ganz der häuslichen Sorgfalt der Aeltern.

Sokrates. Scheint dir Solon nicht der Natur treuer geblieben zu seyn, als Lykurg?

Menon. Allerdings, und hiedurch empfiehlt sich die Einrichtung zu Athen vor der zu Lakädemon sehr. Soll aber die häusliche Erziehung gute Früchte bringen, so muß der Aeltern Haus ein Heiligthum der Tugend seyn. Hier lerne der Knabe, der Jüngling, bescheiden, enthaltsam, züchtig und ehrbar seyn, und jedes Unrecht scheuen.

Sokrates. Hat man aber auch schon gesehen, daß aus einem bescheidenen, stillen und ehrbaren Jüngling ein Mann in der Welt geworden?

Menon. Empfing nicht Peleus um dieser Tugenden willen von der Göttin ein Schwert, und dann die Hand der göttlichen Thetis, der schönsten unter den Nereiden? Und unser Aristides, Miltiades, Cimon — die haben sich fürwahr als Jünglinge nicht bei buhlerischen Weibern durch müßiges Pflastertreten, schwärmende Nächte, und lustige Gelage zu solchen Männern gebildet.

Sokrates. Wird aber ihre Zeit nicht jetzt die alte gescholten?

Menon. Freilich sieht die neue ganz anders aus. Jetzt wird schon in dem Aelternhaus mit jedem Laster geliebäugelt, es ist eine Schule niedriger Gesinnung und verweichlichender Ueppigkeit *). Aber Himmel! was für ein armseliges Sybaritengeschlecht sehen wir auch daraus hervorgehen! Den Aeltern in allem Unlöblichen ähnlich, schwache und eitle Taugenichtse. Wie vorlaut, wie absprechend über Alles, besonders über Staatssachen, deren Behandlung sie leichter dünkt, als die Flöte zu spielen, oder zierlich zu tanzen, oder ein Pferd zu bändigen! Drahtpuppen, von jedem Lüftchen der Meinung, der Gunst oder der Bestechung hin und her beweglich, und, wenn's hoch kömmt, mit der Gutmüthigkeit begabt, die immer die Schlechten schont, die Guten preisgibt, und die eigene Feigheit hinter schales Lächeln verbirgt. Nur in Einem Stück wird den Söhnen Charakter eingeprägt. Wie sich die Mannesjahre nähern, flößt man ihnen nichts sorgfältiger ein, als sie sollten trachten reich zu werden; als ob man gerade so viel werth sey, als man Geld und Gut

---

*) In des Aldus Manuzius Sammlung von Briefen berühmter griechischer Philosophen, Redner, Dichter rc. Venedig 1499, finden wir einen trefflichen Brief der Theano, Gemahlin des Pythagoras, an eine gewisse Eubula, gegen die Verzärtelung in der Erziehung der Kinder. Eine Uebersetzung steht in Wielands sämmtl. Werken. B. XXIV. S. 266.

besitzt, der aber ein Nichtswürdiger, der nichts dergleichen hat *). Muß so die Verkehrtheit nicht zur andern Natur, zur Sitte werden? Doch, was das Schlimmste ist — Aeltern und Kinder stehen für die Verkehrtheit im Bündnisse **).

Sokrates. Das verderblichste aller Bündnisse! Wodurch ließ' es sich lösen?

Menon. Durch eine gemeinsame Erziehung aller Kinder, dergleichen Lykurg anordnete ***). Doch möchte neben ihr die häusliche Erziehung bei uns fortbestehen, aber als eine Auszeichnung, die nur den tugendhaften Aeltern bewilligt würde.

Sokrates. Würde diese Auszeichnung nicht die übrigen des Mangels an Tugend bezüchtigen?

Menon. Allerdings. Aber es stünde ja in eines

*) Den Reichen preiset man, und staunt ihn an, und erhebt ihn zu obrigkeitlichen Würden, da hingegen der Arme verachtet wird. Plato in der Republ. B. VIII. Reichthümer gelten in einem oligarchischen Staat über Alles. Ebendas.

**) Plato sagt in der Republ. B. VIII.: es sey so weit gekommen, daß die Lehrer ihren Lehrlingen liebkosen, und die Alten sich nach den Jünglingen schmiegen, und diese zum Muster nehmen, um nur nicht sauer und gebieterisch auszusehen.

***) Auch Platon in s. Republik (B. VII. zu Ende) erklärt sich dafür, damit die Kinder nach andern Grundsätzen der Sittlichkeit, als damals in den Familien, erzogen werden.

jeden Macht, sich der nämlichen Auszeichnung würdig zu machen.

Sokrates. Du setzest doch voraus, Menon! dein Gymnasium oder Kinderprytaneum würde trefflich eingerichtet seyn?

Menon. In jeder Beziehung. Auch müßt' es unter weiser Aufsicht und Leitung stehen.

Sokrates. Würden dann nicht auch die tugendhaften Aeltern ihre Söhne gern einer solchen Anstalt anvertrauen?

Menon. Ohne Zweifel würden es Viele thun.

Sokrates. Wenn wir also nur erst die Anstalt hätten, so bedürft' es wohl keines Zwangs, um sie zu bevölkern. Aber die schon verdorbenen Kinder — sollten diese nicht davon ausgeschlossen werden?

Menon. Freilich. Denn leicht würden auch die guten angesteckt. Die schon verdorbenen bedürfen des Arztes; sonst fallen sie einst dem Richter anheim.

Sokrates. Ist aber nicht ein Widerspruch in Lykurgs Gesetzen, daß sie den Aeltern die Kindererziehung nehmen, und dennoch den Kindern die größte Ehrfurcht vor dem Alter gebieten?

Menon. Lykurgs Gesetze beabsichtigen die größtmögliche Gleichheit aller Bürger. Die jüngern sollen den ältern die Achtung bezeigen, welche sie einst selbst in Anspruch nehmen können. Man sehe dagegen unsre Jugend zu Athen! Wie verzärtelt sie nicht der Aeltern Affenliebe! Wie schont diese ihrer Unarten! Und welchen Dank erndten

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dafür die Aeltern? Ohne Scheu vor Strafe spotten die unbärtigen Bürschchen ihrer grauen Haare*).

Sokrates. Was wirkt denn in der Erziehung stärker, die Lehre, oder das Beispiel?

Menon. Das letztere.

Sokrates. Wessen Beispiel aber ist das wirksamste?

Menon. Das von oben herunter stralt; das der Vorgesetzten — der Aeltern, der Lehrer, der Vornehmen, der Obrigkeiten.

Sokrates. Aus Allem, Menon, was du sagtest, schließe ich, daß nur gute Menschen wieder gute erziehen können. Glücklich also der Staat, in welchem die Aeltern, die Lehrer und die Magistrate tugendhaft und weise sind!

*) In Lakädemon hatte die Furcht (heilige Scheu) einen Tempel. Plutarch (im Kleomenes. 9.) gibt als Grund an: „weil die, die sich vor den Gesetzen am meisten fürchten, immer die beherztesten gegen die Feinde sind, und wer sich am meisten vor übler Nachrede fürchtet, sich am wenigsten vor Schmerz und Ungemach scheut."

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Sechstes Gespräch.

(Der Schauplatz ist nicht weit vom Parthenon.)

Sokrates. Alkibiades.

Alkibiades. Sokrates! was sagen die Leute von der Rede, die ich gestern an's Volk hielt, als es so ungestüm die gleiche Gütervertheilung verlangte?

Sokrates. Die Urtheile sind sehr verschieden.

Alkibiades. Wie so?

Sokrates. Die einen sagen: Aus deinem Munde habe der Buhle der Tirannei, die andern — ein Volksfreund gesprochen.

Alkibiades. Bewies ich's nicht parteilos und klar, daß die Liberalität auf Kosten der Reichen eben so Unrecht sey, wie der Mißbrauch der Macht zum Nachtheil der Armen; daß das Eigenthum Aller und Jeder heilig seyn müsse, daß aber auch dem Arbeiter, dem Knecht sein Lohn und menschliche Behandlung gebühren?

Sokrates. Unwiderleglich war deine Rede. Du sagtest sehr schön, die Reichen seyen von den Göttern zu Verwaltern ihrer Gaben bestellt, und die Bedürftigen an sie angewiesen. Aber unsre Liberalen zürnen, daß du sie geschulmeistert, und unsre Optimaten schmollen, daß du den Mißbrauch der Gewalt gerügt hast.

Alkibiades. Mußte mein Tadel nicht Beides treffen?

Sokrates. Beides verdient ihn. Aber wenn du Beiden, dem Volk und den Vornehmen geschmeichelt hättest, glaubst du nicht, daß dir der Beifall von Beiden zu Theil geworden wäre?

Alkibiades. Gewiß nicht. Schmeichelei ist eine Blume, deren Duft das Hirn austrocknet. Und gar diesem Völklein! Wenn man ihm schmeichelt, so spreizt es sich gleich auf, trägt die Hörner höher, wird toll und unausstehlich.

Sokrates. Aber, Beiden schmeichelnd, würdest du ja der Schmeichelei den giftigen Stachel ausgezogen haben?

Alkibades. Noch tiefer eingedrückt hätte ich ihren Stachel. Jeder Theil würde mir böse geworden seyn, daß ich den andern gelobt hätte.

Sokrates. Demnach wär' es eine schwere Aufgabe, allen Parteien zu gefallen *).

Alkibiades. Wer es versuchte, müßte nothwendig Allen mißfallen. Aber ein erreichbares und würdiges Ziel scheint mir der Beifall der Unparteiischen.

---

*) Allen gefallen ist schwer, wenn man was Großes beginnt. Solon.

Sokrates. Wen zählst du zu diesen?

Alkibiades. Dich zum Beispiel.

Sokrates. Und wen noch?

Alkibiades. Den Kriton, den Xenophon, den Platon, den Cebes, den Phädon, den Simias, den Timäus und einige andere Weltweisen zu Athen, die mit reinem Sinn nach Wahrheit streben, und sie als das höchste Gut betrachten.

Sokrates. Und diese wären die ganze Schaar, auf deren Beistimmung du rechnetest?

Alkibiades. Es sind ihrer freilich nur Wenige, aber ihr Beifall übertrifft weit an Werth den Tadel der Menge.

Sokrates. Hättest du demnach nicht weiser gehandelt, bloß zu den Wenigen — und nicht vor der Menge zu reden?

Alkibiades. Zwar hat ein Vernünftiger sich mehr zu scheuen vor wenigen Klugen, als vor einer Schaar von Unverständigen. Allein Sokrates! hätt' ich diesmal nicht von der Rednerbühne zur Menge gesprochen, wahrlich die ungerechteste aller Maßregeln, die gleiche Güter-vertheilung wäre nun Gesetz.

Sokrates. Wie kam es denn, daß deine Rede, die von Allen getadelt wird, dennoch den Volksbeschluß hintertrieb?

Alkibiades. Mir däucht, weil meine Rede in die Brust der beiden Parteien einen ganz andern Stachel warf, als von dem du vorhin sprachst, einen Stachel, der sie schmerzlich überraschte.

Sokrates. Was für einen Stachel?

Alkibiades. Den der Wahrheit.

Sokrates. Die Wahrheit hätte also hier wie eine bittere Arznei gewirkt?

Alkibiades. So scheint's. Aber gegen den Arzt hat sie doch zugleich den Unwillen beider Parteien erregt.

Sokrates. Sage mir, gereicht es dem Arzte nicht zu größerem Ruhme, wenn seine Kranken genesen, als wenn die ganze Stadt ihn lobpriese?

Alkibiades. Ich kann es nicht in Abrede stellen.

Sokrates. Wie willst du dich denn künftig zu Athen als guter Arzt behaupten?

Alkibiades. Ich denke, indem ich dir nachahme, und den Arzt dadurch entbehrlich mache, daß ich meinen Mitbürgern die Wahrheit beibringe. Wie schwer dies aber sey, weißt du am beßten.

Sokrates. Woher kömmt es wohl, daß die Menschen sich so sehr vor der Wahrheit fürchten?

Alkibiades. Weil sie nicht schmeichelt, sondern jedem Eigennutz ohne Scheu ins Gesicht sagt: Du hast Unrecht!

Sokrates. Aber lehrt sie nicht auch, was jeder thun muß, um glücklich zu seyn?

Alkibiades. Allerdings. Allein sie bestreut den Pfad zur Glückseligkeit eben nicht immer mit Rosen; sie verlangt Anstrengung, Mäßigung, Dulden und Ausharren, lauter Dinge, die den natürlichen Neigungen keineswegs behagen.

Sokrates. Wär' es daher nicht gerathener, die Menschen auf Umwegen zu dem Pfad hinzuleiten, den die Wahrheit von Ferne zeigt?

Alkibiades. Wie mir scheint, gehen die Meisten ihr Lebelang um die Wahrheit herum spazieren: Sie spenden ihr wohl auch mitunter mit selbstgefälliger Großmuth ein Körnchen Lob; kömmt es aber darauf an, sie in Besitz zu nehmen, so treten sie scheu und muthlos zurück, die Armseligen!

Sokrates. Die Kunst wäre mithin, ihre Scheu zu verbannen, und ihnen Muth zur Eroberung der Wahrheit einzuflößen?

Alkibiades. Dies ist allerdings die Aufgabe.

Sokrates. Laß uns ihre Lösung versuchen. Ahmen wir dem göttlichen Pan, dem Erfinder der Musik nach! Der Sage nach soll er erst die einzelnen Pfeifen versucht haben, bevor er sie zu einer Harmonie zusammenfügte. Was macht nun wohl auf die Gemüther der Menge stärkern Eindruck, die Darstellung der Gerechtigkeit, oder des Vortheils einer Sache?

Alkibiades. Nach der gemeinen Erfahrung, die Darstellung des Vortheils.

Sokrates. Ist aber das Gerechte nicht auch jedesmal dasjenige, was dem Ganzen und für die Dauer den größten Vortheil bringt?

Alkibiades. Dies läßt sich bei genauer Untersuchung nicht verkennen. Aber auf den ersten Anblick wird es oft übersehen; und was den großen Haufen betrifft, so muß sich ihm das Gerechte immer durch den Vortheil empfehlen, um seinen Beifall zu erhalten.

Sokrates. Wie wolltest du es also z. B. angehen, die Reichen von Athen zu bereden, daß sie die Sklaven, wie es sich geziemt, human behandeln?

Alkibiades. Ich würde ihnen zuerst zeigen, daß ihr eigener Vortheil es fordere.

Sokrates. Könntest du dies?

Alkibiades. Sehr leicht. Die Herren würden von menschenfreundlich behandelten Sklaven besser bedient; diese dienten ihnen nicht mehr bloß aus Furcht, sondern mit Liebe. Bei harter Behandlung dagegen kann der Herr sich auf die Knechte nicht verlassen; sie verrichten ihre Dienste schlecht, und wie oft haben nicht Verschwörungen der mißvergnügten Leibeignen das Gut und Leben ihrer Herren, ja die Ruhe des Staats auf die Spitze gestellt?

Sokrates. Diese Gründe dünken mich so stark, daß ich dächte, niemand könne ihnen widerstehen.

Alkibiades. Und doch von wie Vielen werden sie nicht immer noch mißkannt, oder unbeachtet gelassen! Sie ziehen vor, von ihren Knechten gefürchtet, ja gehaßt, als geliebt zu werden. So in Athen, so auch zu Sparta, ungeachtet Lykurgs schöner, die Menschheit ehrender Einrichtung, daß jährlich an einem gewissen Festtage die Heloten *) mit ihren Herren an Einem Tische speisen.

Sokrates. Irre ich nicht, so dient in unsern Tagen nicht selten der Freiheitsschwindel, der unter die Sklaven gedrungen ist, zum Vorwand ihrer fortgesetzten Bedrückung?

---

*) So nannte man zu Sparta den Sklaven oder Leibeignen.

Alkibiades. In der That nur zu oft vereitelt dieser Vorwand die Wohlthat unsrer Gesetze.

Sokrates. Weißt du kein Mittel, ihn zu entkräften?

Alkibiades. Kein besseres, als die Sklaven würden über ihr Verhältniß, ihre Pflichten und Rechte gehörig belehrt, und zu frommen und guten Menschen gebildet. Guter Unterricht schiene mir das wirksamste Gegengift gegen den Freiheitsschwindel.

Sokrates. Wären aber unsere Sklaven dafür empfänglich?

Alkibiades. Wohl wären sie es, böten nur die Demagogen nicht alles auf, um dem Volk überhaupt das Hirn zu verrücken. Denn rüstig zwar, wie unser Sophokles *) sagt, ist der Demagogen Zunge; doch das Recht ist selten deß, der am beredtesten spricht.

Sokrates. So wäre denn keine gründliche Verbesserung zu hoffen, so lange die Umtriebe der Demagogen freien Spielraum haben?

Alkibiades. Davon bin ich innigst überzeugt. Aber Leute dieses Gelichters sind unverbesserlich.

Sokrates. Was lockt und treibt sie denn an zu ihrem losen Maulgewerbe?

Alkibiades. Ehrgeiz, Begierde nach Einfluß und Herrschaft.

Sokrates. Leidenschaften, die allen Nachkommen Deukalions angeboren zu seyn scheinen! Wären nun wohl

---

*) In der Elektra.

unsre Volksredner die Einzigen, in deren Brust sie nie könnten gezügelt und auf ein heilsames Ziel hingelenkt werden?

Alkibiades. Welche Mittel wüßtest du dafür in Vorschlag zu bringen?

Sokrates. Die nehmlichen, welche geeignet sind, den Ehrgeiz der Machthaber selbst zu bezwingen und zu ordnen. Wodurch werden nun diese in Schranken gehalten?

Alkibiades. Durch unsere Volksversammlungen. Denn ohne ihre Beistimmung kann die Obrigkeit keine neuen Gesetze machen, und keine Steuer auflegen; ihnen sind sie auch wegen ihrer Verwaltung verantwortlich.

Sokrates. Wer tritt aber in diesen Versammlungen im Namen des Volkes auf?

Alkibiades. Wer anders, als seine Redner?

Sokrates. Und wer antwortet diesen?

Alkibiades. Die obrigkeitlichen Personen und ihre Freunde. Da melkt denn nur zu oft einer einen Bock, und der andere hält das Sieb unter.

Sokrates. Dann ist Täuschung vorhanden. Kann aber diese lange dauern? Muß nicht aus dem offenen Kampf der Ansichten das Wahre besser ans Licht kommen, und aus dem Drucke von Gewicht und Gegengewicht Ordnung entstehen?

Alkibiades. Nicht immer. Sehen wir doch oftmals das Zünglein der Wage nur zu stark zum Unrecht sich neigen.

Sokrates. Warum glaubst du wohl, daß dies geschieht?

Alkibiades. Weil, wenn die Stimmen gezählt werden, die Mehrzahl sehr oft nicht auf der Seite des Rechts und der Wahrheit steht, oder auch die Einfältigen nicht immer das beschließen, was die Weisen in Antrag bringen. Ein witziger Kopf machte deshalb den Vorschlag: Daß künftig die Minderheit entscheiden solle, weil die Weisen und Guten gewöhnlich die Minderheit seyen.

Sokrates. Wem missest du die Schuld dieser Verkehrtheit bei?

Alkibiades. Dem Unverstand des Volks weniger, als dem verwirrenden Geschwätze seiner Redner, die Gut in Bös und Bös in Gut verwandeln.

Sokrates. Tragen aber nicht auch die Machthaber oft selbst einige Schuld?

Alkibiades. Du hast recht; oft die größte. Denn meistens liegt es nur an ihnen, der bessern Meinung die Oberhand zu verschaffen. Aber nicht selten stellen sie sich lieber an die Spitze der schlechten.

Sokrates. Was mag sie wohl zu einer so thörichten Maßregel verleiten?

Alkibiades. Manchmal Unwissenheit, manchmal Schwäche, und beynah' immer auch die kurzsichtige Selbstsucht.

Sokrates. Welche Unwissenheit hältst du aber für die verderblichste?

Alkibiades. Die mit Eitelkeit verbunden, und gleichsam ihre Tochter ist.

Sokrates. Mithin diejenige, welche mit dem Wahn verblendet, als wisse und verstehe man, was man doch nicht weiß und nicht versteht?

Alkibiades. So ist's.

Sokrates. Warum hältst du diese Unwissenheit für die schädlichste?

Alkibiades. Weil sie in die öffentlichen Aemter Leute hineindrängt, die zu ihrer guten Verwaltung durchaus unfähig sind, und weil sie diejenigen, die einmal im Besitz der Aemter sich befinden, abhält, sich besser zu befähigen *).

Sokrates. Sind Unwissenheit, Schwäche und Selbstsucht nicht Geschwister?

Alkibiades. Allerdings, und ihr Vater ist die Lüge.

Sokrates. Die Kinder der Wahrhaftigkeit wären also —

Alkibiades. Einsicht, Starkmuth und Menschenliebe.

Sokrates. Und glaubst du, daß die Regierenden es mit diesen letztern Eigenschaften weiter brächten, als mit den entgegengesetzten?

Alkibiades. Sicherlich. Die Hauptmacht der Regierenden nebst ihrer eigenen Einsicht und Rechtlichkeit besteht im festen unüberwindlichen Vertrauen auf die sittliche Kraft in dem Menschen.

---

*) Eben das, heißt es bei Platon (im Gastmal), ist die heilloseste Unwissenheit, daß einer, der weder gut ist, noch schön, noch vernünftig, alle diese Gaben zur Genüge zu besitzen wähnt. „Wer nun nicht glaubt, eines Dinges zu bedürfen, der begehrt es auch nicht."

Sokrates. Alle Mißgriffe in die Staatsverwaltung kämen demnach von einem Mangel an diesem Vertrauen?

Alkibiades. Dies scheint mir die Erfahrung aller Zeiten darzuthun. Alle Despoten, Tyrannen, Volksverführer, kurz alle schlechten Regenten sind es dadurch geworden, daß sie dem guten Genius im Menschen weniger vertrauten, als dem bösen.

Sokrates. Gab es aber nicht viele Tyrannen und Despoten, die durch großen Verstand, Schlauheit, List, Verschlagenheit und Klugheit berühmt geworden sind?

Alkibiades. Allerdings. Sie wähnten, damit allein den Delphin schwimmen zu lehren; aber dieser kehrte sich wenig an ihren Wahn, und warf sie in die Fluthen hinab. Sie glaubten schon alle Welt zu umstricken, aber meistens verwickelte sich ihre hochgepriesene Politik zuletzt in ihren eigenen Netzen. Die Fälle sind noch in frischem Andenken, wo die Weisheit unsre gnädigen Obern gerad' im wichtigsten Augenblicke verließ, oder die Waffen der Sophistik, deren sie sich lange bedient hatten, gegen sie gekehrt wurden. — Wer erinnert sich dagegen nicht mit Entzücken, wie Aristides den Rathschlag des Themistokles, durch Verbrennung der Flotte der Verbündeten sich des ganzen Griechenlands zu bemeistern, vereitelt hat. Er rief: „Athener! nichts ist nützlicher, aber auch nichts ungerechter." „Wir verwerfen den Vorschlag des Themistokles!" schrie die Versammlung mit Einer Stimme.

Sokrates. Ein herrlicher Beschluß! Aber als wenige Jahre nachher Aristides über den Antrag der Samier zu einer Treulosigkeit an den Verbündeten sagte: „Es ist

ungerecht, aber sehr nützlich!" Was geschah? Die Athener billigten den Plan der Samier. Und in unsern Tagen, wie oft hörten wir nicht Volksbeschlüsse, die kein Völkerrecht als die Uebermacht gelten ließen! — Doch ist irgend ein Volksbeschluß unwiderruflich?

Alkibiades. Keiner. Dank den Göttern! blieb unserm Völklein wenigst der Wahnsinn noch fremde, sich für unfehlbar zu halten. Davor ist es durch seine wetterwendische Natur mehr als geborgen.

Sokrates. Ein unweiser oder ungerechter Volksbeschluß kann mithin jederzeit durch einen andern zurückgerufen werden?

Alkibiades. Ohne Zweifel.

Sokrates. Dadurch wäre der Verjährung und Verewigung des Unrechts und der Thorheit begegnet?

Alkibiades. Allerdings.

Sokrates. Kann nun bei solcher, nicht vermeidlichen Veränderlichkeit in den Staatssachen etwas wichtiger seyn, als die Wege und Kanäle, wodurch die Wahrheit im Volke sich kund thun und ihr Gebiet erweitern kann, stets frei und offen zu erhalten?

Alkibiades. Ich kenne nichts wichtigeres. Oeffentlichkeit ist der Freiheit und Wahrheit stärkstes Palladium.

Sokrates. Du bist also mehr der Meinung, daß der ungehinderte öffentliche Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum den Sieg der erstern nur fördern könne?

Alkibiades. Gewiß, die Wahrheit siegt zuletzt immer, gleich der Sonne nach stürmischen Gewittern.

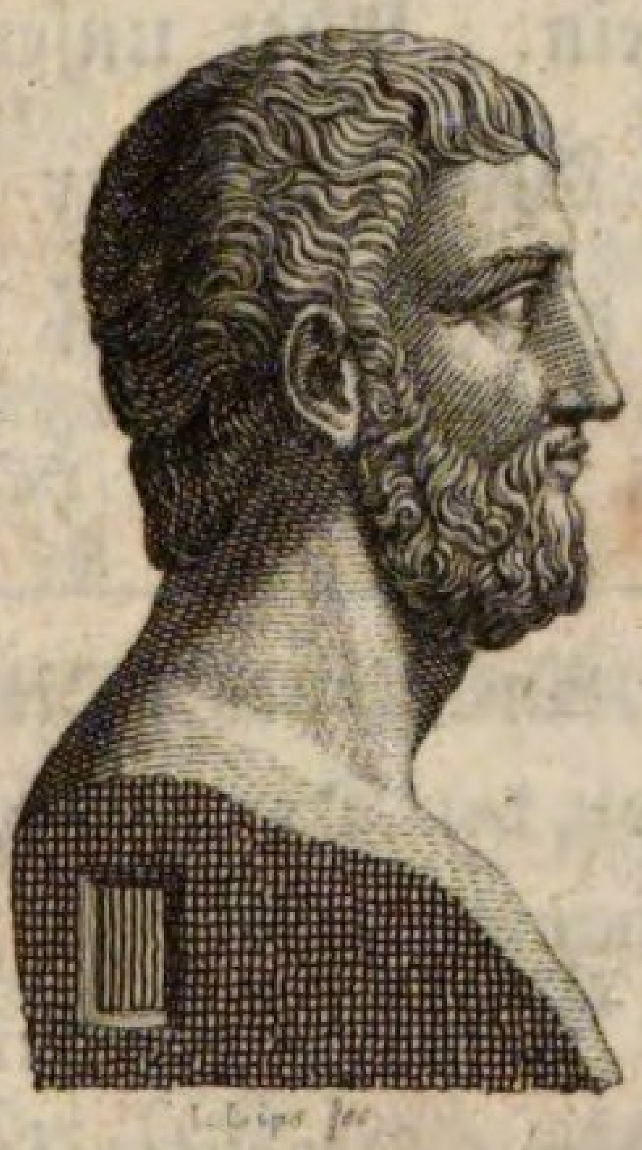
Sokrates. Wem verdanken denn die Sterblichen den Sinn für die Wahrheit?

Alkibiades. Wem anders, als den unsterblichen Göttern?

Sokrates. So laß uns denn, lieber Alkibiades! mit frommer Scheu vor den Göttern, die Wahrheit erforschen, ihrer Spur nachgehn, und sie als das köstlichste Kleinod bewahren!

Alkibiades. Sieh dort den Tempel der Minerva, dessen Kuppel jetzt das Abendroth beglänzt. Perikles ließ ihn auf der obersten Anhöhe der Stadt erbauen, zum Zeichen, daß stets die hehre Göttin über ihr wache.

Sokrates. Und daß jeder Athener die Göttin verehren soll durch redliches Streben nach Weisheit, indem diese allein das Wohl der Stadt und der einzelnen Bürger fest begründet. Nur sie schützet das Land vor Gefahr und Verderben.



Siebentes Gespräch.

(In einem Landhause des Alkibiades.)

Alkibiades. Agathon. Lais. Diotima. Aristipp. Antisthenes. Kallikles. Diogenes von Sinope*) und Hippias**).

Agathon. Schönen Morgen, Alkibiades! Hat dir heute Nacht nicht geträumt von den Wolken, auf denen uns gestern der muthwillige Spötter Aristophanes unsre armen Sophisten so erbärmlich zur Schau gestellt hat?

Alkibiades. Nein. Aber unser Sokrates schwebte mir stets vor Augen. Wie ruhig er dort unter den Zuschauern saß; und als die anwesenden Fremden etwas vorlaut hin und her fragten: Wer denn der Sokrates sey, den

*) Als Schüler des Antisthenes (Diog. Laert. VI. C. 2. N. 2.) glauben wir den Diogenes, den Plato den verrückten Sokrates nannte, hier wohl, ohne Todsünde gegen die Zeitrechnung, einführen zu dürfen.

**) Man verwechsle diesen Parasiten ja nicht mit dem Sohne des Pisistrat.

man auf der Bühne spiele? wie unverlegen erhob er sich von seinem Sitze, damit alle Finger auf ihn hinweisen, alle Augen auf ihn hinschielen konnten! Bei den komischsten Stellungen seines Zerrbildes sah ich ihn herzlich lachen.

Agathon. Allein, das schallende Gelächter abgerechnet, war der Eindruck des Stücks, wie mir däuchte, sehr schwach. Es blieb wohl tief unter des Verfassers Erwartung. Apollodor sagt mir, er sey dem Sokrates beim Austritt aus dem Schauspielhaus begegnet; er habe ihm seinen Unwillen über die Posse geäußert, Sokrates aber ihm ganz gelassen erwiedert: „Freund! ist das, was getadelt worden, an uns, so müssen wir uns bessern; ist es aber nicht an uns, warum sollten wir uns deshalb ärgern?"

Alkibiades. Hieran erkenn' ich unsern Sokrates. Wie viel weiser benahm er sich, als der Haufen unsrer berühmten Sophisten, der zottelbärtigen und der unbärtigen, die sich auf ihre Kunst, mit Worten über die Weisheit zu würfeln, so viel zu gut thun. Die Herren hatten, wie es scheint, Wind bekommen, die Wolken seyen gegen sie gesammelt, und kein einziger hatte den Muth, sich im Theater blicken lassen. — Doch auf heute habe ich einige ihrer Choranführer zu mir auf ein Frühmal geladen. Sie können nicht lange mehr ausbleiben. Da sollen sie uns dann zu Rede stehen, ob es Bescheidenheit war, warum sie gestern das Schauspielhaus alle gemieden?

Agathon. Du hast doch auch des hündischen Diogenes von Synope gedacht?

Alkibiades. Er ist unter den Geladenen nicht vergessen. Aber auch Diotima, des Sokrates liebenswürdige Schülerin und deine schöne Freundin Lais haben mir zugesagt.

Agathon. Wohlan! bei so ganz musterhaft zusammengesetzter Gesellschaft *) kann nur zweifelhaft seyn, ob Athene oder Komus den Kürzern ziehen werde?

Alkibiades. Wie ich hoffe, soll hier beim heitern Wettstreit von Weisheit und Scherz beiden Gottheiten Ehre widerfahren. Doch sieh! Da kömmt Lais auf ihrem Phaeton hergefahren **)! Wer ist wohl ihr Begleiter?

---

*) Wer gewahrt nicht in dieser Zusammensetzung eine Satyre auf die Sophisten, die mit ihrer sogenannten Weisheit, wie gewisse Frauenzimmer mit ihren Reizen, gleichsam ein Gewerb trieben? —

**) Bekanntlich zanken sich die gelehrten Geschichtforscher (worüber zanken sie nicht?) mit großem Ernst: ob die alten Schriftsteller nur von einer Lais reden, oder von zweien, oder gar von dreien, berühmt und verführerisch durch Reize des Geistes und Körpers. Daß diejenige, die an diesem Symposion Theil nimmt, sich lange zu Korinth aufgehalten, und mit Aristipp und Diogenes von Sinope in nähern Verhältnissen gestanden, hat einige Wahrscheinlichkeit. Ob sie aber die Tochter der Timandra, der Geliebten des Alkibiades (Plutarchs Alkib. Athenäus XIII.), oder ob ihr Geburtsort Hyccara in Sizilien war (Plutarchs Nikias), mögen die Gelehrten entscheiden, obgleich es am Ende, ihren tiefen Forschungen zum Trotz, erst noch eine ganz andere seyn könnte. S. Bayle, Dictionn. Histor. Art. Lais.

Lais. Nicht ohne Geschenk wollte ich zu dir kommen, Alkibiades! Zwar ist's kein Lied, wie die Sappho, oder ein Becher, wie Skopas dir reichen könnte! Dafür stell' ich euch, meine Freunde! den Philosophen Aristipp von Cyrene vor. Er kömmt nach Athen, um ein Schüler des Sokrates zu werden. Unsere dortigen Freunde haben mir ihn beßtens empfohlen.

Alkibiades. Er sey uns um so freundlicher willkommen, da wir seine Bekanntschaft dir, schöne Freundin! verdanken.

Aristipp. Fürwahr! wozu sollt' ich der Empfehlungsbriefe noch bedürfen, die ich an euch habe, nachdem diese Dame schon für mich gesprochen?

Agathon. Was dich hieher gelockt, edler Cyrener, ist also die Weisheit des Sokrates? So wisse denn, dieser Lockvogel, dessen Gesang dem der Nachtigall nichts nachgibt, ist längst der Liebling von Alkibiades, und auch der meine, und es freut mich, daß ihm die Zaubertöne seiner Weisheit auch aus deiner Vaterstadt Liebhaber herbeiziehen. Vielleicht hast du aber auch gehört, daß an seinem Ruf nicht nur die Verehrung, sondern auch spöttischer Tadel Antheil habe?

Aristipp. Hätte ich auch nicht längst davon gehört, wie erlaubte mir das gestrige Schauspiel noch daran zu zweifeln?

Alkibiades. Dort, seh' ich, kommt Diotima. Sie ist wohl schon deine Bekannte, schöne Lais!

Lais. Allerdings. Und weißt du wohl, wer sie mich kennen lehrte? Niemand anderer, als dein Sokrates.

Ich befand mich auf meiner reizenden Blumeninsel, im Kreis eines Schwarms von Liebhabern des Schönen, als ich des Sophronikus weisen Sohn mit einem Mädchen anländen sah. Der Nebel ihres Schleiers hinderte die Schönheit einer edeln Seele nicht, durchzuschimmern. Es war Diotima. Sokrates sagte zu mir, mit seiner eigenthümlichen Ironie: Er bringe mir hier eine sehr gelehrige Schülerin, damit sie die Kunst erlerne Herzen zu gewinnen *).

(Diotima tritt in den Saal.)

Alkibiades. Was erfahr' ich, wertheste Diotima! Lais ist also deine Lehrerin?

Diotima. Nicht wahr, Alkibiades! davon hattest du keine Ahnung, und doch ist es so.

Agathon. Ich weiß wahrlich nicht, ob hier der Lehrerin oder der Schülerin mehr Glück zu wünschen sey.

Alkibiades. Wenn ihr es nicht verschmäht, ihr schönen Heldinnen! mit Philosophen Krieg zu führen, so dürft' es euch beiden heut' an Beute nicht fehlen. Da steigen wirklich ein Paar die Treppen herauf. Es ist Antisthenes und Diogenes von Sinope.

Agathon. Und Hippias und Kallikles kommen dort von der andern Seite.

Alkibiades (den ankommenden Gästen die rechte Hand reichend). Seyd mir gegrüßt, werthe Freunde! Das kleine Frühmal, zu dem ich euch bitten ließ, wird doch in eure

---

*) Um diese dann dem Wahren und Guten zu gewinnen, war des Sokrates Sinn.

Lehrordnung im Lyzeum oder in der Akademie, oder sonst keine Störung gebracht haben?

Diogenes. Sey unbesorgt! Meine Tagesordnung stört nichts. Jeder Tag muß die seinige machen, wie es kömmt.

Antisthenes. Und ich wüßte nicht, wie ich es anstellen müßte, um heute meine Heerde zu versammeln. Das gestrige Spektakel hat ihnen den Kopf so eingenommen, daß kein anderer Gedanke mehr Platz darin findet.

Agathon. Wie urtheilen denn die jungen Männer von Athen von dieser neuen Schnurre des Aristophanes?

Antisthenes. In der ersten Entrüstung hatten sie hoch geschworen, dem losen Spötter die Fenster *) einzuwerfen, und ihm mittelst bestellter Gassenjungen dichte Staubwolken ins Gesicht zu jagen, wenn er auf der Straße vorüberginge. Aber ich stellte ihnen vor, daß eine solche Rache der Lehrlinge der Weisheit unwürdig wäre.

Lais. Bei allen Grazien! das war schön und löblich von dir, Antisthenes! Aber, darf ich fragen: Gegen wen ist denn eigentlich die Ironie der Wolken gerichtet?

Antisthenes (die Achseln zuckend). Du fragst einen Unwissenden. Ich war beim Schauspiel nicht zugegen.

Lais. Und ihr auch nicht, Diogenes, Hippias und Kallikles?

Alle drey. Nein.

---

*) Daß hier nicht von Glasfenstern die Rede sey, brauch' ich den Alterthumskennern nicht erst zu sagen.

Lais. Und warum nicht?

Antisthenes. Um die Ehre der Philosophie nicht aufs Spiel zu setzen.

Lais. Ah! ich verstehe. Ihr stellt euch vor, Aristophanes habe der Philosophie ein Schnippchen schlagen wollen. Das wäre freilich höchst unartig; und die Priester der Hochehrwürdigen hätte es wahrlich übel gekleidet, von solcher Inurbanität Zeugen abzugeben.

Alkibiades. Hoch lebe die Philosophie! Aber jetzt sey uns vergönnt, ihre Würde gegen den Erzspötter, den Wolkenversammler Aristophanes an besetzter Tafelrunde zu verfechten. Dies wird des einfachen Schmauses beßte Würze seyn. Damit wir nicht gestört werden, habe ich weder Gaukler, noch Tänzerinnen und Flötenspielerinnen bestellt *). Seyd ihr es nun so zufrieden, ihr Priesterinnen der Grazien! so weiset diesen Herren zwischen euch Plätze an, und theilet die Kränze unter sie aus! Du, Freund Diogenes! lege dich zwischen Agathon und mich.

Diogenes. Sehr wohl. Aber zum voraus um Vergebung, wenn ich bei eurer Unterredung zur Ehre der Philosophie mehr den Zuhörer, als den Mitsprecher mache. Schon seit gestern früh blieb ich nüchtern. Wie hätt' ich es auch schicklich erachten können, an deinem Tisch, Alkibiades! ohne stattlichen Appetit zu erscheinen?

---

*) S. Platons Gastmal. Vergl. Athenäus, I. 24. Es wurden daher bei unserm Gastmal auch keine Skolien, wie die des Anakreon gesungen, was sonst bei fröhlichen Gelagen wohl übiich war.

Lais. Laß dich nur nicht stören, edler Diogenes! Aber ihr andern Liebhaber der Weisheit! löst mir doch einen kleinen Zweifel. Warum hat wohl Sokrates kein Bedenken getragen, den Wolken vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen?

Hippias. Er mochte wohl von dem Stücke vorher gar nichts gewußt haben.

Diotima. Du irrst. Er war mit mir zugegen, als das Lustspiel im Hause des Diototos vorgelesen wurde.

Antisthenes. Nach dem Schauspiel ging er gestern neben mir vorüber. Es war in den Propyläen, kurz vor Sonnenuntergang. — Woher? Sokrates! fragte ich. — „Aus den Wolken." — Ah! wie befandest du dich dort? — „Gerade so, wie bei einem Gastmal, wo ich von den lustigen Gästen viel geneckt wurde" *).

Diotima. Dieser Aeußerung nach scheinen die Wolken unserm Sokrates eben keinen Aerger verursacht zu haben?

Diogenes. Gewiß so wenig, als mir. Wozu sich ärgern? Diogenes ärgert sich nie und über nichts.

Lais. Du thust sehr wohl daran, Diogenes! dir den Magen nicht zu verderben. — Was für eine Grille mag aber dem Aristophanes ins Hirn geschlichen seyn, gerade den weisen Sokrates in die Wolken, gleichsam wie in ein Katheder zu stellen, von welchem herab er den

*) Plutarch von der Erziehung der Knaben. K. 13. §. 180.

armen Roßhändler Strebsiades mit Sophistereien zum Narren hat?

Alkibiades. Mir scheint dieser Vorzug in der That sehr ungerecht. Mancher Andere hätte ihn wohl unendlich besser verdient.

Lais. Fiel des Aristophanes Auswahl vielleicht darum auf Sokrates, weil dieser sich nicht für weise hält, mit seinen Gegnern nie schilt und zankt, und jener somit versichert seyn konnte, sein noch so ausgelassener Spott werde ihm keinen Prozeß auf den Hals ziehen?

Agathon. Vielleicht auch darum, weil der weise Sokrates mit seiner Silenengestalt in den Wolken weit komischer sich ausnimmt, als jeder andere.

Lais. Wär' es aber auch wirklich an dem, wie der Pöbel schwatzt, daß der Komiker die ganze ehrsame Gilde unsrer Sophisten oder Philosophen auf's Korn nehmen wollte, konnt' er wohl für sie einen schicklichern Repräsentanten wählen, als Sokrates?

Alkibiades. Deine Bemerkung, schöne Freundin! scheint mir so richtig, daß ich die Beistimmung aller Anwesenden annehmen darf. Gelang es dem Spottvogel, des Sokrates Ansehen zu vernichten, so durft' er sicher darauf rechnen, es würde seinen Berufsgenossen noch viel schlimmer ergehen. Was hältst du davon, Diogenes?

Diogenes. Ich? Was kümmert mich der ganze Wolkenhandel? Mich konnte Aristophanes nicht brauchen, denn in die Wolken, das weiß ganz Athen, versteigt Diogenes sich nie; er hält sich hübsch fein an der bloßen Haut

der Muttererde. Er hat kein Interesse seine Mitmenschen durch schöne Worte zu täuschen, oder ihnen die Wahrheit zu verhehlen. Niemanden steht er im Licht, und ist Niemands Nebenbuhler. Den Possenreißern aber kehrt er, mit Erlaubniß — den Hintern. Seine Philosophie ist etwas dickhäutig, und läßt sich von den Nadelspitzen der Ironie weder prickeln, noch verwunden.

Aristipp. Dies hab' ich stets von dir rühmen gehört, Weiser von Sinope! Dürft' ich wohl, obgleich hier ein Ausländer, zuweilen unter deine Zuhörer mich mengen?

Diogenes. Dies steht dir, junger Fremdling, sobald du nach Weisheit begierig bist, immer frei. Diese gibt keiner Landsmannschaft den Vorzug. Ich halte meine Vorträge auf offenen Plätzen, und nehme keinen Obolus dafür, geschweige denn ganze Minen, wie gewisse Herren, deren Weisheit nun freilich über die meine so hoch steht, daß ich mit unbewaffnetem Auge weder Gestalt, noch Farbe von ihr erkennen, und nicht unterscheiden kann, ob sie ein Gespenst oder sein Schatten sey.

Alkibiades. Ich höre dich mit wahrer Wonne, lieber Diogenes! Aber vergiß nur über der Philosophie deinen Magen nicht, und auch nicht des Bachus edle Gaben! — He, Sklaven! jetzt die Sardellen und Oliven umher geboten, hernach die Ortolanen, alsdann das Back- und Zuckerwerk! Aber vor Allem die Libation dem guten Genius gebracht, und dann alle Becher bis an den Rand mit Wein von Tasos gefüllt!

Kallikles. Deinen Appetit zu stören, Diogenes!

sey ferne von mir! Aber, mit Gunst: Hätte Aristophanes nicht eben deswegen dich mit dem Sokrates in die Wolken versetzen sollen, weil ihr beide, ganz gegen die Sitte der Athenischen Philosophen die Weisheit nicht in Gold umsetzt, und dadurch Anlaß gebt, daß man sie gering achtet?

Hippias. Kallikles spricht sehr weise. Wer sich im Leben nicht den Sitten seines Standes anbequemt, sondern den Sonderling spielen will, den mag die komische Muse immerhin auf den Wolken einhergehn lassen!

Lais. Ihr sprecht mir aus der Seele, ihr weisen Männer! und macht mich schülerhaft begierig, zu vernehmen, was wohl die Wesenheit und den Kern der trefflichen Lehren ausmacht, womit ihr die athenische Jugend bezaubert. Dürft ich dich, Antisthenes, als den Aeltern, bitten, mich darin zu unterrichten?

Antisthenes. So vernehme denn, o Morgenstern unter den Schönen dieser, der Minerva geweihten Stadt! — Das innerste Wesen des Weltalls und der menschlichen Seele zu ergründen, dies ist unsrer Nachforschungen erhabenes Ziel.

Lais. Fürwahr, ein hohes, sehr hohes Ziel! Glaubst du wohl, daß einem irdischen Aug' es zu erfassen vergönnt seyn könne?

Antisthenes. Mit Gewißheit können wir es nicht behaupten. Des ungeachtet halten wir es für die einzig wahre Weisheit, unsre Blicke unabläßig nach diesem Ziele zu richten, und in Erforschung desselben nicht zu ermüden. Deswegen gab Vater Zevs dem Menschen ein Antlitz, das zu den Sternen emporschaut.

Lais. Schön, sehr schön! Unser Geist soll die Materie beherrschen, nicht sie unsern Geist; und dieser soll nie kriechen wie ein Wurm. Mag er vielmehr streben, Alles, was wissenswürdig ist, zu ergründen! Aber meine Verwunderung kann ich dir nicht bergen, lieber Antisthenes! daß es Leute gibt, die sich weise nennen, und doch mit Dreistigkeit sich rühmen, nicht nur nach dem Wesen der Dinge geforscht zu haben, sondern es wirklich zu schauen. Ist es Grausamkeit, einen so albernen Dünkel, ich sage nicht, mit der Geißel der Satyre zu strafen, aber mit einem vernichtenden Lächeln zu demüthigen?

Agathon. Dies Richteramt ist den Musen von Apoll selbst übertragen. Wer könnt' es ihnen noch streitig machen?

Lais. Ihr gesteht also wohl selbst, daß das Ziel eurer Forschungen weit über unserm Gesichtskreis hinaus stehe?

Antisthenes. So weit, als die Sonne und Gestirne über diesem schmutzigen Planeten, Erde genannt.

Lais. Also hätte doch Aristophanes so ganz unrecht nicht, diejenigen, die uns lehren, stets nach diesem Ziele zu streben, auf die Wolken zu stellen, damit sie ihre Blicke ungehindert in das reine Aetherblau hineintauchen können?

Antisthenes. Dir beliebt zu scherzen, schöne Dame! Mit den Augen des Geistes hat es eine ganz andere Bewandtniß, als mit den leiblichen. Jenen steht eine ganz andere Sphäre offen, als diesen, welche überhaupt nur die Oberfläche, die Rinde, den äußern Schein der Dinge sehen, welcher eitel Trug ist.

Lais. Die Uneingeweihten, gleich uns, müssen also freilich mit dem Schein der Dinge vorlieb nehmen. Aber sag' uns doch, weiser Antisthenes! was sehen denn die Geweihten, die gleichsam mit Luchsenaugen alle Dinge in und außer uns durchdringen?

Antisthenes. Sie sehen, daß alles, was den irdischen Augen sichtbar ist, nur Schein und Trug sey.

Lais. Und macht wohl diese Einsicht aufgelegter und geschickter, sich und andere glücklich zu machen?

Antisthenes. Zweifelst du daran, schöne Lais! .... Nun so höre, was der Gewinn der Weisheit sey, welche das Wesen der Dinge zu ergründen strebt. Sie versetzt unter die Götter. Denn sie lehrt einsehen, daß alles Vergängliche wenig zu achten, und daß es thöricht sey, auf der Reise zum Unvergänglichen seine Bedürfnisse zu vermehren, welche nur schweres Gepäck sind, das die Seele niederdrückt, und in ihren Fortschritten aufhält.

Lais. Du wirst doch nicht behaupten, daß Entbehrungen glücklich machen?

Antisthenes. Keineswegs. Nicht nur die Entbehrung dessen, was Mutter Natur uns Allen zum Bedürfniß gemacht hat, sondern auch dessen, was wir uns selbst durch Angewöhnung zum Bedürfniß machen, ist schmerzlich. Aber beweist dies nicht, daß es weise sey, seine Bedürfnisse zu beschränken?

Lais Besteht denn nicht das wahre Glück im Genuß? Die menschenfeindliche Ansicht ist dir doch gewiß fremd, die den armen Sterblichen verwehrt, ihr flüchtiges und

mühseliges Leben zu verschönern, und die Blumen zu pflücken, welche ihnen an ihrem Pfad entgegen lächeln?

Antisthenes. Welche Philosophie sollte ihnen dies verwehren, wenn anders die Blumen nur nicht giftig sind, oder eine Schlange verbergen? Der Genuß wahrer Güter ist immer beglückend. Wen hat aber jemals ein Genuß glücklich gemacht, der einen Stachel von Nachweh', von Reue, von unbefriedigtem Verlangen in der Brust zurückläßt?

Lais. Daß ein solcher Genuß nicht glücklich machen könne, wer möcht' es widersprechen? Aber kann deine Philosophie uns auch sagen, welches die Güter sind, die wahrhaft beglücken? Etwa Reichthümer, Wollüste oder Ruhm und Ehre?

Antisthenes. Nichts von Allem dem, sondern einzig das Wahre, das Gute, das Schöne.

Lais. Was nennt ihr das Wahre?

Antisthenes. Nur das ist wahr, was, vom Schein entkleidet, den Dingen zum Grunde liegt, das Wesen der Dinge.

Lais. Aber gestandest du nicht vorhin selbst, daß wir zwar nach diesem Wesen forschen können, aber nie gewiß sind, es gefunden zu haben?

Antisthenes. Allerdings. Gewährt aber nicht auch schon das Forschen hohen Genuß?

Lais. Ohne Zweifel, wenn es nur nicht in Grübelsucht und Grillenfängerei ausartet. Aber was versteht ihr denn unter dem Guten?

Antisthenes. Die ewige Harmonie. Das Streben darnach heißt die Tugend, deren Schutzwache das Gewissen ist.

Lais. Sehr erhaben. Doch du bist wohl auch ein Liebhaber des Schönen, Antisthenes?

Antisthenes. Du irrst nicht, wenn du mich dafür ansiehst.

Lais. Ist aber das Schöne verschieden von dem Guten?

Antisthenes. Beide sind verschwistert; auch sehen wir sie auf der nehmlichen Wellenlinie schweben; sie scheinen mir daher im Grunde nur Eins.

Lais. Aber hältst du denn das Schöne für mehr als bloßen Schein?

Antisthenes. Das Schöne (was ich dir jetzt sage, sieh' es nicht als bloße Schmeichelei für dich an!) — das Schöne ist uns der Abglanz des Beßten, des Vollkommensten, der ewigen Ordnung und Harmonie; und wir lehren daher, daß die Betrachtung und Liebe des Schönen ein vorzügliches Mittel zur innern Veredelung sey.

Lais. Doch ist das Schöne, wie du weißt, nur zu oft bloß eine Larve, oder ein Lockmittel des Lasters.

Antisthenes. Kann dies dem Werth des Schönen etwas benehmen? — Der Theodota *) fehlt nichts an der schönen Gestalt der Venus Urania. Doch welcher Tugendliebende wird sich von ihr ankörnen lassen, ist ihm ihr häßliches Leben bekannt? Ursprünglich war das Schöne nur der Tugend Gewand. Erhöht es aber jetzt nicht der Tu=

*) Die Phryne der damaligen Zeit, welche Sokrates geschickter als eine Spinne nennt, die überall Fangnetze ausspannt. Xenoph. Sokratische Denkw. XI. S. auch Libanius I. 582.

gend Würde, das selbst daß Laster, um Liebhaber zu gewinnen, sich in ihr Gewand hüllen muß?

Diotima. Was du sagst, Antisthenes! scheint mir so wahr, als schön. Mit Vergnügen sah' ich diese Wahrheiten in manchen Scenen unsers Euripides lebendig und anziehend dargestellt.

Kallikles. Es wird dich mithin auch nicht wundern, daß der Erzvater aller Spottvögel *) dem Euripides nicht minder abhold ist, als dem Sokrates **). Er soll wirklich mit einer Posse beschäftigt seyn, mit der Aufschrift: Die Frösche, wodurch er die Kunst des Tragikers eben so dem Gelächter des Pöbels preisgeben will, wie in den Wolken die Weisheit des Sokrates.

Lais (gegen den Diogenes sich wendend). Nun sey mir noch zu fragen erlaubt: Wird die Weisheit durch dergleichen Possen und Zerrbilder mehr gewinnen, oder verlieren?

Diogenes. Aufrichtig von der Sache zu reden, scheint mir, die Weisheit würde sich sehr verdächtig machen, die sich durch den Spott und das Gelächter auf der Gasse einschüchteren ließe; oder was wäre das für eine Sonne, die deswegen ihre Stralen zurückzöge, weil die spielenden Kinder unten Staub machten, oder ein Lustig-

*) Aristophanes.

**) Sokrates war des Euripides vertrauter Freund. Amabat hominem tum propter sapientiam, tum propter carminum virtutem et bonitatem. Aelian, Var. Hist. 1. II. c. 13. und Diog. Laert. I. II.

macher ein Abbild von ihr in Wolken hüllte, und den Leuten zuriefe: Seht da eurer Sonne gepriesenes Licht!

Alkibiades. Ich dank' euch, meine Freunde! ihr habt die Philosophie gegen ihre Spötter mit attischer Manierlichkeit vertheidigt, und, was mich besonders freut, ohne des schimmernden Dunsts von Wortformeln euch zu bedienen, womit zwar die Sekten sich ein gelehrtes Ansehen geben, die aber kein Mensch versteht. Des Aristophanes Wolken mögen nun schweben, seine Frösche mögen koaksen nach Gelust, der Preis soll ihnen doch nicht werden! Mögen nur die Grazien, im Bund mit den Musen, nie zugeben, daß in unsrer veilchenbekränzten Stadt die Verehrung der göttlichen Geschwister Venus-Urania *) und Pallas-Athene jemals erkalte!

*) Der älteste Tempel der Venus-Urania, war zu Askalon in Syrien; nach ihm wurde der in Kypern erbaut. Herodot I. 105. Eine schöne Statue derselben, von Phidias, wurde auf der Akropolis zu Athen verehrt.

Achtes Gespräch.

Sokrates und Phädrus.

(Beide begegnen sich auf dem Wege zwischen der Akademie und dem Lykäum.

Sokrates. Seit wann, mein Phädrus! bist du von den olympischen Spielen zurück?

Phädrus. Seit gestern. Die Sonne neigte sich schon dem Meere zu. Doch, so ermüdet ich von der Reise war, besucht' ich noch einige Orte, wo du dich sonst aufzuhalten pflegst. Aber vergebens hoffte ich dich irgends zu finden.

Sokrates. Ganz recht dachtest du, Geliebter! daß du mir mit Nachrichten von den berühmten Kampfübungen, denen du eben beigewohnt, eine Freude machen würdest. Doch, wenn es dir recht ist, wollen wir uns dort unter die weitschattigen Platanen, bei der Quelle des Panopes, auf das Gras hinlagern.

Phädrus. Fürwahr recht einladend ist der Ort, jetzt bei der Schwüle der Tagszeit.

Sokrates. Und mich dünkt, auch recht geschickt zur Erzählung olympischer Dinge.

Phädrus. Gewiß! Doch wohl bekannt ist dir längst Alles, was bei den zur Ehre des Vaters der Götter gewidmeten Wettspielen vorzugehen pflegt. Du weißt, daß diese Spiele in einer mit den herrlichsten Tempeln und Werken schöner Kunst geschmückten Gegend statt haben *), wo in Gegenwart eines unermeßlichen Volkes aus allen Gegenden von Hellas, um den Preis der Schönheit gestritten wird. Neues könnt' ich dir also eben Nichts davon melden, als etwa die Namen der diesmaligen Sieger.

Sokrates. Auch die kenn' ich schon, mein Freund! Denn als ich gestern in der Werkstätte des Phidias war, bekam er gerade ihr Verzeichniß, und es freute mich, auch diesmal so manchen Bekannten und Freund unter den Glücklichen zu finden. Wornach ich aber jetzt gar sehr begierig bin, ist, den Eindruck zu vernehmen, den dieses große Schauspiel auf dich gemacht hat, mein Phädrus! Denn, wo ich nicht irre, hast du es zum erstenmal mit Augen gesehen.

Phädrus. So ist es. Wie könnt' ich dir aber die Empfindungen beschreiben, welche beim Anblick der Feierlichkeit, dergleichen wohl kein anderes Volk aufweisen kann,

*) Zu Olympia in der Landschaft Elis im Peloponnes. Die Spiele wurden alle vier Jahre gefeiert.

gleich frischen, hellglänzenden Frühlingsquellen erfreulich in mir auf= und niederströmten. Mir war, als habe mich ein gütiger Genius in den Kreis der Ueberseligen im Olymp versetzt, so stralte mir aus Aller Augen theilnehmendes Entzücken entgegen; so beredt sprach zu Aug und Ohr und zu jedem Gefühlsorgan die edelste Blüthe des Schönen; so erfüllt war ich von der süßen Begeisterung, von welcher ich alle Anwesenden ergriffen sah, während das Preiswürdigste, das in schöner Gestalt dem Sterblichen erscheinen mag, in feierlichem Glanz vorüberzog. Aller Gefühle schienen zuletzt im reinsten Einklang in das Eine große Gefühl zusammenzufließen, wie ohne Vergleich glückselig doch unsere Hellas zu preisen sey, auf welche die unsterblichen Götter fortwährend eine so unerschöpfliche Fülle des Schönen ergießen!

Sokrates. Schon oft, mein Phädrus! habe ich die ausnehmende Liebe zum Schönen bewundert, die bei den Hellenen so ganz einheimisch ist, daß sie das Gute und Schöne in der engsten Verbindung sich denken *). Magst du dir wohl vorstellen, aus welcher Quelle diese Liebe zum Schönen herzuleiten sey?

Phädrus. Man hält sie gemeinhin für eine Gabe der Götter.

Sokrates. Dadurch, ohne Zweifel, bekommt dieser Nationalzug den höchsten Werth. Warum mögen aber wohl die Götter uns eine so besondere Liebe zum Schönen,

---

*) Xenophons Denkw. des Sokrates III. 8.

die beinahe unsre Liebe zum Ruhm noch übersteigt, eingeflößt haben?

Phädrus. Aus Wohlwollen, stell' ich mir vor.

Sokrates. Auch Reichthümer, auch Siegesruhm haben die Götter uns reichlich gespendet, weil ihr Sinn mild und gütig uns zugeneigt ist. Aber warum haben sie wohl zu allem dem auch noch einen ausnehmenden Sinn für's Schöne gefügt, dessen die andern Völker, wie es scheint, entbehren?

Phädrus. Deswegen vielleicht, o Sokrates! weil nach der gemeinen Sage das Schöne selbst etwas Göttliches ist.

Sokrates. Beruht aber diese Sage nicht etwa auf Täuschung? Wohl weiß ich, daß die Vernunft, die Weisheit, die Tugend göttlicher Natur, ein Hauch der Gottheit ist. Aber wie oft begegnen wir nicht etwas Schönem, das doch mit der Vernunft, der Weisheit, der Tugend nichts weniger als im Einklang steht? Und haben wir daher nicht Ursache, uns vor dem Eindruck des Schönen, das durch einen eignen Liebreiz bezaubert, wie Ulysses und seine Gefährten vor den Sirenen, zu hüten?

Phädrus. Wohl manches Schöne gibt es von solcher Art. Dahin rechne ich jede Schöne, die ihre Reize feil bietet, und auch jeden Schönen, der sich schändlicher Wollust ergibt.

Sokrates. In der That gleichen solche einer Blume, die durch ihre Schönheit anlockt, aber deren bloßer Geruch schon Gift verhaucht. Und so gewahren wir tausend Dinge,

die, so schön sie aussehen, genauer erforscht, die schädlichsten sind. Z. B., wie manche schöne Rede läßt sich nicht in unsrer Minervenstadt vernehmen, durch die, weil sie, der Wahrheit entsagend, nur dem Scheinbaren nachjagt, das die Menge leicht glaubt, diese bethört wird?

Phädrus. In der That, wie könnte man dergleichen Dinge, bei aller Schönheit, zu den göttlichen zählen?

Sokrates. Sollte man sie nicht sogar für ungöttlich halten?

Phädrus. So meyn' ich es.

Sokrates. Es bliebe uns also nur noch zu untersuchen, ob es nicht auch Schönes gebe, das wirklich göttlicher Natur ist. Könntest du mir etwas der Art nennen?

Phädrus. So etwas Schönes sind fürwahr die Gesänge des Homer, auch die des Pindaros und die des Tyrtäos. Auch die Trauerspiele unsrer großen Tragiker acht' ich für so etwas Schönes.

Sokrates. Du hast deine Beispiele, wie mir scheint, glücklich gewählt, und ich wüßte unter den Werken der Kunst nichts, das ihnen gleich käme, als etwa die Götterbilder des Phidias und Poliklet. Doch wie, mein Phädrus! wenn jene Gesänge und Dichtungen und diese Kunstgebilde, statt, wie sie thun, für die Tugend und Weisheit und zur Frömmigkeit zu begeistern, und Scheu vor dem Bösen einzuflößen, vielmehr die Scham verscheuchten, und zu schmählicher Weichlichkeit oder Feigheit anreizten, wären sie auch dann noch schön zu nennen?

Phädrus. Auch dann könnten sie noch, wie mir däucht, schön genannt werden.

Sokrates. Es wäre aber doch alsdann nichts Göttliches darin?

Phädrus. Beim Olympischen! Nichts.

Sokrates. Weshalb könnten sie aber dennoch schön genannt werden, obgleich nichts Göttliches in ihnen wäre?

Phädrus. Die Schönheit bestünde hier, was die Statuen berührt, bloß in der Richtigkeit und Feinheit der Umrisse, in der Leichtigkeit und Rundung der Gestalten, in der Wahrheit des Ausdrucks; und was die Dichtungen und Reden betrifft, nur in dem Wohlklang der Worte, in der guten Auswahl der Bilder, in der lebendigen Schilderung der Charaktere und Handlungen, in ihrer gefälligen Anordnung und Färbung.

Sokrates. Also wäre hier nur das Aeußere, die Einkleidung, die Hülle noch schön; das Innere hingegen, der Kern, die Seele wäre häßlich?

Phädrus. Freilich.

Sokrates. Solche Dichterwerke würden uns also betrügen; sie wären Lügner?

Phädrus. So ist's, und wie mir vorkommt, ist diese Art von Lüge und Betrug eine der schmählichsten und schlimmsten.

Sokrates. Warum dies, mein Beßter?

Phädrus. Weil der Schein des Göttlichen gerade zu dem mißbraucht würde, was am ungöttlichsten ist.

Sokrates. Vortrefflich, mein Freund! Der Dichter, der Künstler, der von der Wahrheit und Tugend abführt, entweiht also sein Priesteramt im Heiligthume des Schönen. Der Verführer legt die Hülle des Schönen an, weil das Schöne auf Gutes hindeutet. Und ist es nicht eben so mit dem Sophisten, der seinen Zuhörern ein Blendwerk vor die Seele webt?

Phädrus. Gewiß eben so.

Sokrates. Betrachten wir nun noch das Schöne an vernunftlosen Dingen! Nennen wir nicht die ganze Natur ein Werk der Götter? Und was ist auch schöner als diese Natur, vorzüglich in ihrer Frühlingspracht, oder beim Auf- und Niedergang der Sonne? Wie herrlich erscheint uns nicht der mit Myriaden Sternen besäte Himmel! Wie entzückend ist nicht das bläuliche Meer bei heiterm Wetter! Selbst beim Sturmgewitter, wie erhaben schön! Aber wenn der Zorn der Elemente losbricht, wenn der Blitzstral friedliche Wohnungen entzündet, wenn der Hagelschlag die Hoffnung des Jahrs, die Saaten und den Weinstock zerstört, wenn der Abgrund wildempörter Wogen Fahrzeuge voll Menschen und Waaren verschlingt, gebührt der Natur auch dann noch das Lob der Schönheit?

Phädrus. Auch dann noch, wie ich meyne.

Sokrates. Ist aber auch etwas Göttliches noch in ihr?

Phädrus. Mir scheint, auch dies.

Sokrates. Aber, wie kommt es, mein Phädrus! Jetzt willst du in der Natur, auch wenn sie Verderben

anrichtet, noch Göttliches finden; und vorhin sprachest du doch den unsittlichen Werken der Kunst alles Göttliche ab?

Phädrus. Wer kann hier den Unterschied mißkennen? Die Natur verfährt, auch wenn sie Schaden anrichtet, immer gemäß ihren Gesetzen; und sie kann auch nicht anders. Doch welch ein ganz verschiedenes Verhältniß hat es mit dem Menschen und seinen Werken!

Sokrates. Haben denn die Götter den Menschen von den Gesetzen freigezählt, denen sie die ganze Natur unterworfen? Oder ist der Mensch nicht selbst ein Theil der Natur?

Phädrus. In so fern er durch die Sinne der Natur angehört, steht er allerdings unter den nehmlichen Gesetzen; aber sein Geist — der ist mit der Freiheit der Wahl zwischen Gut und Bös begabt.

Sokrates. Du meynst also wohl, mein Phädrus! der Mensch dürfe das Schöne nur zum Guten gebrauchen; sonst höre dieses auf, göttlicher Natur zu seyn? oder meynst du es nicht so?

Phädrus. Freilich meyne ich es so.

Sokrates. Hiernach wäre also das Schöne in der Kunst und in der Natur in so weit entweder göttlich oder ungöttlich, als der Eindruck, den es auf uns macht, seiner Bestimmung gemäß ist oder nicht? Worin glaubst du aber wohl, daß die Bestimmung des Schönen bestehe, welches wir in Natur und Kunst mit so freigebiger Hand verbreitet erblicken?

Phädrus. Ohne Zweifel nur darin, Wohlgefallen zu erregen.

Sokrates. Du scheinst mir richtig gesprochen zu haben. Nun fragt es sich aber, wodurch das Schöne Wohlgefallen errege?

Phädrus. Das zu bestimmen, ich muß gestehen, dünkt mich nicht leicht; zwar ist nur der Barbar für das Schöne unempfindlich. Wer wagte es aber je das Geheimniß der Schönheit zu enthüllen?

Sokrates. Vielleicht kannst du mir aber doch sagen, wodurch das Häßliche Mißfallen errege?

Phädrus. Ich wünschte es lieber von dir zu vernehmen.

Sokrates. Nun so will ich dir sagen, wie mir die Sache vorkömmt. Das Häßliche, wenn mich nicht Alles täuscht, ist uns deswegen mißfällig, weil es unsrer Idee von der Vollkommenheit eines Dinges widerspricht.

Phädrus. Das scheint mir ganz richtig gesagt zu seyn.

Sokrates. Besteht aber nicht der Grund aller Vollkommenheit in der Uebereinstimmung, der Harmonie aller Theile zu Einem Ganzen?

Phädrus. Auch dieses däucht mir so.

Sokrates. Und nennen wir nicht das göttlich, was diese Harmonie in vorzüglichem Grade inne hat?

Phädrus. Das, und nichts anderes.

Sokrates. In dieser Harmonie liegt also wohl auch der Grund des Göttlichen am Schönen? Oder gewahren

wir nicht an diesem die größte Harmonie und eben deshalb eine gewisse Gottähnlichkeit? und wenn uns daher von der Gestalt oder dem Werk eines Menschen die Schönheit entgegenstralt, berechtigt uns diese Wahrnehmung nicht zu der Vermuthung, daß etwas Göttliches in dem Menschen oder seinem Werke sey? Oder wär' es etwa nicht so, mein Phädrus?

Phädrus. Allerdings verhält es sich so.

Sokrates. Darin mithin bestünde die Bestimmung des Schönen in der Kunst, wie in der Natur, uns das Göttliche, die unvergleichliche Harmonie, die ewige, unvergängliche Ordnung, die das Wesen der Gottheit ausmacht, zu offenbaren! Und wenn dem so ist, wie sehr verdient nicht die Weisheit der großen Männer, denen ein gütiges Geschick die Leitung der Angelegenheiten unsrer Hellas anvertraut hat, unsere Bewunderung, indem sie feierliche Wettkämpfe angeordnet hat, um unter den Hellenen die Liebe des Schönen und den Trieb zur Darstellung desselben anzufachen und lebendig zu erhalten?

Phädrus. Deine Worte, o Sokrates! als wären sie ein pythisches Orakel, machen es mir jetzt erst recht klar und einleuchtend, warum die Spiele zu Olympia, deren Zuschauer ich war, auf mich und so viele Andere einen so tiefen Eindruck gemacht; warum sie uns in einen Zustand der süßesten Begeisterung versetzt haben, die mir den Muth zu allem Großen für's Vaterland besonders zu befeuern und zugleich ein Vorgefühl der göttlichen Genüsse im Elysium zu enthalten scheint.

Sokrates. Möge doch Nichts diese heilige Begeisterung, die von Innen schön macht, je von dir verscheuchen, mein Phädrus! Däucht es nicht auch dir, als ob die Sängerinnen in den Baumwipfeln über unsern Häuptern, diese holden Dienerinnen der Musen, meinem Wunsch ihre Beistimmung geben? Ich, du weißt, der Sohn eines Bildhauers, bin von Kindheit an der schönen Kunst befreundet; unablässig hab' ich nach dem geforscht und gestrebt, was die Seele verschönert, und mein Genius sagt mir, mit dem Erlöschen des Schönheitssinns würde der letzte Stral des Glücks und Glanzes unsrer Hellas verschwinden.

Neuntes Gespräch.

(Der Schauplatz ist die Werkstätte des Phidias.)

Agathon. Sokrates.

Agathon sitzt hier ganz allein in einiger Entfernung vor der vollendeten Bildsäule der Pallas-Athene *), ganz in ihrem Anschau'n verloren. Sokrates tritt herein, und, ohne von Agathon bemerkt zu werden, setzt er sich seitwärts nieder. Erst nach einiger Weile erblickt Agathon, wie aus einem Traum erwachend, seinen Lehrer, und ruft mit Entzückung aus:

O Sokrates! wie dank' ich dir, daß du mich, auf mein Begehren, eine klare und lebendige Vorstellung von der Weisheit zu erhalten, hieher in die Werkstatt des Phidias

*) Diese Statue von Elfenbein und Gold, für den Parthenon bestimmt, war 36 französ. Fuß hoch.

geschickt hast. In Wahrheit hier ist sie, die Himmlische, Zug für Zug, wie sie, unverhüllt, den Blicken der unsterblichen Götter ewig und ohne Wandel sich darstellt.

Sokrates. Was ist es denn, was dich an diesem Bilde so außerordentlich bezaubert?

Agathon. Wo soll ich anfangen, wo enden? Wo find' ich den passenden Ausdruck? — Welch eine harmonische Mischung von hohem männlichen Ernst und schöner weiblicher Milde an der Stirn', in den Augen, an der Nase und um den Mund! Man sieht es, diese göttliche Seele bewegt kein irdischer Affekt. Welch ein ruhiges Nachsinnen in diesem geistreichen, in sich gekehrten Blick! Es sind keine sterblichen Gedanken, die sich hier entfalten. Ihre Gestalt ist so tadellos und vollendet, daß man nichts hinweg, und nichts hinzu wünschen kann. Auch nicht die leiseste Spur einer Ziererei! Welche Einfalt! Aber es ist die Einfalt der Göttermacht und der himmlischen Grazie. Alles ist Natur; doch je länger man das Bild schaut, desto mehr fühlt man sich über Alles in der Natur erhoben.

Sokrates. Woher, glaubst du wohl, hat Phidias das Urbild zu dem Werke genommen?

Agathon. Zuverlässig nur aus der Tiefe seiner eigenen Seele. Die berühmtesten Kunstgebilde von der Pallas, die Griechenland aufweist, ich habe sie alle gesehen. Aber wie weit stehen sie hinter diesem zurück!

Sokrates. Wie kam denn wohl dieses Urbild in des Phidias Seele?

Agathon. Deine Frage überrascht mich. Noch niemals dacht' ich anhaltend darüber nach, wie das Ideal in unserm Gemüth sich bilde?

Sokrates. Ist es vielleicht angeboren, wie gewisse Ideen, die nur der Hülfe einer geschickten Hebamme bedürfen, um sich zu entwickeln?

Agathon. Für angeboren halt' ich das Ideale nicht. Ist es nicht vielmehr ein von der Seele selbstgeschaffenes Gebilde, das aus verschiedenen Ideen, zu einem schönen Ganzen verbunden, besteht? So muß z. B. das Ideal der (Athen beschützenden) Weisheit, welche diese Pallas hier darstellt, nothwendig die Ideen von Scharfsinn und Vorsicht, von Geisteskraft und Güte, von Festigkeit und Klugheit, von Tapferkeit und Mäßigung in sich fassen.

Sokrates. Unter den Ideen, woraus das Ideal sich bildet, muß also Uebereinstimmung seyn?

Agathon. Oder sie muß wenigst hineingebracht werden.

Sokrates. Wer sollte dies vermögen?

Agathon. Wer anders, als der Genius, oder der Gott in uns, von dem du uns oft so wunderbare Dinge gesagt hast. Wie ließe sich's anders erklären?

Sokrates. Das Ideal, das Urbild — muß demnach in der Seele des Künstlers, der so eine Pallas, wie diese, ans Licht gestellt hat, sich schon vorher befunden haben?

Agathon. Gewiß, schon ganz lebendig und vollendet muß es vor seiner Seele gestanden seyn, bevor

seine Hand nur einen Zug in das Elfenbein zu meißeln unternahm *).

Sokrates. Zu welcher Absicht hat aber Phidias dies Götterbild so schön ausgearbeitet?

Agathon. Du weißt ja, in dem Parthenon, dem prachtvollen Tempel soll es aufgestellt werden, den Perikles bauen ließ, und der jetzt so glänzend über unsre Stadt und Burg sich erhebt **).

Sokrates. Wozu aber die Aufstellung des Bildes im Parthenon?

Agathon. Wozu, als um in den Athenern die Verehrung der Göttin zu beleben.

Sokrates. Sein Anblick soll also wohl dazu dienen, den Athenern eine hohe, würdige Idee von ihrer erhabenen Schutzgöttin einzuflößen, und durch öftere Auffrischung dieser Idee ihre Andacht zu nähren und zu erhöhen?

Agathon. Ohne Zweifel ist dies die Absicht.

Sokrates. Kömmt es dir aber nicht vor, der Künstler habe voraussetzen müssen, die Vorstellungen, aus denen sein Ideal zusammengesetzt ist, lägen schon in der Seele der Athener, auf die er mit seinem Kunstwerk so großen Eindruck machen wollte?

---

*) *Cicero* von Phidias: ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximiae quaedam. S. Orator. C. IX.

**) Der Parthenon war aus schönem weißem Marmor gebaut, hatte 100 Fuß in der Breite, 227 in der Länge und 69 in der Höhe. Er war ringsum mit einem Säulengang umgeben.

Agathon. Gewiß! wie hätte er außerdem auf solchen Eindruck rechnen können?

Sokrates. Hätte ihm aber seine Einbildung, indem er jene Voraussetzung wagte, nicht etwa einen schlimmen Streich gespielt? Oder meinst du wohl, daß man dergleichen Ideen bei den meisten unsrer Cekropiden voraussetzen dürfe?

Agathon. Auf den Janhagel in Athen, der an Rohheit und Stumpfsinn die Böotier noch übertrifft, hat Phidias sein Augenmerk wohl nicht gerichtet. Aber sehr vielen auch der mindergebildeten Athener, selbst unter Weibern und Sklaven, sind die einzelnen Vorstellungen des Guten und Schönen, welche die Züge in diesem Götterbild ausmachen, nicht fremd; und, schlummerten sie auch, so sind sie doch leicht zu wecken und auszubilden.

Sokrates. Du erwartest demnach, das Bild werde auf viele Athener wirklich den Eindruck machen, den der Künstler im Auge hatte?

Agathon. Daran zweifle ich eben so wenig, als daß der Künstler seines Sieges zum Voraus gewiß war. Wie sollte das Bild nicht Bewunderung erregen, nicht mit magischer Kraft die Blicke an sich ziehen? Und wie sollten die Gefühle, die es in den Bessern hervorruft, sich nicht den Andern mittheilen, und so nach und nach der Geist des Publikums dem Urbilde näher gebracht werden, das der schöpferischen Seele des Phidias vorschwebte, als sein Meißel dies Bild voll Hoheit und Leben dem todten Stoff entlockte?

Sokrates. Du hältst also wohl die Sage von Pygmalion für keine bloße Dichtung?

Agathon. Sie scheint mir ein treffendes Sinnbild der Wundermacht zu seyn, welche der Genius des Schönen ausübt. Sie besiegt die rohe und spröde Materie, und weiß sie gleichsam zu beseelen. Und wie oft haben nicht nur Einzelne, auch ganze Völker diese Macht empfunden, und wurden von ihr für das Große und Edle begeistert!

Sokrates. Künstler, wie unser Phidias, stühnden mithin noch höher, als selbst die Gesetzgeber und die Lehrer der Weisheit? — Sind doch die Lehren und Vorschriften der letztern nur ein todter Buchstabe, dem erst die Künstler den belebenden Geist einhauchen!

Agathon. Daß ein Phidias oder Parhasius über einen Sokrates und Perikles gestellt würden, könnt' ich niemals einräumen. Empfingen doch oft von den Gesetzgebern und Weltweisen die Dichter, und von diesen die Künstler erst die geistigen Umrisse, welche sie hernach für die Anschauung bildend bearbeiteten.

Sokrates. Sagtest du aber vorhin nicht selbst, der Künstler entnehme sein Ideal bloß seiner eigenen Seele?

Agathon. Wohl. Denn wie vermöchte der Künstler sein Ideal äußerlich darzustellen, wenn es nicht schon vorher klar und lebendig vor seiner Seele stühnde *)? Hindert

*) Insita sunt nobis omnium artium semina, magisterque ex occulto Deus producit ingenia. *Seneca*, de Beneficiis. Lib. IV. C. 6.

aber dies, daß ein Apollodor, ein Polignotus *), ein Phidias, wie sie selbst gestehen, durch Schilderungen im Homer **) die erste Anregung erhielten, um die Gestalten von Jupiter und Pallas und andern Göttern in ihrem Innern so herrlich auszubilden, wie sie dieselben hernach uns vor's Auge gebracht ***) haben? Täglich betete Demokrit zu den Göttern um die Erscheinung schöner, lieblicher Bilder. Dem frommen Künstler schenkt die Muse solche Bilder in den Sagen der Dichter und Weisen. Fürwahr der nehmliche Geist, der aus den Gesetzen des Solon spricht, und in den Schriften des Anaxagoras sich kund gibt, athmet auch aus dem Olympischen Jupiter, aus dem Phytischen Apoll, aus der Juno des Polyclet zu Argos, und nicht minder aus der Statue der Pallas, die uns hier mit einer heiligen Ehrfurcht erfüllt. Die Urheber dieser herrlichen Kunstbilder, wodurch die Religion selbst

---

*) Berühmte griechische Maler.

**) Z. B. im ersten Gesange des Ilias. V. 528. u. s. f.
Also sprach, und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.
Vergl. Valer. Maxim. III. 7. u. Strabo, L. VIII.

***) Paulus Aemilius, als er zu Olympia den Jupiter des Phidias erblickte, rief aus: Phidias hat den Jupiter des Homer vollkommen getroffen. Plutarch, Paulus Aemilius. n. 28. Vergl. Valer. Maxim. a. a. O.

gleichsam einen Zuwachs erhält *), sind daher unstreitig den Gesetzgebern und Weisheitslehrern gleich zu achten. Dies ist wohl der Grund, warum unser Perikles den Phidias und unsere andern größten Künstler ganz wie seines Gleichen behandelt.

Sokrates. Wie urtheilen aber die Athener über den großen Aufwand, den Perikles den Werken dieser Meister widmet?

Agathon. Wenn man einige Wurst- und Käsehändler und den Troß des Gerbers Kleon hört, so möchte man glauben, dieser Aufwand sey, als Verschwendung des Staatsschatzes, höchst verwerflich. Die Blödsichtigen beurtheilen alles nach dem Maßstab ihres kleinen schmutzigen Eigennutzes; sie bilden sich ein, alles Geld fließe in die Beutel der großen Künstler, deren Werke unsre Stadt verherrlichen. Sie haben keine Ahnung davon, daß Phidias, Praxiteles, Parhasius weit mehr für den Ruhm als für das Geld arbeiten **). Ganz anders urtheilen die Weisern und Alle die auf einigen Grad von Bildung gerechten Anspruch machen: Nichts in unsrer vielbewegten Zeit sey zur Veredlung unsers Volks, zur Stimmung der Gemüther für das, was gut und erhaben ist, wirksamer gewesen, als die Meisterwerke der Kunst, welche Perikles ins Daseyn rief. Indem sie edlere und würdigere

*) Quinctilian XII. 10. S. 894.

**) Plin. C. XXXV. n. 36. Phidias hat mit allen seinen Meisterwerken nicht den dritten Theil so viel verdient, als Gorgias mit seinen Declamationen. S. Herder's Ideen. Thl. III. Abthl. I. S. 511. Anm.

Vorstellungen von der Gottheit verbreitet haben, indem sie die Tugenden in ihrer unentweihten Schönheit darstellten, und sie das Andenken großer und verdienter Männer stets vergegenwärtigten, wurden unvermerkt die Empfindungen der Zuschauer gereinigt, der Aberglaube aus ihren Köpfen verscheucht, ihre Leidenschaften gemäßigt, ihr Sinn für das Schöne geschärft, und eine Sehnsucht, so herrlichen Vorbildern ähnlich zu werden, geweckt. Wie sehr muß nicht die Idee der Gottheit auch bei dem einfältigsten Griechen an Reinheit und Würde gewinnen, wenn er den König der Götter zu Olympia*) betrachtet, in welchem der Ausdruck der höchsten Macht, Weisheit und Güte Jedem in die Seele spricht: Dies ist Er ohne Gleichen, der deiner Anbetung würdig ist**)! — Gleiche Bewandtniß hat es mit unsern bessern Gebilden der schönen Göttin der Liebe. Wie fremd sind ihnen die Neigungen sinnlicher Wollust! Das vollendete Ebenmaaß, die sanfte, stillheitere Ruh', die über alle Glieder und Züge, selbst über ihr holdes Lächeln sich ergießt, der zarte Gürtel jungfräulicher Scham — Alles spricht es aus: „Wahrer Liebe sind nur reine und edle Seelen, welche die Weisheit schmückt, empfänglich" ***)! — Schon ist der verfeinerte Kunstsinn von

---

*) Das größte Meisterstück von Phidias und wohl der alten Kunst überhaupt. Pausanias beschreibt dieses Bild Jupiters umständlich (L. V. c. 10.). Es hatte wahrscheinlich 60 Fuß Höhe. Die des Tempels war von 68 Fuß.

**) Quinctilian a. a. O. sagt: majestas operis Deum agnovit. Vergl. T. Livius XLV. 20.

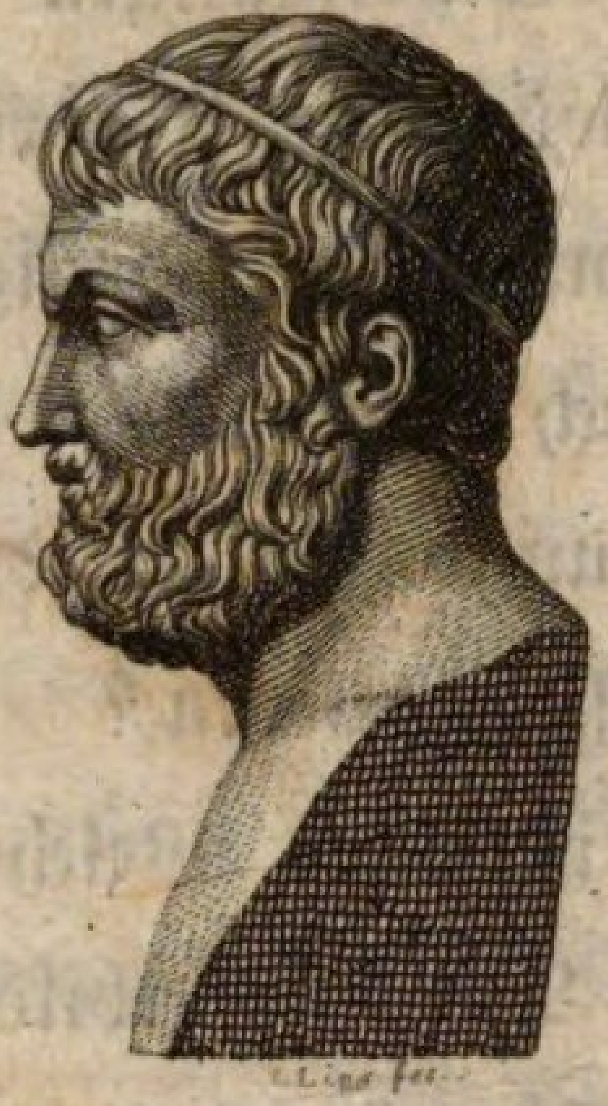
***) Euripides Medea V. 843.

den Tempeln und öffentlichen Gebäuden und Plätzen auch in die Privatwohnungen übergegangen; er schmückt sie mit sinnvollen, gefälligen Nachbildungen jener berühmten Meisterstücke. Dadurch wird ihr Eindruck stets erneut, und auch das einsame Gemach zum Heiligthume geweiht.

Sokrates. Nach Allem, was du gesagt, könnte also der Einfluß schöner Kunstwerke auf die innere Menschenbildung diese Werke selbst überleben?

Agathon. So ist es! Welches Kunstwerk ist vor Zerstörung geborgen? Alle Götterbilder werden zu Staub! aber ihr Eindruck, ihr Gepräge in den Seelen ist unvergänglich. Und so lange nur der Kunstsinn in einem Volke nicht erloschen ist, fördert er immer neue Meisterwerke ans Licht. Das eben ist die wundervollste Wirkung des Schönen: Jede Begeisterung, die von ihm ausstralt, wird ein Magnet zu neuer Begeisterung.

Sokrates. O Apoll, und ihr keuschen Musen, möget ihr denn stets hold und lieblich herniederlächeln auf Athen! Denn die Werke, wozu ihr begeistert, ziehen den Himmel auf die Erde herab, und befreunden die Menschen mit dem Göttlichen.



Zehntes Gespräch.

Perikles. Alkibiades. Zuletzt auch Aspasia.

(Die Scene ist eine Vorhalle mit Meeresaussicht auf dem Landhofe des Perikles nahe bei Athen.)

Perikles. Woher, so ernst in dich gekehrt, Alkibiades?

Alkibiades. Von einem Schauspiele, dergleichen ich noch nie gesehen.

Perikles. Und das dich, wie es scheint, sehr nachdenkend gemacht?

Alkibiades. Nachdenkend? — Allerdings; und worüber meinst du wohl? — Um wie viel schöner und dankbarer doch das Loos des Schauspieldichters sey, als das der Helden, die er dem Volk auf der Bühne darstellt.

Perikles. Wie so?

Alkibiades. Du weißt, unser Sophokles kränkelt seit mehrern Wochen; doch schnell nahm das Uebel ein bedenklich Gesicht an.

Perikles. Wie? Vor zwei Tagen besucht' ich ihn. Sein Puls schlug fieberhaft. Aber sein Auge war helle, sein Geist munter, seine Stimme kräftig. Gefahr schien ferne.

Alkibiades. Dennoch eilte heute früh' plötzlich, wie ein Lauffeuer das Gerücht durch die Stadt, die Aerzte hätten ihn aufgegeben. — Wie ein gewaltig angeschwellter Waldstrom wogte das Volk aus allen Gassen dem Tempel der Minerva zu. Ganz Athen kniete jetzt flehend in und um den Parthenon. Das Schluchzen erstickte die Gebete und Gelübde. Alt und Jung rang die Hände, oder warf sich verhüllt in den Staub. Mädchen und Jünglinge umfaßten mit allen Zeichen der innigsten Wehmuth die Säulen des Heiligthums und die Hörner des Altars. Andere huben gerührt die nassen Blicke zur Schutzgöttin empor. Zuletzt herrschte in der ganzen Versammlung eine dumpfe, feyerliche Stille. Alles zerfloß in Thränen. Ich selbst, von der allgemeinen Bewegung überwältigt, stand, das Haupt an einen Pfeiler gelehnt, in tiefer, schweigender Trauer.

Perikles. Wem gebührte diese Trauer mehr, als dem Geweihten des Apoll, dessen zaubervolle Kunst so oft dem Volke Thränen entlockte?

Alkibiades. Wohl! Doch wann hat einer unsrer Staatsmänner oder Kriegshelden solche unzweideutige Theilnahme aller Klassen an der Erhaltung seines Lebens erfahren? . . Höre nur! Was ich dir eben erzählte, war nur

das Vorspiel zu einem noch herrlichern Triumph des Tragikers. Das Volk hatte, zwischen dumpfer Bangigkeit und einem Schimmer von Hoffnung hin= und herbewegt, den Tempel endlich verlassen, und strömte schweigend nach seinen Wohnungen zurück, als ein Freund des Sophokles die Nachricht kund machte, eine günstige Krisis habe sich bei dem Kranken gezeigt; die Gefahr sey vorüber! Sieh', da verwandelte sich die Trauer schnell in den lebhaftesten Jubel. Wie im Gefühl einer wunderbaren Hülfe der großen Schutzgöttin Athens, stürzte Alles sich nach ihrem Tempel zurück, küßte dankerfüllt den Boden, die Säulen, die Stufen des Altars; alle Augen glänzten von Freudenthränen. Von da ging der ganze Zug nach dem Hause des geliebten Kranken, wohin ihn das Volk so oft vom Theater nach der Vorstellung eines seiner Meisterwerke begleitet hatte. Unermeßlich ertönte hier das Jubelgeschrei, und verdoppelte sich noch, als der Gefeierte sich, gestützt, an einem Fenster blicken ließ, und der Versammlung seinen Dank zuwinkte. Nur die Bitten der Aerzte konnten die Menge bereden, sich zu entfernen. Sie wollte die Nacht vor dem Hause zubringen, gleichsam als Wächter und Wärter, und um sich der Genesung ihres Lieblings ganz zu versichern. Wahrlich! hätte Sophokles in der äußersten Gefahr das Vaterland gerettet, eine so ungetheilte, rührende Huldigung der Herzen wäre ihm schwerlich geworden.

Perikles. Sophokles hat ohne Zweifel keine Widersacher, keine Feinde?

Alkibiades. Allgemein steht er im Ruf eines Lieb=

lings der Götter. Alles verehrt und liebt ihn, wenn wir einige kleine Neider und lose Spötter ausnehmen, die weder Götter noch Menschen schonen, und nichts ungerupft lassen können, was sich auszeichnet.

Perikles. Wem verdankt er wohl dies seltene Glück?

Alkibiades. Wem anders, als der Melpomene, der Muse, deren holdseliges Anlächeln ihn schon als Jüngling zu dem schönen Beruf begeistert hat, die Weisheit und Tugend mittelst des Zaubers der Kunst den Sterblichen beliebt zu machen, und ihnen mit den erhabnen Schauern der allwaltenden Gottheit vor dem Laster und der Thorheit ein heilsames Entsetzen einzuflößen.

Perikles. Du bist also wirklich der Meynung, die Muse besitze die Wunderkraft, alle Gemüther, so verschieden sie sonst von Meinungen gefärbt, oder durch Interessen getrennt seyn mögen, zu vereinigen?

Alkibiades. Die Scene, deren Zeuge ich heute war, beweist es mir unwiderleglich; stärker selbst, als der rauschendste Beifall, den die erhabensten, rührendsten Stellen unsrer Tragödien erregen.

Perikles. Thun dies aber nicht sehr oft solche Stellen, die der Eitelkeit unsers Volkes schmeicheln?

Alkibiades. Mitunter wohl. Aber doch gebührt unserm verzärtelten Demos *) die Gerechtigkeit, daß er auch oft gerade solche Auftritte oder Stellen mit Enthusiasmus aufnimmt, die seine angeerbten Lebensweisen und Schooßneigungen vor die Stirne stoßen.

---

*) Volk.

Perikles. Und wie oft geschieht dies nicht! Ist es doch eine idealische Welt, welche Aeschilus und Sophokles vor der Seele der Zuschauer aufschließen und entfalten. Mit so großer Wahrheit ihre Helden geschildert sind, so erheben sie sich doch durch eine unvermerkte Wunderkraft über das Maß des Menschlichen. Auch wenn sie irren, wenn die Leidenschaft sie zu Freveln hinreißt, geben unsre Tragiker ihnen ein Anerkenntniß, eine Huldigung für das verletzte Wahre und Gute in den Mund; und selbst, wo dies nicht angeht, muß der Chor rathend und warnend, den Zorn mäßigend, den Muth erhebend dazwischen treten, und die Vertheidigung und Lobpreisung des gefährdeten oder in Staub getretenen Rechts, oder der bedrängten Tugend übernehmen, gerechten Beifall und Tadel ausspendend, und die Götter jetzt zur Demüthigung des Stolzen, jetzt zur Milde oder zum Schutz aufrufend *).

Alkibiades. Diese Einrichtung des Chors ist in der That höchst sinnreich, und verdient die größte Bewunderung. — Gleichsam als theilnehmender Stellvertreter der Zuschauer, ist er ganz auf Berührung ihrer feinern Empfindungen angelegt. Oftmals hab' ich den tiefen Eindruck bemerkt, den er hervorbrachte, und der sich mit Blitzesschnelle aller Anwesenden zu bemeistern schien.

Perikles. Du glaubst also wohl im Ernst, Alkibiades! daß unsere Trauerspiele den Athenern nicht bloß zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib, zur Ergötzung die-

*) Vergl. Horat. art. poet. v. 193.

nen, sondern auch auf ihre Denkart und Sitten einen belehrenden und bessernden Einfluß ausüben.

Alkibiades. Allerdings. Denn vorerst, wer gibt unserm Volke von göttlichen Dingen bessern Unterricht, als die tragische Muse? Ohne sie wären ihm die schönen Kunstgebilde in den Tempeln und die Göttersagen im Homer und Hesiod dunkle Räthsel, leer an Bedeutung für das Leben. Sodann werden nicht auch dem Volke von der tragischen Bühne die köstlichsten Früchte jener Weltweisheit mitgetheilt, deren Fußstapfen, nach des Aesopus Ausdruck, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen? Wird es doch unserm Euripides, und vielleicht nicht mit Unrecht, sogar zum Vorwurf gemacht, daß er zu beflissen sey, den Mund seiner Helden von Kernsprüchen der Weisheit überfließen zu lassen. Beim Sophokles dagegen ist es, als ob die lehrreichsten, erbaulichsten Reden aus dem Charakter der Personen hervorgingen.

Perikles. Daraus allein erklär' ich mir, warum Euripides der Liebling unsrer Philosophen, Sophokles aber der Liebling des Volkes ist. Oder hältst du etwa dafür, daß Sophokles den Euripides auch in der Kraft zu rühren übertreffe?

Alkibiades. Euripides ringt hierin mit der höchsten Anstrengung der Kunst nach der Palme. Aber so künstlich er auch mittelst erlesener Worte, gleich unsern Rednern, die Gefühle zu spannen und zu steigern sucht, so weiß Sophokles doch weit besser, durch das Spiel und den Wechsel der Handlung selbst die Empfindungen auf Einen Punkt hinzulenken und festzuhalten.

Perikles. Sonderbar! Selbst unsere, doch so sinnliche Cekropiden geben den Tragödien des Sophokles, obschon des ältern, den Vorzug, wenn gleich seine Personen am wenigsten zu der Weichlichkeit dieser Zeit sich herablassen. Wann trat der Edelsinn in ungetrübterer Verklärung auf, als in der Antigone, Polynikens Schwester, die Alles das, was für Sterbliche Werth hat, nicht bloß das Leben, auch des Lebens Leben, die bräutlichen, süßen Hoffnungen *) muthvoll dahin gibt — und wofür? Etwa um des Bruders Leben zu retten? Nein! denn er ist todt; aber um die heilige Pflicht der Beerdigung des Getödteten, trotz des Tyrannenverbots, zu erfüllen. Und doch — welche Tragödie hat unser Volk mehr begeistert, als diese Antigone?

Alkibiades. Auf den ersten Anblick muß dies befremden. Aber Niemand weiß besser, als du, wie unnachsichtig unser Volk in seinen Vorstehern und Feldherren Männer ohne Flecken und Mängel zu sehen verlangt. Diese Forderung, die von einem angebornen Stolze herrührt, bringt es auch mit sich ins Theater. Es will hier keine gewöhnlichen Menschen, keine Alltagstugenden sehen. Die tragische Bühne ist ihm ein Heiligthum. Es kömmt dahin mit einer frommen Sehnsucht nach dem Anblick des Edeln, des Erhabenen, des Göttlichen. Wie es die Menschen gemeinhin treiben, wissen die geringsten Kechenäer sehr

---

*) Sie war in Kreon's Sohn, den Haimon verliebt, und von ihm geliebt.

gut. Auf der Bühne wollen sie von den Göttern und Helden belehrt werden, wie die Menschen in der Wahrheit seyn sollen. Durch Berufung auf das allgemeine Gefühl soll hier die im Staub kriechende Gemeinheit beschämt werden, die stets geneigt ist, das Große, das Erhabene, jede Hingebung einer schönen Seele an die Idee des ewig Rechten und Wahren, als Wahnsinn zu verspotten.

Perikles. Wie reimt sich aber damit, daß unsre Tragiker auch die höchsten Ausschweifungen menschlicher Verirrung und Verkehrtheit zur Schau stellen?

Alkibiades. Wie könnten sie anders? Nur im Gegensatz mit Thorheit und Laster zeigen sich Weisheit und Tugend in ihrem vollen Glanze, dem Glanze, dem nicht leicht ein Herz widersteht. Im Trauerspiele müssen die Leidenschaften das Aeußerste berühren, damit sie Furcht und Mitleid erregen. Es reinigt aber auch und veredelt diese Empfindungen, während es durch seine Gemälde Schauer hervorruft und Gram entlockt. Wie sorgsam beobachten nicht unsre Tragiker, auch in der Schilderung der Ausschweifungen berühmter Personen, die Würde und den Anstand! Sie hüten sich, das Ekelhafte, Schmutzige, Niederträchtige dabei hervorzuheben; sie entkleiden den Helden, auch nach seinem tiefsten sittlichen Sturze nie ganz von dem, was ihn zum Helden machte; auch den größten Frevler verunstalten sie nicht zum Ungeheuer, alles Menschengefühls ledig; nicht minder gewissenhaft sind sie in Fernhaltung alles dessen, was dem Verbrechen sinnliche Reize, oder wohl gar den Schein der Tugend leihen könnte. Weder

Sophokles, noch Aeschylus zeigt jemals in seinen Helden das Edle und das Niedrige so vermischt, daß nicht der Zuschauer beides wohl von einander unterscheiden könnte *).

Perikles. Deine Bemerkung ist richtig. Aber sollten die Tragiker, da sie doch das Schicksal zum obersten Beherrscher der Lebensbühne machen, sich nicht damit begnügen, ihre Helden im Kampfe mit dieser unsichtbaren, unüberwindlichen Macht darzustellen? Verfallen sie nicht in einen Widerspruch, wenn sie uns dieselben als freithätige Wesen schildern, die den Reizen des Lasters bald siegend widerstehn, bald, der sinnlichen Neigung sich überlassend, unterliegen?

Alkibiades. Thäten sie dies nicht, so könnten wir den größten Verbrecher nur bemitleiden, nie verabscheuen. Allerdings sehen wir auf unserer Bühne die edlern Naturen mehrentheils im Kampfe mit dem Schicksal, das mit Allmacht und unerbittlich waltet, indem nach den Dichtern der König der Götter selbst es nicht verändern kann. Aber was benimmt dies der Würde des Zevs, oder der Freithätigkeit des Menschen? Man verwechsle nur nicht, wie böotische Köpfe zuweilen thun, das Schicksal mit dem Zufall, dem blinden Ungefähr, oder mit einem Despoten der nach Willkühr verfährt! Es ist keine Person, kein

*) Unsern Neuern macht Schiller in s. Gedichte: Shakespeares Schatten, den nur zu treffenden Vorwurf:

„Also eure Natur, die erbärmliche trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an.

freithätiges Wesen; es ist nichts anders, als die unwiederruflich bestimmte, daher ewige Weltordnung. Ihr entgehen, oder sie bezwingen, kann Niemand, selbst Jupiter, der Allwaltende, nicht. Aber dieser durchschaut sie; ja sie macht seine Gesinnung aus, sie ist die Grundlage seines Willens, seiner Weltherrschaft; er selbst hat die Urgesetze, auf denen sie beruht, erzeugt. Wie könnt' er je mit ihr in Streit gerathen? — Ganz anders verhält es sich mit den Sterblichen, so hoch sie auch stehen. Bei ihren beschränkten Einsichten haben sie wohl eine Ahnung der ewigen Weltordnung; aber sie zu umfassen, zu begreifen, wie vermöchten sie es? Die tragische Muse zwingt sie, mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit ihr Unvermögen zu gestehen. Sie flößt aber zugleich Mitleid für den Unglücklichen ein, indem sie zeigt, daß keine Macht, Hoheit, kein Verstand, und selbst die Tugend nicht vor Unglück, nicht einmal vor der Möglichkeit schirmt, durch Leidenschaft empört und von Irrthum hingerissen zu werden. Auf der Bühne, wie im Leben, strebt der Tugendhafte in und außer sich Ordnung zu begründen; der Böse sträubt sich jederzeit der Ordnung entgegen; es fehlt ihm der Sinn dafür; er will nur — Sich, nur eigene Herrschaft, Genuß, Willkühr. Beide handeln aber, ohne sich dessen klar bewußt zu seyn, als Werkzeuge der ewigen Weltordnung. Der vorübergehende Sieg des Guten und des Bösen ist nur scheinbar; der Sieg von beiden dient der Weltordnung. Nicht selten nimmt das Schicksal die Miene, das schwarze Verbrechen zu begünstigen und zu krönen, der

Tugend aber in den edelsten Unternehmungen in den Weg zu treten. Es lohnt ihr Bestreben mit unsäglichen Leiden; es scheint sie dem Muthwillen der Bösen preis zu geben. Aber, gelangt die Tugend nicht gerade dann auf den höchsten Gipfel, wenn sie im widrigen Kampfe mit dem Schicksal, von aller Welt verlassen, einzig auf das Bewußtseyn der Pflicht und des Rechts gestützt, aufrecht steht, fest hält, sich gleich bleibt, und bis an's Ende ausharrt? Wird hingegen das Laster liebenswürdig, oder auch nur minder häßlich, weil es triumphirt *)? . . Es ist eine Gottheit, mittelst welcher es dem Tragiker nicht selten gelingt, die scheinbaren Mißverhältnisse zwischen Tugend und Laster im Kampfe mit dem Schicksal, die im Leben so oft ins Auge fallen, auf der Schaubühne aber noch in grellerm Licht erscheinen, auszugleichen.

Perikles. Du meinst ohne Zweifel die Nemesis?

Alkibiades. Eben sie. Still und Ernst schwebt sie über der Bühne, alles erforschend, abwägend, und tief in verschwiegener Brust verwahrend; unsichtbar, doch in jedem Busen furchtbar geahnet als die Rechtsverwalterin

---

*) Alkibiades drängt hier alles zusammen, was sich zu Gunsten der das tragische Theater der Griechen leitenden Idee vom Schicksale sagen läßt. Das Christenthum, unendlich trostreicher, gibt dafür die weit erhabnere und das Herz befriedigendere Idee von einer allwaltenden Vorsehung eines höchstvollkommenen liebevollen Vaters, der die Welt regiert, auf unerforschlichen Wegen die widerstrebendsten Kräfte dienstbar machend seinem Plane der Beseligung.

im Dienste der Weltordnung, erst dann von Aller Augen bemerkt, wenn sie vergeltend auftritt, den siegesfrohen Frevler am Hauptthaar faßt, und in den Abgrund schleudert, die verleumdete, verkannte Unschuld in ihrem reinen Lichte zeigt, oder die verfolgte Tugend von ihrem Unterdrücker befreit. — Wessen Brust fühlt sich nicht erleichtert, und mit dem Schicksal ausgesöhnt, wenn er erfährt, wie Aegisth gerade im Augenblick, als er, der Schuldige am Morde des Agamemnon, bei der falschen Nachricht vom Tode des Orest, sich des einzigen Rächers auf Erden entledigt, und nun im unverkümmerten Genusse der Früchte seiner Frevelthat zu seyn wähnt, eben diesen Orest vor sich stehen sieht, der still und ernst die Decke von der frischblutenden Leiche der ihm kaum zuvor in die Unterwelt vorangeschickten Mitgenossin des Verbrechens, der Klytämnesträ, weghebt? — Oder, wen erfüllt nicht ein mit frommem Schauer gemischtes Erstaunen, sieht er den Orest, der, von seiner Blutschuld ruhelos verfolgt, einzig noch im Heiligthume zu Delphos Schutz sucht, wie ihm die Eumeniden auch dorthin folgen, aber der pythische Gott sie einschläfert; wie jetzt durch seine Vermittelung zu Athen ein Gericht, unter dem Vorsitze der Minerva sich versammelt, und den der Rache der Unerbittlichen Heimgefallenen von der Blutschuld, die keine irdische Macht sühnen konnte, losspricht, mild erwägend, daß die Heftigkeit der Vater- und Schwesterliebe ihn zur grausen That angetrieben? — — Wer gewahrt nicht mit Freude die Spur gerechter Vergeltung in dem Jammer des Kreon? Ueber ihn, den der Ueber-

muth zu einer Härte fortgerissen, die unmenschlich bis auf die Leiche des Feindes sich ausdehnt, zieht der Edelmuth der Antigonä ein Gewitter von Unfällen zusammen, unter dem sein ganzes eingebildetes Glück schnell einstürzt. — Wen ergreift nicht Ehrfurcht vor der verhüllten Macht, die das Weltall regiert, wenn sich vor seinen Blicken das seltsame Labyrinth im Leben des Oedipus entfaltet, der unwillkührlich in die Frevel, denen er mit aller Anstrengung zu entfliehen strebt, hineinstürzt, und dennoch, an die äußerste Grenze des Elends hingestoßen, blind und verbannt umherirrend den Muth und das Vertrauen auf die himmlischen Mächte nicht aufgibt, und zuletzt durch ihre milde Dazwischenkunft beim Heiligthume der Eumeniden vor Athen im Schirme der Gastfreundschaft seine Laufbahn glorreich beschließt *).

Perikles. Fürwahr! Das Erhabene unsrer Tragiker hat dich ganz ergriffen. — Dieser Eindruck des tief erfassenden, frommen Ernstes ist, wie mir scheint, die heilsamste Frucht der Schaubühne. Diesen Ernst — die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, die Scheu des Bösen, das Mitleid für den vom Schicksal Verfolgten — der Seele der Athener, die ihrer Natur nach so flüchtig und beweg-

---

*) Als er dort zu den Mächten des Himmels betete, that sich der Erde mütterlicher Schoos unter ihm auf, und er verschwand. Der Ort war seither den Athenern vorzüglich heilig. Der Schlußchor im Oedipus zu Kolonos singt: „Stillet die Klage und trocknet ab die Thräne des Grams! Alles, was geschah, war des Schicksals Gebot!“

lich ist, und, gleich der Fliege, um jeden Köder sinnlicher Lockung lüstern schwärmt, von Zeit zu Zeit einzuprägen, war mein Gedanke, als ich mit unserm Aeschylus, Sophokles und Phidias die jetzige Einrichtung des Theaters entwarf, und große Summen aus dem Staatsschatze zu ihrer Verherrlichung bestimmte. Ich weiß, man hat mich deshalb scharf getadelt, als ob ich der Ueppigkeit und Weichlichkeit das Thor öffne. Allein dieses Thor traf ich schon weit geöffnet. Was konnt' ich Besseres thun, als den Hang zur Prachtliebe auf das öffentliche Leben hinzulenken? — Was aber die Weichlichkeit betrifft, so war es gerade meine vorzügliche Sorge, alles von der Bühne ferne zu halten, was die Seele durch falsche Empfindelei verweichlichen, was sie weibisch machen könnte *). Und ist unsre Schaubühne nicht durchaus für Männer berechnet? Die Liebe **) wird auf ihr keiner Hauptrolle ge-

---

*) Die frühzeitig erfolgte Ausartung der Schaubühne in sittlicher Beziehung, wovon man schon in des Euripides Stücken mancherlei Keime antrifft, sind vielleicht am passendsten in vielen Stellen der Schriften des H. Chrysostomus bezeichnet. Schon Plato in dem Werk von den Gesetzen (II. 245. Ed. Bekker) sagt: Die (in der Schaubühne) Gegenwärtigen sollten immer bessere, als ihre eigenen Sitten beschreiben hören, jetzt aber werden sie dort vielmehr in den schlechtern Sitten bestärkt.

**) Die Geschlechtsliebe nämlich. Aber die Treue in der Liebe zwischen Freunden, Geschwistern, Eltern und Kindern, erscheint vorzüglich bei Sophokles im höchsten Glanze.

würdigt; weder die süße, schmeichelnde, welche mit ihrem Zauberreiz oft auch Helden bezwingt, noch die gereizte, tobende, deren Wuth nur zu oft die Welt erschüttert hat *). Die Weiber, die hier auftreten, eine Antigone, Elektra, Hekuba, Andromache, Klytemnestra, Tekmessa und Dejanira — zeigen im Guten und Bösen ein heroisches Gepräge. Nur Sklavinnen, wie billig, machen eine Ausnahme. Ein großer, erhabener Charakter ziemt der Bühne des Heldenvolks von Athen **). Eine Schule der Gesinnungen, die den treuen Freund, den wahren Patrioten, den tapfern Krieger bilden, wünscht' ich in der Schaubühne zu sehen; sie sollte das Volk für den Marktplatz vorbereiten, es für das Gerechte und Edle stimmen, es vor den Ueberraschungen der Eitelkeit, vor Leichtsinn und unüberlegter Hitze warnen, und das Andenken der berühmten Männer Griechenlands, ihrer herrlichen Thaten und auch ihrer großen Fehler in allen Gemüthern erfrischen. Endlich sollte die Wahrheit, die auf der Bühne ungeschminkt und unverhüllt auftritt, der Seele unsrer Cekropiden das Gift blähender Eitelkeit aussaugen, das die Dialektik verschmitzter Volksschmeichler so freigebig in sie herabträufelt.

---

*) Die Phädra des Euripides wurde erst später aufgeführt, und auch ihr widersteht Hypolitus standhaft.

**) Agrandissez nous à nos propres yeux. — Corneille a dit, l'homme s'admirera en m'écoutant, en me lisant. Chamfort, Oeuvres. Paris 1792. I. 150.

Alkibiades. Die Tragödie arbeitet unverkennbar seit Aeschylus auf diesen Zweck. War es aber weise, des Kratinus *) und des Aristophanes Komödie mit auf die Bühne sich einschleichen zu lassen — diese pöbelhafte Spötterin, die mit Scherzen, welche der Sittlichkeit und den Göttern selbst Hohn sprechen, allen Ernst aus der Seele verwischt, und die Athener gewöhnt, über alles zu lachen, und die wichtigsten Fragen mit einem Witzwort abzufertigen?

Perikles. Einige Zeit war des Aristophanes Lustspiel verboten **). War es aber klug, die Abwechselung des Komischen und des Tragischen unserm Völklein zu versagen? Kommt doch den Possenspielen ohnehin das Recht der Erstgeburt zu Statten. Was wirkte das Verbot? Es hat die Athener nach dem Naschwerke nur noch lüsterner gemacht. Man fand das Verbot albern, lächerlich. Ich ließ es aufheben ***). Du kennst übrigens, mein Lieber! unsern jetzigen Reichthum an solchen Thorheiten und Fehlern, die nichts vertreiben kann, wenn es dem Komus nicht gelingt, dem Volk ein Gelächter und dem Weisern ein Lächeln abzulocken. Aristophanes hat wenigstens die Tendenz des Possenspiels veredelt. Wer sagte

---

*) Kratinus, uns nur noch aus Fragmenten von Lustspielen bekannt, worin beißende Anspielungen auf Perikles vorkommen. Er war ein berüchtigter Säufer. Horat. Ep. I. 19.

**) 440 J. v. Chr. Geb. erschien das Verbot.

***) 437 J. v. Chr. Geb.

je so derb allen Klassen, dem Demos, dem Volke des Pnyx selber und seinen Wohldienern, die Wahrheit?

Alkibiades. Wohl! Aber sein unbändiger Witz schont auch der Beßten, auch deiner nicht, Perikles *)!

Perikles. Ist es nicht besser, die Bürger lachen auf meine Rechnung, als wenn sie mich verwünschten?

Alkibiades. Sollt' es mich aber nicht ärgern, wenn ich sehe, wie Aristophanes den größten Patriotismus verdächtigt, er, dem man höchstens einen Anflug davon zugestehen kann, womit er, der Volksgunst zu lieb, seine Possen ausschmückt?

Perikles. Seyen wir gerecht, Alkibiades! Mögen die Grazien, mögen die Götter selbst an dem Aristophanes wegen der üppigen Auswüchse seines Witzes sich rächen **)! Sein persönlicher Charakter ist von gediegener Wahrheit. Seine Liebe zur Vaterstadt ist keine Schminke; sie hat sich nie verläugnet. Handeln wir nur weise, recht und gut, warum sollten wir dann vor seinen Witzfunken uns fürchten? Doch sieh! Dort kömmt Aspasia über den vom Abendroth beschimmerten Wellenspiegel hergerudert; sie war bei einer Freundin in der Stadt auf Besuch.

---

*) Darüber hält sich Cicero (Fragm. de Republica L. IV.) sehr auf. Er findet es eben so unanständig, als wenn zu seiner Zeit Plautus oder Nävius die Scipionen, oder Cäcilius den M. Cato dem Gelächter Preis gegeben hätte.

**) Auf Kosten der Tugend ist das Gelächter um zu theuern Preis erkauft, sagt Quinctilian L. IV. c. 3.

Aspasia. Ah, Du hier, Alkibiades! Dir, mein Perikles! ist somit der heutige Vorgang zum Ruhm unsers Sophokles schon bekannt. Nun, so vergönnt mir jetzt, Zeuge zu seyn, wie ihr der Schutzgöttin Athens, wegen der Genesung des edeln Dichters, des größten nach Homer, den Becher mit Oelzweigen umwindet *).

*) Sophokles lebte noch lange, und starb erst ein Jahr nach Euripides im 406ten J. vor Chr. Geb.

Eilftes Gespräch.

Perikles. Xenophon.

(Die Scene ist bei dem Thurm der Winde*).

Perikles. Zu welchem unsrer Weisheitslehrer, mein Xenophon! gedenkst du deine Söhne in die Schule zu schicken, wenn sie ins gehörige Alter gelangt sind?

Xenophon. Wahrscheinlich zu — keinem.

Perikles. Dir ist also wohl keiner bekannt, dem du die Gabe zutrauest, deinen Söhnen die Weisheit einzuflößen?

Xenophon. Wahrlich keiner, außer unserm Sokrates; dieser hält aber, wie du weißt, keine Schule.

Perikles. Dennoch wirst Du, und werden mehrere andere, die jetzt die Zierde und die Hoffnung unsers Freistaates sind, für Schüler des Sokrates gehalten.

*) Beschrieben bei Vitruv. L. I. c. VI.

Xenophon. Und dies mit Recht, woferne wir von Sokrates im freundlichen Umgange gelernt haben, wie der Mensch, wenn er weise, nicht nur scheinen, sondern seyn will, denken und sich betragen müsse.

Perikles. In diesem Sinne verehr' auch ich in Sokrates meinen Lehrer, obgleich er und ich früher beim Anaxagoras in die Schule gingen. Warum glaubst du aber nicht, daß Sokrates nie, gleich unsern mehresten Sophisten, eine förmliche Schule bilden wollte?

Xenophon. Ich stellte ihn einst darüber zu Rede. „Weißt du denn nicht, war seine Antwort, daß mir alle Eigenschaften abgehen, um ein Lehrer der Weisheit zu seyn." Da ich dies nun geradezu läugnete, so fuhr er fort: „Aber sieh dich doch nur einmal um, was von einem Weisheitslehrer gefordert werde! Der eine ist sehr stark in den Redekünsten *); der andere ist in der Disputirkunst unüberwindlich **); ein dritter hat es zur größten Fertigkeit gebracht, jeden Satz zu beweisen und zu widerlegen ***); ein vierter weiß durch die Sonderbarkeiten in seinem ganzen Wesen vom Bart bis zum Fußzehen herab, und in allen Gebräuchen des Lebens, Auf-

*) Gorgias.

**) Prodikus und Euthidem.

***) Hippias und Euenos von Paros. S. dessen Schilderung in Plato's Phädrus und in der Apologie von Sokrates.

merksamkeit, ja Staunen zu erregen *). Nun frag' ich dich, wer versteht sich wohl schlechter auf alles dies, als ich? — Hätt' ich ihm hier widersprechen können?

Perikles. Das konntest du allerdings nicht.

Xenophon. Ich schwieg; und nach einer Pause sprach Sokrates weiter: Du siehst also, mein Freund! daß mein Genius mich trefflich berathen hat, als er mich davon zurück hielt, mich zum Lehrer oder Haupt einer Schule der Weisheit aufzuwerfen.

Perikles. Bist du aber nicht dennoch mit mir der Meynung, der Einfluß der Weisheit des Sokrates werde weit größer und dauerhafter seyn, als der aller unsrer hochprangenden und vielgerühmten Sophisten? Wenn diese längst vergessen sind, werden die einfachen Lehren des bescheidenen Sohns des Sophroniskus noch in allen edlen Seelen fortleben, und allgemeine Verehrung erwerben. Welchem Umstand, glaubst du wohl, ist dieser Vorzug der sokratischen Weisheit zuzuschreiben?

Xenophon. Keinem andern, als weil sie auf innere Selbstforschung und Verbesserung beruht, und einzig darauf dringt, hingegen alle die fremdartigen Krücken verschmäht, deren sich die Sophisten zu bedienen pflegen, als die der Redekunst, der Dialektik, des Wortnebels, der Windmacherei und der Schaustellung von Sonderlingsmanieren.

Perikles. Du hältst demnach die Weisheit unsers

---

*) Antisthenes und Diogenes von Sinope, und mehrere vor ihm.

Sokrates gerade um deswillen für die beßte, weswegen sie von dem Haufen der Cekropiden am wenigsten geschätzt wird?

Xenophon. Allerdings deswegen. Ihre Einfachheit und Selbstständigkeit erhebt sich weit über alle Geburten geldsüchtiger oder träumerischer Spekulation.

Perikles. Aber sage mir doch, Xenophon! warum ahmen die Sophisten nicht dem Sokrates nach? Warum werfen sie die buntgefärbten Stelzen nicht weg, an denen sie ihre Lehren, wie elende Krüppel, einhergehen lassen?

Xenophon. Sie wissen eben nur zu wohl, wie all' ihr Ansehen ohne diese Stelzen zusammensinken würde. Denn sie lehren die Weisheit keineswegs, um Andere weise zu machen, sondern bloß um selbst für weise angesehen und ausposaunt zu werden.

Perikles. Wie kömmt es aber, daß die Athener, die sich doch auf ihren Verstand und ihre Klugheit nicht wenig zu gut thun, den Sophisten so gerne mit schwerem Gelde den Unterricht ihrer Söhne bezahlen, da er doch diese nicht weiser macht, sondern nur den Ruf der Lehrer zu erhöhen beabsichtigt?

Xenophon. Dies zu glauben, sind unsre Kecheäer weit entfernt. Sie stecken vielmehr tief im Wahne, die Weisheit lasse sich wie eine Waare mit Geld erkaufen, und nie schwillt ihrer Eitelkeit der Kamm höher, als wenn sie sehen, wie ihre Söhne mit den schillernden Formeln der Weisheit eines unsrer berühmten Sophisten prunken und prahlen.

Perikles. Die guten Leute haben, man muß gestehen, einen seltsamen Begriff von der Weisheit.

Xenophon. Das Ziel aller Weisheit scheint ihnen bloß in der Geschicklichkeit zu bestehen, sich Ansehen, Einfluß und Reichthum zu erwerben; denn diese Güter haben in ihren Augen den höchsten Werth.

Perikles. Freilich bei dieser Denkart wie wär' es möglich, daß das Volk von Athen für die schlichte Weisheit des Sokrates die mindeste Achtung hege; für eine Weisheit, die alle diese Güter gering schätzen, und nur nach innerer Veredelung streben lehrt? Muß man es den Athenern nicht beinahe noch zum Verdienst anrechnen, daß sie dem Sokrates wegen seiner Person seine Weisheit nachsehen? .. Wie urtheilen aber die Sophisten von ihr?

Xenophon. In den Augen der Sophisten ist Sokrates weiter nichts, als — ein Thor, ein Schwärmer.

Perikles. Und warum erscheint er ihnen so?

Xenophon. Weil er von den Wenigen ist, denen die allgemeine Thorheit, anstatt sie anzustecken, eine Rüge oder doch ein Lächeln entlockt. Legt doch Sokrates gerade den Dingen den geringsten Werth bei, welche die Sophisten, ungeachtet ihres metaphysischen Wortgeprängs, im Grund allein werth halten, weil sie den Sinnen behagen oder der Eitelkeit schmeicheln.

Perikles. Läßt wohl Sokrates es sich angelegen seyn, ihre Meynung von ihm zu berichtigen?

Xenophon. Nicht im geringsten. Vielmehr gesteht er ihnen bei allen Anlässen selbst, daß er wohl einsehe, wie weit er davon entfernt sey, ein Weiser zu seyn; zugleich sucht er, indem er sich den Anschein einer schülerhaften Begierde gibt, von ihnen die Weisheit zu erlernen, auch sie zu der nämlichen Einsicht hinzunöthigen. Aber vergebens!

Perikles. Dieses Benehmen des Sokrates ist es eben, was die Sophisten gegen ihn so mit Aerger und Ingrimm erfüllt; sie klagen, er bringe ihre ganze Gilde um den Kredit *), und sie sollen jetzt mit sehr lebhaftem Ernst sinnen und rathschlagen, wie sie ihn beim Volk' einer schalkhaften Gotteslängnung verdächtig machen könnten. Und dennoch — hast du je gehört, daß Sokrates für dies feindselige Benehmen die mindeste Rache nehme?

---

*) In Plato's Apologie des Sokrates sagt dieser von einem Sophisten: „Er schien mir zwar weise zu scheinen, vielen andern Menschen, und sich selbst am meisten, es aber nicht zu seyn." Lucian macht sich über die ganze Gilde dieser Herren in seiner bekannten Manier gewältig lustig. Er nennt sie Kopfhänger, sauertöpfische Kerle mit langen Bocksbärten, die sich viel darauf zu gut thun, vermög' ihrer übernatürlichen Sehschärfe an ihren Ideen Dinge zu sehen, die sonst Niemand sieht, die aber auch stets in die Höhe schauen, während sie nicht sehen, was ihnen vor den Füßen liegt; die sich übrigens über alle Maßen gern selber reden hören, und in der Hitze des Disputs, vor lauter Anstrengung, einander zu überschreien, feuerrothe Gesichter bekommen. (S. die doppelt Angeklagten in Wielands Uebers. B. VI.)

Xenophon. Davon kam gewiß kein Gedanke in seine reine Seele. Aber seine Weisheit übt doch an ihnen die wirksamste Rache.

Perikles. Wie so?

Xenophon. Die Weisheit unsers Sokrates, die, unbekümmert um Beifall oder Tadel, ruhig und heiter einherwandelt, hat nichts angelegneres, als den jungen Leuten von Athen, die von dem Lehrkram der Sophisten aufgebläht sind, den Dünkel unvermerkt aus der Seele zu ziehen, und die schimmernden Lappen, Schminken und Flittern, womit sie diese selbstgefällig ausschmückten, von ihr abzustreifen *).

Perikles. Würde aber Sokrates nicht besser thun, die jungen Athener, bevor sie noch die Schulen der Sophisten besuchen, warnend davon zurückzuhalten?

Xenophon. Thät' er dies, er würde tauben Ohren predigen, und die Jünglinge nach der vorgeblichen Weisheit der Sophisten nur noch lüsterner machen. Wenn sie aber damit schon ganz vollgestopft sind, dann gelingt es ihm eher, sie zu überführen, der ganze Trödelkram ihrer sogenannten Weisheit sey nichts weiter, als mit Wind gefüllte Schläuche, die demjenigen, der sich damit beladt, auf dem Wege zur wahren Weisheit nur hinderlich sind. Er zeigt ihnen, wie man bei großer Vielwisserei sehr un-

---

*) Auch zu Rom, zu Seneka's Zeiten, war es so: Er sagt: (epist. 106.) Wir lernen nur für die Schule, nicht für das Leben.

wissend seyn könne, und welch' eine weite Kluft den Wahn von Weisheit von der Wahrheit und von dem Besitz derselben trenne. Mitunter macht er sie auch mit lächelnder Schalkheit auf den Hochmuth aufmerksam, der aus dem durchlöcherten Mantel einiger Sophisten hindurchblickt.

Perikles. O so möge es denn, so lang' es in Athen noch Sophisten gibt, auch immer einen Sokrates geben, der unsrer Jugend nach dem Austritt aus den Schulen derselben die Einsicht beibringe, daß sie, um weise zu werden, alles das ablegen müsse, was sie dort erlernt hat!

Zwölftes Gespräch*).

Sokrates. Aristipp.

(Die Scene ist vor dem Prytaneum, nicht weit vom Rathhause.)

Sokrates. Ohne Zweifel, mein Aristipp! kamst du eigens von Kyrene hieher, um der dreitägigen großen Todtenfeier beizuwohnen, welche Perikles gestern mit seiner Rede schloß?

Aristipp. So ist's, und wie weit hat nicht dieses Schauspiel meine Erwartung übertroffen! Noch keines hab' ich je gesehen, das einem ganzen Volk' eine so tiefe Rührung eingeflößt, und mir zugleich die Würde des Staats in einem erhabenern Glanze gezeigt hätte, als diese Todtenfeier zu Ehren der im letzten Feldzuge gefallenen Athener.

*) Der Saal dieses Gebäudes, wo nebst den Nachkommen des Harmodius und Aristogiton und gewissen Personen, die sich ausgezeichnet oder um den Staat hoch verdient gemacht, auch die Waisen der auf dem Schlachtfeld Gebliebenen, auf Staatskosten gespeist wurden, war mit den Statuen der Schutzgötter, der Heroen und auch anderer großen Männer, z. B. des Temistokles, Militiades ꝛc. geschmückt.

Sokrates. Du versprichst dir also wohl von dieser Feier eine heilsame Wirkung für meine Vaterstadt?

Aristipp. Diese Wirkung ist nicht erst zu erwarten; sie hat sich während der Feier unzweideutig geoffenbart. Ich sah' es: Alle Athener wurden Ein Herz und Eine Seele; Alle schienen über dem Gedanken an Athen ihre Privatneigungen zu vergessen; in Aller Brust flammte eine schöne, dankbare Begeisterung für den edeln Muth, womit die Gefallenen sich dem Vaterlande geopfert *).

Sokrates. Ist dieser Eindruck nicht etwa bloß vorübergehend?

Aristipp. Wenn dies auch bei Einzelnen möglich wäre, im Ganzen gewiß nicht.

Sokrates. Du weißt aber wohl, daß gerade von den heftigsten Erschütterungen oft am schnellsten jede Spur verloren geht. Die Schaubühne liefert uns dazu viele Belege. Ich bin daher sehr begierig nach der Ursache, warum du unserer Todtenfeier einen bleibenden Eindruck zutrauest.

Aristipp. Weil hier der ganze Aufzug, das ganze Gepräge, jede Zeremonie, alles, was in die Sinne fällt, von den edelsten Wünschen aller Athener gleichsam erzeugt und angegeben zu seyn schien, und mit ihren höchsten Interessen im reinsten Einklange steht. Hier ist nichts auf

---

*) Treffliche Kinder Athens; einsetzend im Kampfe das Leben,
Brachten dem Lande sie Ruhm, ewige Kränze sich selbst.
Griech. Antol. F. Jakobs Leben und Kunst der Alten I. S. 197.

eitles Prunken oder auf pomphafte Täuschung abgesehen. Alles ist der Einen Idee gewidmet und angepaßt: Den Muth, den Eifer, die Liebe für das Vaterland zu beleben und zu erhöhen. Sodann ist es eine weise Anordnung, daß die Feier nach jedem Feldzuge wiederholt wird. Durch sie wird so in den Gemüthern die heilige Glut immer neu angefacht, die zum Voraus die künftigen Siege verbürgt.

Sokrates. Du sagst aber nichts von der Rede, welche Perikles an der Ruhestätte der gefeierten Todten hielt?

Aristipp. Jedes Lob bliebe hinter dem allgemeinen Enthusiasmus zurück, den sie erregte. Aber dieser bekam einen noch höhern Schimmer von der blaßgelben Betroffenheit, womit sich die meisten Demagogen noch während der Rede still und beschämt davon schlichen. . . . Noch waren die thränenvollen Blicke der schweigenden Menge auf das Begräbniß gerichtet, als Perikles den erhöhten Rednerstuhl bestieg; aber wie er jetzt, mit den Verdiensten der Vorfahren, die Vorzüge der Vaterstadt erhob, und dann zur Anpreisung der edeln Todten überging, die Ueberlebenden zur Nacheiferung ermunternd; als er damit die mildesten Tröstungen für die Eltern und übrigen Verwandten der Gefallenen verband, und zuletzt ihres ewig blühenden Nachruhms und der Fürsorge des Staats für ihre Kinder durch ihre Erziehung auf öffentliche Kosten bis zum männlichen Alter gedachte *) — da erhoben und erheiterten sich Al-

*) Auch wurden die Töchter der mit Ruhm Gefallenen vom Prytaneum ausgestattet, und die verdienten Krieger von ihm öffentlich gespeist.

ler Blicke; da schien jeder Athener mit edelm Stolz den Vorzug zu fühlen, ein Mitbürger, ein Angehöriger der Gefallenen zu seyn; in einen Strom von begeistertem Jubel vereinigten sich die tausendstimmigen Ergüsse der Bewunderung und des Dankes; und die Gattinnen und Mütter der gefeierten Helden, die gekommen waren, ihr Grab mit Blumen und Thränen zu schmücken, stürzten jetzt dem Redner, als er die Tribune verließ, entgegen, um ihn mit den schön geflochtenen Kränzen, an denen noch frisch ihre Freudenzähren schimmerten, zu umwinden.

Sokrates. Keine leere Ehrenbezeugung wär' es also, mein Aristipp! wenn in der Mitbürger Klagen und Thränen die Seligpreisung der Todten sich mischt.

Aristipp. Solch eine Todtenfeier, wie mir däucht, ehrt den Einzelnen, aber nicht minder das Ganze. Und dies scheint mir eben die Siege der Griechen am meisten zu verherrlichen, daß sie die Ehre davon nicht bloß dem Einzelnen zuwenden, sondern allen Mitstreitenden und dem Vaterland überhaupt, damit es nicht scheine, daß der Sieg mehr dem Glück als den Griechen gehöre. Dies gibt den Kriegsgesängen Tyrtäus solche anfeuernde Kraft; dies begeisterte die Sieger bei Salamis, Marathon und Platää *). Und war es nicht des-

*) Vergl. Plutarch (Kleomenes 2.), wo der berühmte Leonidas v. Sparta, vom Tyrtäus sagt: „Er war geschickt, die Seelen der Jünglinge zu entflammen." — Auch sagte König Agis von den Läkädemoniern: sie fragen nicht, wie stark sind die Feinde, sondern nur wo sind sie? (Plutarch Kleom. 4.)

wegen, daß nach dem großen Siege an letzterm Orte, auf des Aristides Vorschlag, ein jährliches Dankfest, an welchem Abgeordnete von ganz Griechenland Theil nehmen, daselbst angeordnet wurde, bei welchem der Archont der Platäer einen Krater voll Wein ausgießt, mit den Worten: Dies den Männern, die für die Freiheit der Griechen gestorben *)! Eben so schön drückt sich eure Dankbarkeit für der Platäer muthvollen Antheil am Siege bei Marathon durch Gebete für ihr Wohl unter den Opfern bei den großen Pana-

---

Ein neuer Tyrtäus, Namens Rigo, aus Thessalien, soll durch seine schönen, feurigen Volksgesänge (v. 1798) zur jetzigen Begeisterung seiner Landsleute nicht wenig beigetragen haben. Sein Haupt fiel unter dem Rachebeil der Barbaren. S. Boutiers Denkw. S. 21. ff., und Raffenel Geschichte der Ereignisse in Griechenland. Vorr. S. 11.

*) Plutarchs Aristides 21. So sang auch Tyrtäus den Preis des für sein Vaterland Gefallenen:

„Doch wenn er stürzend im vordersten Kampf die Seele verhauchet,
Dann verherrlicht er Stadt, Volk und Erzeuger im Tod.
Ihm ist vielfach durchbohrt die Brust, und die Wölbung des Schildes;
Durch den Harnisch von vorn drang der gewaltige Stoß.
Ihn betrauert der Jünglinge Schaar, Ihn trauern die Greise,
Trauernder Sehnsucht voll klagt ihn die sämmtliche Stadt.
Weit ist gepriesen sein Grab, weit unter den Menschen die Kinder,
Kindeskinder, und so ferner das ganze Geschlecht.
Nimmer erstirbet sein herrlicher Ruhm, und nimmer sein Name;
Ruhet er gleich in dem Grab, dennoch unsterblich ist Er."

thäen *) aus. Nicht minder löblich find' ich die Sitte, die erbeuteten Waffen in den Tempeln der Götter aufzuhängen, damit diese stets von Allen dankbar dafür gepriesen werden.

Sokrates. Vortrefflich, mein Aristipp! Nach allem, was du gesagt, scheinen auch mir dergleichen Einrichtungen, die fortwährend in's öffentliche Leben einwirken, und den Seelen Muth und Unerschrockenheit einflößen, ohne welche die Freiheit nur ein Traumbild ist, dem Staate noch zuträglicher, als die Ehrensäulen und ihre Inschriften, indem sie besser noch, als diese in Erz und Stein, in den Gemüthern der Lebenden das Andenken verdienstvoller Männer bewahren und auffrischen.

---

*) Diese Feste wurden zu Athen alle fünf Jahre zu Ehren der Pallas-Athene gehalten. S. Herodot Gesch. IV. 111.

Dreizehntes Gespräch.

Theages, Menon.
Später Kleanth und Phädrus.

Theages. Woher kommt es, daß heut so viele Leute, festlich gekleidet, dort nach dem Tempel des Aeskulap gehn? .. Du lächelst, Menon! Liegt denn etwas Lächerliches in meiner Frage?

Menon. Laut auflachen möcht' ich, wenn nicht Scham vor unsern gescheuten Landsleuten mich zurückhielte.

Theages. Ich verstehe dich nicht, Menon!

Menon. Du wärest also der Einzige, der noch nichts von den Wundern wüßte, die seit ein paar Tagen in jenem Tempel gewirkt werden *)?

*) Vergl. Herodot, VIII. 134. Pausan. Lib. II. Solche Tempel gab es zu Pergamo, zu Smyrna und in andern Städten. Noch zur Zeit des Apollonius von Tyana (um das J. 20. d. chr. Zeitr.) stund zu Aegea in Cilicien ein solcher, von nah' und fern besucht und mit

Theages. Wunder? Wirkt sie der Gott, oder —

Menon. Man schreibt sie dem Dionysodor zu, einem Thessalier, der im Ruf geheimer Kenntnisse steht.

Theages. Und der sich ohne Zweifel trefflich darauf versteht, die Köpfe unsrer müßigen Athener zu berücken, und dafür ihre Börsen zu erleichtern *)?

Menon. Höre nur: Er macht die Leute hellsehend.

Theages. Das wäre? Und was für eine Wirkung hat das Hellsehen auf die Leute?

Menon. Daß sie wachend träumen.

Weihgelübden und Opfern beehrt. Auch schlief Mancher in dem Tempel, in der Hoffnung einer Erscheinung des Gottes, der ihn heilen oder ihm das geeignete Heilmittel anzeigen würde. Apollonius soll diesen Aberglauben zu verbessern gesucht haben, indem er lehrte: „Der Gott erhöre nur die, die reines Herzens sind." S. Vie d'Apollonius de Tyane, p. Legrand d'Aussy. Paris 1807. I. 39 — 54. Daß die Fieberkranken noch zu Lucians Zeiten ihr Vertrauen auf die Statue des Athleten Polydamos zu Olympia und auf des Theagenes Bildsäule zu Thasos setzten, s. in Lucians Rath der Götter.

*) Aus Thessalien kamen die meisten Schwarzkünstler. Aber bei den Scythen rühmten sich gewisse Leute, die Enareer, durch Wollust entnervte Mannspersonen, der Wahrsagerkunst. Sie gaben vor, sie von der Venus empfangen zu haben. (Herodot IV. 67.) Das angebliche Geschenk der Göttin hatte schon um deswillen geringen Werth, weil es dafür die Kräfte des Verstandes und Körpers nahm.

Theages. Nichts weiter? Das ist eben nichts Neues. Unsre Sophisten setzen den Unterricht im Wachträumen längst in Geld um, und gehen selbst mit dem Beispiel meisterlich voran.

Menon. Aber das sollen ganz eigene Träume seyn, die der Hellsehenden.

Theages. Worin besteht denn wohl das Eigene ihrer Träume?

Menon. Statt mit den Augen, sehen sie mit dem Magen.

Theages. Das ist freilich seltsam genug. Aber was sieht denn ihr Magen?

Menon. Was kein Auge je gesehen: Alles, Körper und Seele, durch und durch, das innerste Wesen der Dinge, was in der größten Entfernung vorgeht, und auch die Zukunft.

Theages. Der Magen dieser Träumer muß fürwahr mit dem Gehirn unsrer Sophisten nahe verwandt seyn. Theilen aber die Hellseher auch den Umstehenden mit, was ihr Magen sieht?

Menon. Sie sollen im Antworten sehr schlagfertig seyn; aber niemand soll sie recht verstehen, außer dem Wundermann, der sie hellsehend gemacht hat, und der auch allein das Recht hat, sie zu fragen.

Theages. Und wodurch macht er die Leute hellsehend?

Menon. Vor allem durch starres Anblicken, dann durch allerlei Spiegelfechterei mit geheimnißvollen Zügen in der Luft, die er dem Adepten, der nahe vor ihm liegt,

mit den Händen so lange vormacht, bis er, wie betäubt, in Schlaf zu sinken scheint.

Theages. Wer sind denn seine Adepten, die er hellsehend macht; Gesunde oder Kranke?

Menon. Lauter Kranke, die gesund werden wollen.

Theages. Und sind ihrer wirklich einige genesen?

Menon. Mit Enthusiasmus erzählen sich die Leute Wunderkuren dem Hundert nach.

Theages. Ziehen vielleicht die Schlafenden im Zustande des Hellsehens allen Verstand der Wachenden an sich? — Doch von welchen Uebeln wurden die Leute befreit?

Menon. Von Allen.

Theages. Auch von Verrücktheit, Blödsinn, Schwachsinn, Wahnsinn u. dgl.?

Menon. Davon hört' ich nichts. Aber von Lähmung, Taubheit, Augenschwäche, Fallsucht und Besessenheit von bösen Dämonen, und wie alle die körperlichen Uebel heißen, die so hartnäckig der ärztlichen Kunst widerstehen.

Theages. Hast du einen der Geheilten gesehen und gesprochen?

Menon. Eben erst begegnete mir einer. Seine Taubheit war längst zum Sprüchwort geworden. Er rief mir laut zu: Preise mich glücklich! Der große Magikus hat mir das Gehör wieder gegeben, das ich in früher Kindheit verlor. Nun fing ich an, ihn auszufragen. Er aber hörte — Nichts. Ich steigerte meine Stimme immer höher. Vergebens! Endlich rückte ich ihm den Mund hart ans Ohr, und rief mit der stärksten Anstrengung:

Freund! du bist betrogen. Dies verstund er endlich, erwiederte aber mit gellendem Geschrei: Nein, nein! ich höre jetzt ganz vortrefflich. Was war zu thun? Ich ging meines Wegs.

Theages. Das war wohl das Vernünftigste. Denn wer möchte sich die Mühe geben, einen Mohren weiß zu waschen? Der reine Gewinn dieses Menschen wäre sonach, daß er zwar wie vorhin nicht hört, aber doch sich einbildet zu hören. Doch sieh! da geht ein Diener des reichen Philodor vorbei, der schon lange in der Fremde die verlorene Gesundheit sucht. Vielleicht hat ihn jetzt der Ruf des Thessaliers nach Athen zurückgelockt? — He da, Kleanth! seit wann ist dein Herr wieder in Athen, und wie geht es ihm?

Kleanth. Ach! wißt ihr denn nicht, daß mein armer Herr eine Leiche ist. Er starb zu Cyrene. Vorher hatt' er auf der Insel Koos bei dem berühmten Hippokrates sich Raths erholt. Dieser erklärte ihm unverholen: Bei Fortsetzung seiner ausschweifenden Lebensart sey er unrettbar ein früher Raub des Todes; Enthaltung und Mäßigkeit aber seyen die Mittel, deren er bedürfe, um zu genesen. Diese Kurart that wirklich ihr Beßtes; aber der arme Herr fand sie langweilig. Da hört' er von einem herumziehenden Quacksalber Dionysodor, der alle Krankheiten wunderbar heile. Er eilte zu ihm nach Cyrene, wo derselbe seine wandernde Bude grad' aufgeschlagen hatte. Was er mit ihm vorgenommen, wissen die Götter. Aber das weiß ich: Mein Herr, im Vertrauen

auf den Windbeutel, überließ sich den vorigen Ausschweifungen, und starb schnell als ihr Opfer dahin. O des Erzschelmen aus Thessalien!

Theages. Du thust ein gutes Werk, Kleanth! wenn du die Geschichte deines Herrn dahier recht unter die Leute bringst.

Kleanth. Das laß ich fein bleiben. Gestern erzählt' ich sie Einigen im Vertrauen. Allein sie geriethen vor Aerger in Wuth, schalten mich einen verleumderischen Lumpenhund, und mit genauer Noth entkam ich ihren geballten Fäusten (geht ab).

Menon. Aber sieh! Da kömmt Phädrus. Vielleicht kann er uns über die Wunderdinge sichere Kunde geben.

Theages. Warum so trübsinnig, Phädrus? Du scheinst ja eher aus der Trophonius Höhle *) zu kommen, als einer von den Auserwählten zu seyn, die das Hellsehen in Entzücken versetzt?

Phädrus. Spotte meiner nicht! Der dämonische Spitzbube aus Thessalien hat mich um das Glück meines Lebens gebracht. Ihr wißt, Freunde! wie sehr ich mir

*) Eine Höhle, wo Wahrsagerei und magischer Betrug von Geisterseheren gespielt wurde. Es war Sage, die meisten, die aus ihr zurückkämen, behielten einen unüberwindlichen Hang zur Traurigkeit. S. Pausanias IX. 39 — 40. Herodot VIII. 134. Strabo Geogr. Lib. IX. Plutarch von Genius des Sokrates. Vergl. Anacharsis Reisen III. 232 — 238.

die Tochter des Neokakles zur Gattin wünschte. Ihrer Liebe war ich gewiß; allein der Vater wollte den reichen, obgleich liederlichen Chrisolaus *) zum Schwiegersohn. Darüber wurde Melissa vor Kummer und Mißmuth ernstlich krank. Alle Sorgfalt der Aerzte war vergeblich. Jetzt kam Dionysodor nach Athen, und die gute nervenschwache Melissa mußte sich unverweilt zum angeblichen Wundermann hintragen lassen. Es befiel sie der magnetische Schlaf. Chrisolaus wurde der Abrede gemäß herbeigerufen. Er mußte meine Rolle spielen. Sie hielt ihn wirklich für mich, und träumend gab die Unglückliche zu ihrer Verbindung mit ihm das Wort. Aber welch Erwachen, als sie jetzt den verhaßten Chrisolaus als Bräutigam vor sich stehen sah! Scham und Verzweiflung bemächtigten sich ihrer; nach wenigen Stunden erlag die Vortreffliche ihrem namenlosen Schmerz.

Theages. Gedenkst du nicht den schamlosen Betrüger vor Gericht zu belangen?

Phädrus. Was würd' es mir nützen? Pythodorus ist Archont; der Thessalier genießt seinen Schutz, und dann ist ja das Volk für den verschmitzten Marktschreier

---

*) Dieser Chrisolaus war ein Enkel des Fackelträgers Kallias, der, weil er nach der Schlacht bei Marathon viel Gold, das in einem Brunnen versteckt war, sich zueignete, dadurch reich ward, und den Spottnamen: Lokkopluter, der Brunnenreiche, bekam. Plutarch Aristides. No. 7.

so begeistert, daß es mich unfehlbar seinem Günstling des Tages aufopfern würde. Hat ja ein ganz frischer Vorfall, der dem Betrug hätte den Nagel auf den Kopf schlagen sollen, den Athenern den Staar nicht gestochen! Ein Gichtbrüchiger, als er im Wahne der Heilung auf den Zuruf des Magikus zu gehen wagte, stürzte auf den steinernen Fußboden hin, und blieb todt liegen. Geschäftig eilten die Helfershelfer des Betrugs, die Leiche wegzutragen, und verbreiteten das Gerücht, der Mensch sey nur in eine Ekstase verfallen, die eine heilsame Krisis herbeiführen werde.

Theages. Welche Unverschämtheit! Würden indessen durch diese Taschenspielerei nur einige leichtgläubige Thoren geprellt, so möcht' es noch hingehen. Dann gewänne dabei wenigst die Gesundheit der Zuschauer, denen der dämonische Spuck das Zwerchfell erschütterte. Aber was vorfiel, gibt ihm eine sehr ernste Physiognomie. Er verdächtigt das Wundervolle der Religion selbst des Betrugs. Beim Aeskulap! wie konnte doch der thessalische Beutelfeger sich erfrechen, den Tempel des Gottes zu seiner Bühne zu machen?

Menon. Der Kerl trägt in seinem gestreiften Purpurgewand beständig eine heilige Schlange von Epidaurus *), und behauptet: Der traumsendende Gott stehe ihm, als seinem Lieblinge, bei, und die Wirkung des Hell-

*) Wo der vorzüglichste Tempel des Aeskulap stand, in welchem er Orakelsprüche gab. (Pausanias II. 27.)

sehens gehe im Heiligthum besser als anderswo von Statten; auch spekulirt der Tempelaufseher, einer der leichtgläubigsten, aber auch gewinnsüchtigsten Tröpfe in Athen, auf erhöhtes Ansehen des Tempels durch den mystischen Gaukler.

Phädrus. Was mich dabei noch am allermeisten ärgert, ist die Dreistigkeit, womit seine Anbeter unsern Sokrates *) als Gewährsmann ihres Wahnsinns anführen, und Jeden der Götterverachtung zeihen, der zweifelnd oder lächelnd den Kopf schüttelt.

Theages. Wie lange wird wohl der Spektakel noch dauern?

Menon. Bis ein anderer ihn ablöst. Denn, du weißt, bei den Athenern überwiegt der Reiz der Neuheit jeden andern.

Theages. Aber wie? steht des Thessaliers Betrug einmal öffentlich entlarvt in seiner Nacktheit vor Aller Augen . . . .

Menon. Dann schleicht er sich unbeachtet fort; es ist mit ihm aus, er ist vergessen. Weiter nichts! Tritt aber morgen ein Anderer mit gleicher Unverschämtheit auf, so wird er, gleich jenem, der Held, der Abgott des Ta-

---

*) Vielleicht weil er rieth, in dunkeln und ungewissen Dingen sich bei Apollo, dem Gott des Lichts oder alles ächten Wissens, Raths zu erholen, und weil er die wahre Begeisterung einen göttlichen Wahnsinn nennt. (S. Platons Phädros). Eben hier spricht aber Sokrates auch von einem Wahnsinn aus Krankheit.

ges. Unlängst machte so einer kund, er würde vor allem Volk in eine kleine dünnhalsige Flasche schlüpfen. Tausende, die den Triobolus oder die Drachme entrichtet hatten, saßen erwartend beisammen mit offenem Mund, die Augen andächtig auf das Fläschchen, welches auf einem zierlichen Gerüst ausgesetzt war, geheftet. Es vergeht eine Stunde, noch eine. Zuletzt erfährt man, der Wundermann habe sich aus dem Staub gemacht. Nun verlief sich alles, den Schalk lobend und sich selbst belachend.

Phädrus. Wann verließ je ein Zauberer, der die Schatten der Todten hervorruft und Stürme erregt, ein Wahrsager, ein Prophet, ein Schatzgräber, oder sonst ein verwegener Marktschreier, ungefeiert und unbelohnt unsre der Minerva geweihte Stadt?

Menon. Und welches Wagestück mißlang je unsern Allweisen und Allkämpfern, den Sophisten? Je unverständlicher das Zeug, das sie vortragen, desto rauschender das Lob. Was aber die gemeinfaßlichen Dinge betrifft, so gefallen sie unsern Landsleuten am meisten im Gewande des Paradoxen *). Euthidem, der sein ganzes Glück drei glücklichen Ehen verdankt, hielt einst eine spitzfindige Vorlesung gegen die Ehe, als sey sie ein Fallstrick der bösen Geister, und man war entzückt. Phanias, ein Hagestolz und berüchtigter Wüstling, pries bald darauf in einer pomphaften Vorlesung die Ehe als das wahre Götterleben, und er wurde lebhaft beklatscht.

---

*) Des Scheins von Widersinn.

Phädrus. War doch selbst der hündische Diogenes in seiner Tonne, und sein in Schmutz und Lumpen sich weise dünkender Nebenbuhler Krates, einige Zeit die Bewunderung der üppigen, auf urbane Sitten und feine Bildung so stolzen Athener. Wer gedenkt ihrer aber jetzt noch, außer wenigen obskuren Schülern?

Theages. Wodurch ließe sich wohl diese unermüdliche Wunder= und Neuigkeitssucht unsrer Kechenäer heilen?

Menon. O mein Freund! Alle Nießwurz des Berges Oeta *) würde hier zu Schanden.

---

*) Wo sie am beßten und reichlichsten wächst und gesammelt wird. Theophr. histor. plant. Lib. IX. c. 2.

Vierzehntes Gespräch *).

(Die Scene ist in den Propyläen auf der Akropolis (Burg) von Athen.)

Sokrates. Euthyphron.

Euthyphron. Sokrates! was bedeutet der Kranz auf deinem Haupte?

Sokrates. Alkibiades hat mich damit beschenkt.

Euthyphron. Etwa in Beziehung auf die Klage, welche der schamlose Melytus gegen dich bei dem Volksgericht anhängig gemacht?

Sokrates. Dies wohl lag nicht in des Gebers Sinn. Ich begegnete dem Alkibiades, wie er, den Kranz in der Hand, in die Vorhalle des Tempels unsrer Schutzgöttin treten wollte. Ich fragte ihn, was er vorhabe? — Ein Opfer mit Gebet der göttlichen Pallas darzubringen, war seine Antwort. Hierauf forscht' ich, wie es wohl dem

*) Vergl. damit Platons Gespräche vom Heiligen, vom Gebete, Phädrus u. a.

Freund erlaubt ist, nach der Absicht seines Vorhabens; und da er nun selbst erkannte, daß sein Gemüth zu einem reinen und der Göttin würdigen Opfer nicht gehörig vorbereitet sey, so sprach er: Das Opfer will ich verschieben, bis der Nebel von meiner Seele ganz weggenommen ist, der mich hindert, das Gute und Böse genauer von einander zu unterscheiden. Nach diesen Worten setzte er, wie er sagte, aus Dankbarkeit, den Kranz, den er der Göttin hatte weihen wollen, mir auf's Haupt. Als gute Vorbedeutung ließ ich mir's gefallen.

Eutyphron. Wie? als gute Vorbedeutung? ich sehe darin vielmehr eine sehr betrübte. Denn du weißt, mit solchen Kränzen schmückt man die Opferthiere, bevor sie zum Altar geführt werden.

Sokrates. Glaubst du denn im Ernste, daß ich als Opfer am Altare der Götter fallen werde?

Euthyphron. Ja, ich weiß es: Der Neid, die Bosheit, mit der Larve der Gottesfurcht, möchte dich opfern. Dich, dessen ganzes Leben ein reiner Gottesdienst ist, erfrecht sich Melytus der Verachtung und Läugnung der Götter zu bezüchtigen!

Sokrates. In deinen Augen wäre also Melytus ein Heuchler? Dies wäre mir leid für ihn. Ich kenn' ihn eben nicht. Aber sollte man aus seiner Anklage, für sich betrachtet, nicht eher auf einen großen Eifer für die Götter schließen?

Euthyphron. Wie kann den ein wahrer Eifer für

die Götter beseelen, der den Schuldlosen, den Gerechten, durch arglistige Ränke zu verderben strebt?

Sokrates. Welche Ränke der Arglist meynst du wohl?

Euthyphron. Weil du oft geäußert, daß stets ein guter Genius bei dir sey, und dir eingebe, was du nicht reden oder thun sollest, so setzt Melytus seine ganze Kunst der Trugschlüsse in Bewegung, um das, in seiner Religion leicht reizbare Volk mit dem Wahn zu erhitzen, daß du neue Gottheiten erfindest, die alten aber für keine Götter haltest.

Sokrates. Diese Schlußart ist freilich sehr sonderbar. Daß Melytus meinen Genius nicht kennt, wie könnt' ich ihm das verübeln? Was aber die Götter betrifft, so wüßt' ich nicht, wann ich eine ihrer üblichen Verehrungen, sey es am häuslichen Altar, sey es in den Tempeln und an den öffentlichen Festen, vernachlässigt hätte. Ich wäre doch wahrlich begierig zu wissen, was Melytus sich von den Göttern für Vorstellungen mache?

Euthyphron. Ueber solche Dinge soll er bisher wenig bekümmert gewesen seyn. Jetzt stellt er sich aber, wie gesagt, als einen Eiferer für die Götter, um das Volk gegen dich in Harnisch zu bringen.

Sokrates. Warum rechnet er aber mit solcher Zuversicht auf den Eindruck seiner Anklage?

Euthyphron. Weil er weiß, daß die Vorstellungen der Mehresten im Volke von den Göttern sehr dunkel und verworren sind.

Sokrates. Was ist es denn, das ihre Vorstellungen so verdunkelt und verwirrt?

Euthyphron. Der Aberglaube.

Sokrates. Woher stammt aber dieser?

Euthyphron. Darüber, o Sokrates! werd' ich wohl weiser thun, dich zu befragen, als dir zu antworten.

Sokrates. Wie so?

Euthyphron. Weil, was göttliche Dinge betrifft, du, der du wie Keiner darin eingeweiht bist, nichts von mir, wohl aber ich vieles von dir lernen kann.

Sokrates. Sollt' ich doch meynen, mein Beßter! du werdest bei den Klugen und Verständigen, die sich so kunstreich bemühen, alles Unbegreifliche in unsern Göttersagen recht natürlich zu erklären, weit mehr Bescheid über den Grund des Aberglaubens gefunden haben, als ich dir geben könnte, dem es wahrlich zu jener sonderbaren Weisheit ganz an Zeit gebricht, so lang' es mir noch nicht geglückt ist, mit Lösung der Aufgabe des delphischen Spruchs, mich selbst zu erkennen, fertig zu werden. Verweigere also ja nicht die Antwort auf meine Frage: Wer die Stammältern des Aberglaubens sind?

Euthyphron. Sein Vater, meyn' ich, ist der selbstsüchtige Eigennutz, und seine Mutter die Unwissenheit.

Sokrates. Wohl! Erkläre mir nun aber auch, wie diese beiden ein so vielfarbiges Kind, wie den Aberglauben, erzeugen?

Euthyphron. Ich stelle mir die Sache so vor: Wie der Mensch selbst gesinnt ist, so denkt er sich die Götter.

Sokrates. Ist er also ein Sklave seiner Begierden und Leidenschaften, sind Wollüste, Reichthümer, äußere Ehren das höchste Ziel aller seiner Bestrebungen, so bildet er sich wohl ein, auch bei den Göttern sey es so *). Er verehrt sie blos, weil er ihnen eine Macht zutraut, wodurch sie ihm bei seinen Zwecken behülflich oder hinderlich seyn könnten. Weit entfernt, die Aeußerungen dieser Macht in Verbindung mit einer sittlichen Ordnung sich vorzustellen, hält er sie blos für Wirkungen der Gunst oder Ungunst. Er denkt sich daher die Götter bestechlich, eifersüchtig, geschenk- und ehrsüchtig, und es kommt ihm nicht zu Sinn, daß man sie anders verehren könne, als durch Opfer, feierliche Umgänge, Weihgeschenke u. dgl.

Euthyphron. So verhält es sich allerdings.

Sokrates. Alles dies macht es mir nun sehr einleuchtend, wie die Selbstsucht den Aberglauben erzeuge **). Aber du nanntest vorhin die Unwissenheit seine Mutter. Was für eine Unwissenheit hattest du wohl im Sinne?

---

*) Vergl. Röm. I. 21.

**) Die Selbstsucht erzeugt jedoch auch den Unglauben. La superstition *croit de croire*, sagt Herr Maistre in s. Soirées de St. Pétersbourg 14, und wenn er beisetzt, daß oft l'orgeuil *croit ne pas croire*, so bezeichnet er sehr scharfsinnig das andere Aeußerste, das des stolzen Unglaubens.

Euthyphron. Sowohl die Nichtkenntniß der Natur, als die unsrer Selbst; aber freilich vorzüglich die letztere.

Sokrates. Warum die letztere mehr, als die erstere?

Euthyphron. Die Welt außer uns, Himmel und Erde genau zu erforschen, dazu fehlt es den meisten an Zeit, Talent und Gelegenheit. Aber die Mittel zur Selbstkenntniß sind Allen gegeben. Die Erforschung der Natur ist ein weitläufiges Geschäft, wozu das kurze Menschenleben nicht ausreicht. Aber in der Selbsterforschung kann es ein jeder weit bringen, wenn es ihm nur ein rechter Ernst ist.

Sokrates. Hat denn überhaupt die Kenntniß der Natur einen Einfluß auf unsre Vorstellung von den Göttern?

Euthyphron. Da wir die Götter als die Urheber und Beherrscher der Natur oder des Weltalls ansehen, so sind auch die Gesetze, nach denen alle Dinge unter sich zusammenhängen und sich bewegen, der Götter Werk. Wer nun eine helle Einsicht in die Weisheit und Wohlthätigkeit dieser Gesetze hat, der wird sich gewiß auch eine höhere Idee von der Weisheit und Güte der Götter bilden, als ein Anderer *).

Sokrates. Ist es aber wirklich so schwierig, zu dieser Einsicht zu gelangen?

---

*) Vergl. damit was Paulus an die Röm. I. 19, 20 sagt, und was er den Athenern auf dem Areopag vortrug. Apost. Gesch. VII. 24, 28. Wie erhaben und rein sind hier die Ideen von Gott und göttlichen Dingen, wie viel reiner und erhabener, auch lichtvoller, als die der Weisesten unter den Heiden!

Euthyphron. Die ganze Natur, in ihrer Verkettung von Ursachen und Wirkungen, im Einzelnen kennen zu lernen, ist allerdings kein leichtes Unternehmen. Aber in ihren herrlichen Erscheinungen, wo ihre großen Züge sich entfalten, gibt sich die Natur Aller Augen im vollen Glanze zu sehen; sie entzückt den Einfältigen wie den Gelehrten; sie offenbart jedermann eine Fülle von Kraft und zahllose Spuren von Verstand, von Fürsorge, von Ordnung, von Harmonie.

Sokrates. Sage mir aber, welches Auge sieht am beßten?

Euthyphron. Ohne Zweifel das hellste, das klarste.

Sokrates. Ist aber das Aug' eines Menschen hell und klar zu nennen, dessen Seele nicht durch Tugend und Weisheit geordnet und hellsehend ist?

Euthyphron. Keineswegs. Gleicht sein Inneres einem finstern Chaos, so wird auch die Natur als ein solches ihm erscheinen.

Sokrates. Zur rechten Ansicht der Natur wird es demnach sehr mithelfen, wenn die Seele der Ruh' und Heiterkeit genießt, und nach gewissen Gesetzen verfährt.

Euthyphron. Gewiß, und auch die Gottheit werden wir dann in der Natur besser erkennen; denn auch die Gesetze unsers Geistes, wie die der Natur, sind ein Werk der Gottheit. An den Wilden lobt man zwar die Schärfe des Auges und des Gehörs; aber weil ihr Gemüth von Zorn und Rache und Blutdurst beherrscht wird, so erblicken sie in jeder Sonnen- oder Mondsfinsterniß, im

Schweife jedes Kometen, in jedem Sturmgewitter ein feindseliges Wesen, vor dem sie furchtsam zittern.

Sokrates. Kannst du mir nun auch noch erklären, wie die Selbsterkenntniß zur bessern Erkenntniß der Götter diene?

Euthyphron. Sagt' ich nicht vorhin schon, der Mensch pflege sich die Götter nach sich selbst zu bilden?

Sokrates. Das sagtest du. Aber verfährt der Mensch hierin recht und vernünftig?

Euthyphron. Nichts weniger. Zählen uns gleich mehrere unsrer Dichter mit Recht zum Geschlechte der Götter, so sind doch auch die beßten Menschen unvollkommene Wesen, mit mancherlei Mängeln und Fehlern behaftet. Wie dürften sie mithin die Götter bloß nach sich beurtheilen?

Sokrates. Also auch der beßte Mensch muß sich die Götter besser, vollkommener vorstellen, als er selber ist?

Euthyphron. Allerdings, nach des Ibykos Spruch: „Ich fürchte, daß ich, gegen Götter frevelnd, Ehr' erlange bei Menschen." Der Gute wird sich indessen auch die Götter um so besser und vollkommener vorstellen, je näher der Vollkommenheit er selbst ist.

Sokrates. Wer ist denn wohl der Beßte?

Euthyphron. Ich denke, der in der Tugend und Weisheit am weitesten vorgerückt ist.

Sokrates. Wohl! Glaubst du aber nicht, daß Melytus und seine Gehülfen sich als solche dünken, die die Andern an Tugend und Weisheit am weitesten übertreffen?

Euthyphron. Nach ihren eigenen Worten muß ich es wohl glauben. Aber eben dieser Selbstdünkel ist mir ein sicherer Beweis, daß sie sich selbst nicht kennen.

Sokrates. Du glaubst also wohl, daß sie, wenn sie sich selber kennten, die Anklage gegen mich unterlassen hätten?

Euthyphron. Ohne Zweifel. Wenigst müßten sie sich wegen ihrer Anklage schämen.

Sokrates. Warum dies? Kann denn ein Schlechter nicht einen Schlechten mit Grund anklagen?

Euthyphron. Wohl. Doch ein anderes ist es mit der Anklage, die ein Schlechter gegen einen Guten erhebt.

Sokrates. Wär' es aber nicht möglich, daß Melytus mich nach sich selber beurtheilt?

Euthyphron. Dann müßt' er in den tiefsten Abgrund der Schlechtigkeit versunken seyn, und allen Glauben an Tugend und Wahrheit verloren haben.

Sokrates. Nach deiner Meynung wäre also Melytus sehr zu bemitleiden?

Euthyphron. In so fern ein Ruchloser Mitleiden verdient.

Sokrates. Warum zeigt wohl Melytus nicht auch ein solches Gefühl gegen mich, da er mich doch für einen Läugner und Verächter der Götter zu halten scheint?

Euthyphron. Weil bloßer Haß ihn antreibt. Er ist nichts weiter, als ein lärmender Thyrsusschwinger, und möchte sich doch den Anschein eines Gottbegeisterten geben. Hätt' er wahre Ehrfurcht für die Götter, so wär' er demüthig, und würde von allen Seiten erwägen, ob seine An-

klage desjenigen, den das Orakel zu Delphos für den Weisesten erklärt hat, nicht vermessen sey. Jetzt hebt ihn der Uebermuth über jede Rücksicht hinweg.

Sokrates. Die Demuth wäre demnach eine Frucht der Selbsterkenntniß?

Euthyphron. Unstreitig, und zwar eine der schönsten. Kennt jemand in Wahrheit sich Selbst, wie kann noch ein Schatten von Stolz in ihm bleiben?

Sokrates. Wer sich also selbst für weise hält, wäre wohl schon deswegen kein Weiser?

Euthyphron, Sicherlich keiner.

Sokrates. Ist er aber ein ächter Verehrer der Götter?

Euthyphron. Eben so wenig. Denn wenn er zwischen sich und der Vollkommenheit einen Vergleich anstellt, wie könnt' er sich noch etwas dünken?

Sokrates. Antworte mir nun noch auf eine Frage: Wodurch erkennt der Mensch das Göttliche?

Euthyphron. Wodurch anders, als durch den Geist, der von den Wirkungen zur Ursache aufsteigt, dem höchsten Zweck der Dinge nachforscht, und besonders den Urquell aller Ordnung aufzufinden sucht, deren Keim in jedes Menschen Brust gesenkt ist?

Sokrates. Allein wie beschränkt ist nicht des vortrefflichsten Menschen Geist! Wie könnt' er mithin das Unendliche fassen?

Euthyphron. Das vermag er auch nicht; umsonst wäre sein Ringen darnach. Indessen je besser der Mensch wird, jemehr er der Gottheit ähnlicher zu werden strebt,

um so stärker wird seine Sehnsucht nach größerer und reinerer Kenntniß des Göttlichen.

Sokrates. Was vermag ihm diese Sehnsucht zu stillen?

Euthyphron. Ganz vermag es Nichts; doch zum Theil die Sagen von den Göttern.

Sokrates. Kann denn der Mensch das viele Wundervolle in unsern Göttersagen erklären?

Euthyphron. Auch dies zu versuchen wäre Sysiphus-Arbeit. Verhüllt doch die Natur selbst so Vieles in ihrer Werkstätte vor unsern Blicken mit undurchdringlichem Schleier; und wer hebt uns die beiden Enden desjenigen, der über dem Leben des Menschen liegt *)? Die Bildung jedes Blattes, jedes Grashalms, wir selbst sind für uns ein Geheimniß. Und das Wirken der Gottheit im Weltall wollten wir nach den engen Schranken unsrer Begriffe bemessen? Ist es nicht eine pedantische Anmaßung, alles Uebernatürliche natürlich erklären zu wollen?

Sokrates. Du bist also wohl der Meynung, die Gottheit habe uns nicht zur Pflicht gemacht, sie und ihre Wunder mit dem Verstande zu ergründen?

Euthyphron. Das innerste Gefühl unseres ahnenden Gemüthes sagt uns darüber weit mehr als der Verstand. Kein Wahn ist es, dieses Gefühl. Aber wagen wir, es in Worte zu kleiden, wird es durch die Worte klarer? Weben diese nicht selbst einen neuen Schleier vor unsre Seele!

*) Dahin deutet der Orakelspruch in unsers Schiller verschleiertem Bilde: „Kein Sterblicher rücke diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“

Sokrates. Wir verwenden daher unser kurzes Leben wohl am beßten, indem wir den Orakelspruch: Lerne dich selbst kennen! recht zu Gemüthe führen?

Euthyphron. Dadurch handeln wir ohne Zweifel Gott gefällig, indem wir auf solche Weise zeigen, daß wir wirklich den Samen des Göttlichen in uns tragen, und der Gottheit ähnlicher zu werden trachten.

Sokrates. Dies wäre mithin auch Gottesverehrung?

Euthyphron. Allerdings. Deswegen stralt an der Pforte eines berühmten Tempels *) die Aufschrift: „Weit hinweg von hier, die nicht mit reiner Seele nahen!"

Sokrates. Ist also wohl nur das Opfer und Gebet den Göttern angenehm, das mit reiner Seele verrichtet wird?

Euthyphron. So ist's.

Sokrates. Und um was sollen wir sie bitten?

Euthyphron. Ich dächte, um das Beßte.

Sokrates. Also nicht um vergängliche Güter?

Euthyphron. Bloß um solche Dinge zu bitten, scheint mir sehr bedenklich. Denn wer von uns weiß, ob sie ihm nicht schädlich seyn würden? Was einem jeden von uns allemal wahrhaft das Beßte sey, das ist der Gottheit bekannt, und ihr allein **).

---

*) Zu Epidaurus.

**) Daher das einfache Gebet in der griechischen Anthologie:

„Jupiter, Gutes gieb mir, und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böses wende von mir, fleht' ich auch sehnlich darum."

Sokrates. Die Athener würden demnach gut thun, die Lakedämonier zum Vorbild zu nehmen. Denn nie bitten sie von den Göttern anders, als: Gebt uns zum Guten das Schöne, oder: Gebt uns gute Gesinnungen, und dazu das Glück *)!

Euthyphron. Dies scheint mir sehr löblich; und vielleicht zeugt nichts stärker von der Weisheit der Weltregierung, als daß die Bitten der Sterblichen, die auf's Hinfällige gerichtet sind, oft vereitelt werden, und daß auch deren Gewährung die Kurzsichtigen von der Eitelkeit solcher Bitten überführt. Die Bitte um die wahren Güter hingegen ist eine Blüthenknospe, deren Entfaltung die Gottheit sicher nie versagt.

Sokrates. Rühmen sich aber die Athener nicht, die Lakedämonier im äußern Gepränge der Tempel, der Altäre, der Opfer, der Weihgeschenke, der glänzenden Umzüge weit zu übertreffen?

Euthyphron. Einfach und sparsam sind die schlichten Lakedämonier auch in diesem Stücke. Dennoch verleihen ihnen die Götter zum großen Aerger unsrer Cekropssöhne noch öfter den Sieg, als diesen.

Sokrates. Aber wäre denn etwa unser gottesdienstliches Gepränge nicht verdienstlich?

Euthyphron. Die Reinheit der Seele der Betenden allein kann ihm einen Werth verleihen. Wie könnten

*) S. Platons zweiter Alkibiades gegen das Ende.

aber die Götter am festlichsten Pompe der mit Lastern Befleckten ein Gefallen haben?

. Sokrates. Aus dem, was du gesagt, scheint mir klar: Uns müsse alles, was uns von den Göttern kömmt, und was sich auf sie bezieht, heilig seyn; am heiligsten aber die Schönheit, die Harmonie des Lebens, die Tugend, das Urgesetz, das die Gottheit uns Allen mit unauslöschlichen Zügen ins Herz geschrieben, das uns unsern Ursprung von Ihr verbürgt, das uns bald in leiser, bald in stärkerer Berührung an Sie erinnert, das uns endlich anweist, wie wir Ihr nachahmen sollen. Du glaubst also wohl mit mir, liebster Euthyphron! daß ich auch dadurch die Götter verehre, wenn ich die Verläumdung des Melytus ohne Bitterkeit, mit gelassenem Muth ertrage?

Fünfzehntes Gespräch.

(Die Mysterien zu Eleusis.)

Plato und Phädon.

(Die Scene ist nahe am heiligen Thore von Athen.)

Plato. Du scheinst sehr ermüdet, mein Phädon!

Phädon. Das bin ich in der That, und über die Ursache bist du gewiß im Klaren, wenn ich dir sage, ich komme gerade von — Eleusis.

Plato. Wirklich erging es auch mir so, als ich vor einigen Jahren den Gebräuchen der dortigen Einweihung in die großen Mysterien mich unterzog. Wird doch dort nicht nur der Körper durch die neuntägigen Uebungen, Zeremonien und Fasten abgezehrt; die abwechselnden Erscheinungen, die der Seele vorgeführt werden, erschüttern auch sie in ihren feinsten Organen. — Du hast wohl auf der Rückreise von deiner Einweihung unserm Sokrates nicht begegnet?

Phädon. Nein. Aber bevor ich hinging, hatte ich eine lange Unterredung mit ihm über jene Mysterien.

Plato. Und munterte er dich auf, dein Vorhaben auszuführen?

Phädon. Keineswegs.

Plato. Rieth er dir etwa davon ab?

Phädon. Eben so wenig. Er suchte nur, wie es denn seine Art ist, die Beweggründe zu erforschen, die mich nach Eleusis trieben, und als er wahrnahm, daß nicht eitle Neugier oder Wundersucht, oder Scheu des Vorwurfs von Kaltsinn gegen die Götter, oder der Wunsch einen frommen Sinn zur Schau zu stellen, mich antrieb, sondern einzig das Verlangen nach Reinigung und Veredlung der Seele, so gab er diesem Verlangen großes Lob, und sagte, man könne allerdings nicht zuviel thun, um ein so schönes Ziel zu erreichen.

Plato. Du weißt aber doch, daß Sokrates sich bisher durch Nichts bereden ließ, die Einweihung zu verlangen?

Phädon. Ich weiß es, und deswegen sprach ich zu ihm: Warum doch unterließest du jeden Schritt zur Einweihung, obgleich unter Allen, die ich kenne, Keiner ist, der so eifrig nach Vervollkommnung, nach Annäherung zum Göttlichen trachtet?

Plato. Und seine Antwort? —

Phädon. War die gewöhnliche auf dergleichen Fragen: Sein Genius habe ihm zugelispelt, es nicht zu thun. Und, wie du ihn kennst, hätten alle Fragen, warum

wohl sein Genius ihm abgerathen? mich nicht um eine Linie weiter gebracht. Denn seinem Genius gehorcht der Sohn des Sophronikus unbedingt.

Plato. Wohl! Indessen hat er auch stunden=, ja tagelange Unterredungen mit seinem Genius, und dieser macht ihn daher ohne Zweifel mit den Gründen seiner Orakel bekannt. Freilich verfährt Sokrates mit diesen Eingebungen gerade so, wie wir mit unsern Mysterien; er besiegelt sie mit Stillschweigen *). Dies hindert jedoch nicht, daß es uns zuweilen gelingt, seinen Reden manches herrliche Geheimniß seines Genius abzulauschen. — Hat er sich denn, mein Phädon! als ihr miteinander die eleusinischen Dinge bespracht, nichts abmerken lassen, das dir den Gedanken seines Genius mehr enthüllte?

Phädon. Nichts, was mir völlig klar wäre. Oft geschah es mir aber schon, daß ich ein Wort des Lehrers unbeachtet ließ, welches mir später eine Lichtspur der Wahrheit wurde. Vielleicht kannst du mir diesmal, nach seinem Beispiel, Hebammendienste leisten, und durch Fragen aufhellen, was jetzt nur dunkel mir vor der Seele schwebt?

Plato. Du wirst dich doch wohl erinnern, was Sokrates uns von der Selbsterkenntniß gelehrt?

Phädon. Gewiß. Erklärt er sie doch stets für die Grundlage der Wahrheit und der Tugend **).

---

*) Justin sagt Lib. V.: Attica Cereris mysteria nulla re magis quam silentio constare.

**) S. unter andern Xenophons Denkw. des Sokrates. B. IV. C. 2.

Plato. Allerdings. Unser eigenes Herz ist nach ihm ein Abgrund des tiefsten Geheimnisses, in dessen Erforschung die höchste, aber auch die schwierigste Aufgabe des Menschen besteht. Zufolge aller seiner Aeußerungen ist es eitles, nichtiges Treiben, Geheimnisse außer uns ergründen zu wollen, bevor wir zur wahren Selbsterkenntniß durchgedrungen sind. Diese müsse, sagt er, jeder Läuterung und Veredelung unsers Innern vorangeh'n, und in die göttlichen Dinge könne unser Geist erst dann seine Blicke tauchen, wenn er, von Schlacken gereinigt, zu hellen, ungetrübten Ideen vom Wahren, Guten und Schönen sich erschwungen habe. In der Sinnenwelt begegne er wohl Bildern und einem Widerschein solcher Ideen; aber dieser Widerschein, diese Bilder seyen doch von mancherlei Nebeln verdüstert.

Phädon. Nun merk' ich, warum Sokrates mich mit so großem Ernste auf die Worte, die der Herold zu Eleusis vor dem Beginn der Einweihung ausruft, aufmerksam machte: „Hinweg von hier, alle Unwürdigen! Niemand nahe sich, als mit reinen Händen, mit reiner Seele, und mit reiner Sprache *)!" Ist es nicht zu verwundern, sagte mir Sokrates, daß so Viele sich für rein, für geläutert genug halten, um nach so feierlicher Warnung dennoch in das Heiligthum sich zu wagen? Es

*) Ein ganzes Jahr lang mußten diejenigen, die sich einweihen lassen wollten, durch eine Menge Reinigungen sich dazu vorbereiten.

gehe sogar die Rede, berüchtigte Verbrecher seyen zu den Mysterien zugelassen worden; man bringe zwar zur Entschuldigung vor, diese Bösewichter hätten sich vorher vielen Reinigungen und Sühnungen unterworfen, und man habe sich ihrer Sinnesänderung versichert. Indessen müsse doch diese vermischte Aufnahme von allerlei Menschen in die Mysterien, zumal sie jetzt mit einer Geldabgabe verbunden sey *), ihren Ruf sehr verdunkeln, und den Volkswahn bestärken, als ob schon die Aufnahme hinreiche, von allen Mackeln des vorigen Lebens sich rein zu waschen, und als ob sie gleichsam einen Freibrief in's Elysium verleihe **).

Plato. Dieser Wahn, nur zu weit hat er schon sein Gefieder, triefend von tödtlich einschläferndem Gift ausgebreitet; und wen kann es befremden, wenn dem Sokrates sein Genius eine heilige Scheu eingeflößt hat, durch seinen Beitritt diesem Wahn neues Ansehen zu verschaffen?

Phädon. Die gleiche Scheu soll auch andere treffliche Hellenen von jenen Mysterien zurückgehalten haben. Unser schnell absprechendes Völkchen ist aber nur zu geneigt, die Philosophen und Staatsmänner, die sich nicht

---

*) *Apsines* de Arte Rhet. Ed. Ald. p. 691.

**) Besonnenheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit und die Vernünftigkeit selbst sind die rechte Art der Reinigung; aber dazu gelangt nur, wer die Seele möglichst vom Leibe absondert, sie gewöhnt, von allen Seiten her aus dem Leibe sich zu sammeln und zusammen zu ziehen, und von seinen Banden befreit. Plato's Phädon.

zu Eleusis einweihen lassen, einer Geringschätzung der Götter zu verdächtigen.

Plato. Für unsern Sokrates möchte dies ein neuer Beweggrund seyn, davon zurück zu bleiben, damit es nicht den Anschein gewinne, als stimm' er dem Dünkel so Vieler bei, die sich wegen ihrer Einweihung ein ausschließendes Vorrecht auf die reinsten Freuden des Elysiums zueignen. Auch entsinn' ich mich folgenden Vorfalls: Einer unsrer Sophisten that einst in Gegenwart des Sokrates und vieler Andern wegen seiner frühzeitigen Einweihung zu Eleusis entsetzlich dick, und das tiefe Stillschweigen, das allen Geweihten aufgelegt ist, diente ihm zu einem breiten Gewäsch über die hohe Wichtigkeit der Geheimnisse, die der höhere Grad des Ordens, in den er aufgenommen worden, bewahre. Mit seinem ganz eigenen Lächeln wünschte ihm Sokrates Glück zu seinem Stillschweigen, brachte ihn aber durch einen Dädalus von Fragen zum Geständniß, daß es in der That sehr klug sey, Dinge äußerst geheim zu halten, von denen man eben nichts wisse; deshalb sey es aber auch höchst unweise, des Geheimnisses sich zu rühmen *).

*) Der Jude Philo zu Alexandrien, seine Glaubensgenossen vor den heidnischen Mysterien warnend, sagt: (de victim. offerent. p. 56.): „Warum, ihr Geweihten! schließt ihr euch in tiefer Finsterniß ein und nützt dreien oder vieren allein, da ihr doch allen Menschen nützen könntet, wenn ihr mitten auf dem Markte, was Allen heilsam, vortrüget, damit alle sicher an einem bessern und glücklichern Leben Theil nehmen könnten?"

Phädon. Dies sey auch ferne von uns! Du und ich, wir wissen jetzt eben so gut, wie jener prahlerische Sophist, wie es sich mit den höchsten Geheimlehren des Ordens verhalte. Nicht wahr, wir wollen uns wohl hüten, etwas davon unter die Leute zu bringen? — Doch was hat das Ansehen von Eleusis mehr gehoben, als der erhabene, prachtvolle Tempel, den Perikles dort am Abhang' eines weitherrschenden Felshügels durch die berühmtesten Künstler bauen ließ? Was war wohl seine Absicht dabei?

Plato. Gewiß eine tadellose, ja rühmliche! Wem kann der furchtbare Wachsthum des Unglaubens in Beziehung auf die Strafen und Belohnungen eines andern Lebens entgehen, den in den neuesten Zeiten die Ueppigkeit, die Schwelgerei und eine flackernde Scheinweisheit bis in die niedern Klassen verbreitet haben? Einem Staatsmanne nun, der, wie Perikles, sein Vaterland liebt, mußt' es höchst wichtig scheinen, dem Fortschritte dieses Unglaubens, der im Geheim die Grundfesten aller Bürgertugenden zerstört, zu wehren; und wie konnt' er es besser, als indem er mit neuem Glanz die berühmte, der Sage nach von der hehren Bezähmerin wilder Sitten *), von Ceres selbst gestiftete Anstalt umgab, wo die Qualen des Tartarus und die Götterwonnen der Seligen den

---

*) *Diodor. Siculus* Bibl. Lib. V. cap. 4. Vergl. das schöne Lied Schillers: das Eleusinische Fest. [I. S. 355]

Einzuweihenden mit der höchsten sinnlichen Täuschung gleichsam vergegenwärtigt werden *).

Phädon. So ist's. Auch mich ließ das Schauspiel nicht unbewegt. Wir standen um den Altar versammelt; das Opfer war vollendet; langsam folgten wir dem feierlich voranschreitenden Hierophanten; nur schwache Schimmer leuchteten noch durch das schauerliche Dunkel rings umher; die Erde schien unter unsern Füßen zu wanken. Unter Blitzen und Donnerschlägen spuckten gräßliche Gestalten hervor. Geheul und Angstgestöhn und Wehklagen ertönten in schrecklichen Melodien von allen Seiten. Wir befanden uns jetzt in der Gegend der Unterwelt, wo die Läuterung der Seelen geringerer Sünder vor sich geht. Uns Allen ward unheimlich; der Brust entging der belebende Odem; und nun sah ich auf einmal die meisten Mitgenossen der Einweihung, die Stirn mit Angstschweiß bedeckt, an allen Gliedern zitternd, vor Schauer fast versinken; als auf einen Wink des Hierophanten mit entsetzlichem Krachen die ehrnen Pforten sich öffneten. Wir blickten jetzt, wie versteinert, die schroffen Gestade des ungeheuer tiefen Cocythus hinunter, wo Feuerströme tobten und wirbelten. Anfangs konnten wir vor dem gräßlich blendenden Widerschein nichts unterscheiden. Doch jetzt gewahrten wir die Furien, welche die Verdammten mit Schlangengeißeln umhertrieben, und unter furchtbarem Ket-

---

*) Vergl. *Claudiani* Raptus Proserpinae; und *Ovid.* IV. Fastor.

tengerassel hörten wir nun diese mit den wildesten und rührendsten Tönen ihre Schuld und ihre Qualen bezeugen. Hohle heisere Stimmen ließen sich darunter, mit einer Mischung von starrer Verzweiflung und dumpfem Mitgefühl vernehmen: „Lernet, von uns gewarnt, die Götter verehren, gerecht seyn, und Dankbarkeit üben!" —

Plato. In deiner Schilderung, Phädon! erkennt sich meine Erinnerung ganz, wie in einem Spiegel.

Phädon. Doch welches Entzücken erfüllte hinwieder die Augen der Einzuweihenden, als unversehens der Anblick der anmuthigen Haine und lachenden Wiesen, von einem ungewohnten Zauberlicht erhellt, sie überraschte, wo die Seligen, wonnestralend, sich mit festlichen Tänzen ergötzten, und Ströme der süßesten Stimmen in göttliche Harmonien voll reinen Jubels und heitern Friedens sich ergossen; und wen durchdrang nicht ein Gefühl von Bewunderung und Andacht, als nun der Hierophant das Glanzgewölk verschwinden hieß, welches das Allerheiligste verbarg, wo die große Göttin mit dem lieblichen Kranz von Aehren und Kornblumen, umflossen von himmlischer Glorie, in voller Huld und Schönheit sich zeigte?

Plato. Oft hört' ich den Eindruck rühmen, den diese Scenen auf leichtsinnige Gemüther gemacht. Man erzählt sich Beispiele von völliger Umwandlung der Sinnesart und des Lebens. Doch des Perikles politischer Blick ging noch weiter. Er, der einzig dem Gedanken lebte, Athens Vorrang vor allen hellenischen Freistaaten recht fest zu begründen, ersah auch in dem allgemein ver-

ehrten Eleusis einen geeigneten Sammelplatz, wo die aus allen Gegenden zusammen strömenden Griechen jährlich Gelegenheit fänden, die Herrlichkeit der von den Göttern so hoch begünstigten Cekropiden zu bewundern.

Phädon. Und fürwahr! Der kluge Staatsmann hat sich nicht verrechnet. Alles, was den Sinnen des Fremdlings bei den Festen zu Eleusis begegnet, erfüllt ihn mit Staunen und Ehrfurcht. Schon der majestätische Bau des Tempels ganz von pentelischem Marmor, die Pracht seiner Verzierung, die Entfaltung des Genius aller Künste in der schönsten Blüthe, die still einherschwebenden Fackeltänze in den nächtlichen Hallen des Heiligthums, endlich die durch Reichthum, Glanz und Wahrheit der Darstellung jede Erwartung übertreffende dramatische Schilderungen der Göttersagen von Ceres und der Proserpina, üben eine magische Gewalt über die Anwesenden aus; und wenn jetzt am sechsten Tage der Einweihung der feierliche Zug von vielen tausend *) Athenern, den zweiten Archont an der Spitze, alle geschmückt und mit Myrthen bekränzt, und die Luft mit Begrüßung des Jachus **) erfüllend, dessen, eine Fackel in der Hand tragende Bildsäule sie begleiten, beim Schall der Musik, mit Festliedern und zierlichen Tänzen langsam auf der hei=

*) Bis dreißigtausend Athener bildeten diesen Zug. Herodot VIII. 65.

**) Sohn's der Ceres und des Jupiter. Der Zug ging vom Eleusinion zu Athen aus, wo die Statue des Jachus aufbewahrt wurde.

ligen Straße *) heranwogt; es ist nicht zu beschreiben, wie sehr dieser Anblick jedem Fremden Ehrfurcht gebietet. Jedermann gesteht, ganz Griechenland habe nichts Aehnliches aufzuweisen. Die Kampfspiele, die hierauf folgen, sind ebenfalls der hohen Feier würdig, besteht gleich der Siegespreis in nichts, als einem Maas Gerste, die auf den Fluren um Eleusis, wo Ceres die ersten Fruchtkörner dem Schooß der Erde vertraute, geärntet worden. Ueberhaupt rechnen wir einige unreine Reinigungen, einige schamlose Ceremonien und mehrere Täuschungen **) weg, so wird man finden, die Anordnung des ganzen Cyklus von Festlichkeiten zeugt von einem hohen Sinn, der alles darauf angelegt hat, den Glauben an die Macht der Götter zu beleben, fromme Gesinnungen einzuprägen, und zur Heiligkeit des Wandels aufzufordern. Auch herrscht dabei, ungeachtet der großen Volksmenge, die bewunderungswürdigste Ordnung, so, daß das Gericht, welches nach Endigung der Feier im Eleusinion zu Athen über die Störer und Entheiliger derselben gehalten wird, selten Anlaß finden soll, die strengen Strafen, die das Gesetz bestimmt, zu vollstrecken.

Plato. Welcher Unbefangene könnte die edle und fromme Absicht der Stiftung dieser Feier in Abrede stellen? Selbst Sokrates erkennt sie an, und ein Verächter

---

*) So wurde der Weg von Athen nach Eleusis genannt.

**) Plutarch, vom Aberglauben. Vergl. Clemens v. Alex. Cohort. ad Gentes p. 15. u. *Tertull.* ad Valentin. (Pausanias I. 36)

derselben wäre in seinen Augen ein sehr unheiliges Wesen. Wie könnten wir aber auch den Aberglauben läugnen, der beim großen Haufen die treffliche Anstalt so sehr entweiht, indem er ihren Zweck verkehrt? Ist dies doch des Edelsten gewöhnliches Loos! Verderbt und gemißbraucht, wird es am verderblichsten; und läuft nicht eine Sache, je edler sie ist, um so mehr Gefahr, in den Händen der armen Sterblichen auszuarten? Die Menschen lieben das Einfache nicht, und man muß sich schon bequemen, ihnen etwas Schmuck und Zierrath, selbst bei den göttlichen Dingen, die für sich die einfachsten sind, zu willfahren. Aber wenn die Priester und Lehrer des Volks aus schnödem Eigennutz' ihm den veredelnden Sinn der Mysterien durch äußere Blendwerke verdüstern, wenn sie ihm weiß machen, daß die Einweihung von Uebung der Tugend, vom mühsamen Streben nach Selbstbesserung freispreche, dann sind *sie* die eigentlichen Schänder, Entweiher des Heiligthums. — Auf *sie* sollten dann noch weit schärfere Strafen fallen, als auf jene, die sich bei der Tempelfeier unanständig betragen. Weit mehr noch, als die unreinen Thiere, die die Saatfelder der Ceres verwüsten, verdienten *sie*, ihr geopfert zu werden *). Denn durch sie wird die Behauptung des frommen Pythagoras zweifelhaft und der Verspottung ausgesetzt: Daß besser werde, wer den Göttern naht **); *ihre* Schuld ist es, daß so wenige von

*) Zu Eleusis wurden trächtige Schweine geopfert. *Aelian.* Hist. univers. X. c. 17. *Tibull.* I. eleg. XI.

**) *Plutarch*, vom Aberglauben.

Eleusis kommen, die durch die Reinheit ihrer Sitten, durch Treue, Mildthätigkeit, Dankbarkeit, Scheu des Unrechts, ihrer Einweihung Ehre machen; nur ihr Werk ist die Gleisnerei, wovor der Genius unsers Sokrates zurückschaudert. Sieht er doch, daß Manche nur eine Schutzdecke ihrer Ruchlosigkeit zu Eleusis suchen *); und daß bei vielen Freveln bloß aus Rücksicht auf die eleusinische Brüderschaft durch die Finger gesehen werde **).

*) Kaiser Julian (Opp. p. 138.) sagt: Diogenes äußerte Geringschätzung gegen die Mysterien, weil er Manche sah, die, stolz auf die erhaltene Einweihung die Uebung der wahren Frömmigkeit vernachlässigten, und sie daher belehren wollte, daß diejenigen, welche der Mysterien würdig gelebt hätten, auch ohne Einweihung in dieselben die Belohnung von den Göttern immer erhielten; daß es hingegen den Schlechten nichts nütze, auch in das Innerste des Heiligthums eingelassen zu seyn.

**) Von den eleusinischen Geheimnissen, s. Voyage du jeune Anacharsis en Grèce I. ch. 68. und Meiners vermischte philosophische Schriften III.

Sechszehntes Gespräch.

Sokrates. Plato.

(Die Scene ist im Schattengange von Platanen am Ilissos, unfern vom Lyzäum.)

Plato. Ist es dir schon bekannt, daß Alkibiades, vom edeln Schüler des Sokrates ein Sklave der berüchtigten Theodota *) geworden? Man hält sich um so mehr darüber auf, da die Sage geht, Perikles habe noch sterbend diesen seinen Pflegesohn deiner freundlichen Leitung empfohlen.

Sokrates. So ist es allerdings. Auch unterließ ich nichts, um den Alkibiades, sobald ich von seiner Lei-

*) Xenoph. Denkw. B. III. K. II.

denschaft Wind bekam, aus den Netzen jener schlauen Buhldirne loszuwickeln.

Plato. Und es gelang dir nicht? Die Netze müssen fürwahr sehr künstlich gewebt seyn, weil selbst die Zauberkraft deiner Rede sie nicht lösen konnte.

Sokrates. Mit der aufrichtigsten Miene des Mitleids fragte ich den Alkibiades: Welche Macht es wohl sey, wodurch die Theodota ihn, den freisinnigsten der Cekropiden, so in die Gefangenschaft zu bringen gewußt? — Keine andere, war seine Antwort, als die ihrer ausnehmenden Schönheit. — Darauf nannte ich ihm ein halb Dutzend sittsamer Töchter dieser Stadt, deren Eltern in hohem Ansehen stehn, und eine Verbindung mit des verdienstvollen Klinias Sohn *) gewiß gerne sehen würden. Wird nicht, sagte ich, die Schönheit der Gestalt dieser edeln Mädchen gleichfalls bewundert, und verbinden sie damit nicht, nach dem allgemeinen Ruf, die Schönheit der Seele, die sittliche Grazie, ohne die alle Körperreize nur eine hinfällige Schminke sind?

Plato. Und konnte der stolze Alkibiades dir widersprechen?

Sokrates. Das that er nicht. Aber er senkte die Blicke, biß sich auf die Lefze, und sagte mit höhnischem Ton: Du möchtest mir wohl eine dieser vortrefflichen

---

*) Der Feldherr Klinias war des Alkibiades Vater. Er fiel auf dem Schlachtfelde bei Korona 447 J. v. Chr. Geb. Plutarch im Alkibiad. u. Herodot VIII. 17.

Töchter Athens ankuppeln, damit sie die Herrschaft über mich führe? — Und ist es keine Herrschaft, versetzte ich, was die Buhlerin Theodota über dich ausübt? Alkibiades. Wenigst nur eine solche, die ich mir gutwillig gefallen lasse, und der ich mich in jedem Augenblicke wieder entschlagen kann. Ich. Du glaubst also, es stünde nur bei dir, die Fesseln, womit sie dich umstrickt hat, zu zerbrechen? Nun, warum thust du es denn nicht? Alkibiades. Weil ihre Fesseln für mich so mächtige Reize haben, daß ich sie gerne trage. Ich. Und besorgest du nicht, daß sie dich eben deswegen täglich stärker binden werden, je länger du sie trägst? Oder hältst du etwa den für einen Freien, der seine Fesseln gerne trägt? Alkibiades. Wenigst für einen Freiern als den, der verhaßte Fesseln schleppt, weil er muß. Ich. Gibt es aber nicht auch Fesseln, die uns zwar anfangs drückend vorkommen, aber die wir nach und nach lieb gewinnen können? Alkibiades. Welche meynst du wohl? Ich. Keine andere, als unsere Pflichten, die uns an das Vaterland, an einen Beruf, oder auch an — eine rechtschaffene Gattin binden. Alkibiades. Doch, hören wir die Verehelichten, so scheint ihnen ihr Joch mit den Jahren eher drückender als leichter zu werden. Ich. Rührt dies nicht bloß von der Sinnesart mancher Verehelichten her; und was würde es am Ende beweisen, als daß eine sehr sorgsame Auswahl räthlich sey? Alkibiades. Was gibt es denn für eine Auswahl in Athen, wo alle Töchter ehrbarer Eltern häuslich, in gänzlicher Absonderung

von der Welt, zur Eingezogenheit und Tugend nach Einem Zuschnitt erzogen werden? Unschuld, Einfalt, Sittsamkeit, darauf beschränken sich alle ihre Reize. Ihre Kenntnisse und Begriffe hingegen, wie ärmlich, wie beengt! Wie kämen sie auch zu etwas Besserm, da sie weder die Schaubühne, noch das Forum besuchen dürfen, da sie von allen Männergesellschaften ausgeschlossen sind, da die Sitte sie auch von den Hörsälen der Philosophen fern hält? Wie ganz anders bei den Mädchen, wie Theodota! Diese haben überall freien Zutritt, wo der Geist Nahrung und Bildung, wo der Geschmack Anlaß zur Verfeinerung, der Trieb zu gefallen Anleitung und Vorbilder findet. Du wirst selbst gestehen müssen, Sokrates! daß diese Mädchen sich auf die Kunst Liebhaber anzuziehen und an sich zu fesseln unendlich besser verstehen, als die von dir gerühmten tugendhaften Töchter unsrer ehrsamen Bürger. Ich. Wie könnt' ich daran zweifeln, nachdem ich die Bezauberung sehe, womit die Theodota dich umgarnt hat? Aber eine Bedenklichkeit mußt du mir noch lösen. Glaubst du wohl, daß diese Theodota sich dir, oder nur sich zu Lieb so viele Mühe gibt? — Auf diese Frage, die ihm unerwartet schien, stutzte Alkibiades; eine leise Röthe flog ihm über die Wange, und rasch verließ er mich mit den Worten: Oh was ist das? du möchtest mich schon wieder fangen. Doch, um nicht von dir gefangen zu werden, muß ich erst über deine verfängliche Frage nachdenken. Lebe wohl!

Plato. Hat er dich seither nicht wieder besucht?

Sokrates. Nein. Beinahe hätten wir uns jüngst begegnet. Aber wie er mich ansichtig ward, schien er verlegen, und lenkte seitwärts aus.

Plato. Er muß auf deine letzte Frage noch keine Antwort ausfindig gemacht haben, die seiner Eigenliebe zusagte, oder ihr doch zum Schönpfläſterchen diente. — Ich kann dir die Besorgniß nicht bergen, dieser Alkibiades werde dir noch großen Kummer verursachen. Mit den herrlichsten Anlagen hat er auch in der üppigsten Fülle das, wodurch sich die Athener vor allen Griechen ausnehmen.

Sokrates. Welchen Charakterzug der Athener hast du im Auge?

Plato. Ihren eiteln Leichtsinn, womit sie ungeachtet ihres Strebens nach unbeschränkter Freiheit sich von Jedem unterjochen lassen, der sie durch irgend eine Art von Schmeichelei zu bethören sich die Mühe nimmt. Auf dem Forum sehen wir sie täglich von arglistigen Schwätzern und in den Hörsälen von windichten Sophisten gegängelt, und so auch in ihren Häusern durch buhlerische Dirnen um das eheliche Glück betrogen.

Sokrates. Haben aber die Demagogen und Sophisten Bekämpfer gefunden, die den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit sehr erschüttern, warum sollte, liebster Plato! nicht auch ein Mittel sich finden, um den schnöden Zauberinnen, die mit ihren Reizen ein Gewerb treiben, ihre angemaßte Gewalt zu entwinden?

Plato. Ohne Zweifel gäb' es dazu ein sehr wirksames Mittel, wollten die Athener es nur anwenden.

Sokrates. Welches?

Plato. Eine bessere Erziehung der männlichen sowohl, als der weiblichen Jugend.

Sokrates. Wolltest du etwa, daß die Sitte aufhöre, welche die Jungfrauen Athens vom Verkehr mit der Welt entfernt, und auf den häuslichen Kreis einschränkt?

Plato. Weit davon, dies zu wünschen, möcht' ich vielmehr rathen, auch die Knaben längere Zeit vom Theater und Marktplatze fern zu halten, und sie nur allmählig unter weiser Aufsicht und Leitung dort einzuführen.

Sokrates. Du möchtest aber vielleicht, daß die athenischen Mädchen, gleich den spartanischen, an den gymnastischen Leibesübungen der Knaben Theil nehmen?

Plato. Eben so wenig. Dem Gesetzgeber von Lakedämon lag daran, den Weibern, wie den Männern, einen kriegerischen Geist einzuflößen. Er mußte daher diesem Geist alle Gefühle, Gebräuche und Sitten unterordnen. Solon hingegen schloß die Weiber von allen öffentlichen Geschäften des Krieges und Friedens aus, wollte aber, daß das häusliche Leben, vorzüglich durch der Weiber sanftere Tugenden, durch ihre zarte Scheu vor dem Bösen, zur Schule rechtschaffener ehrliebender und edler Bürger würde. Lykurg und Solon kommen darin überein, daß beide von der Wichtigkeit des Einflusses der Weiber auf die Bildung der Männer überzeugt sind; deshalb wollen beide, die Weiber sollten so erzogen wer-

den, daß sie im Stande seyen, die Männer für die Wohlfahrt des Vaterlandes aufgelegter und tüchtiger zu machen.

Sokrates. Aber ist denn die Tapferkeit den Bürgern von Athen weniger nothwendig, als denen von Lakedämon?

Plato. Gewiß nicht. Aber du weißt, das Wesen der Tapferkeit liegt weit weniger im Körper, als in der Seele. Mit der Tapferkeit der Seele, die für alles Gute und wider alles Böse beharrlich zu kämpfen versteht, soll auch die Athenerin begabt seyn. Aber die spartanische Sitte, die Mädchen und Knaben nackend mit einander ringen und sich in den Waffen üben zu lassen, würde nicht in unsere sanften Sitten und verfeinerte Bildung passen; sie würde nur die holde Schaam verscheuchen, die wir als den beschirmenden Genius aller andern Tugenden ansehen.

Sokrates. Glaubst du aber nicht, daß die Abhärtung des Leibes auch sehr dienlich sey, die Tapferkeit der Seele, wovon du eben sprachst, zu befördern?

Plato. Allerdings. Daher scheint es mir nöthig, daß unsre Töchter höchst einfach erzogen, daß sie an wenige Bedürfnisse gewöhnt, daß sie mit nichts vertraut werden, was den Körper verweichlichen kann.

Sokrates. Soll es aber hierin mit unsern Knaben und Jünglingen anders gehalten werden?

Plato. Ganz auf gleiche Weise. Gerade aus dem so auffallenden Unterschied in unsrer männlichen und weiblichen Erziehung entspringt der Verfall unsrer Sitten.

Sokrates. Wie so? Du willst doch selbst nicht, daß unsre Mädchen und Knaben, wie zu Sparta, die nämliche Erziehung erhalten.

Plato. Dies hielt' ich allerdings für unschicklich. Aber was kann herauskommen, wenn die Eltern zwar die Mädchen zum Ernst, zur Einfachheit, zur Genügsamkeit erziehen, den Knaben hingegen, kaum fängt etwas Flaum um ihr Kinn zu blühen an, völlige Freiheit lassen, allen Schwelger-Genüssen nachzujagen und als lustige Brüder in Ausschweifungen und Ueppigkeit zu wetteifern? Wie kann man sich hernach wundern, daß unsere jungen Männer das häusliche Leben aneckelt, daß sie frühzeitig die Sklaven irgend einer der Unwürdigen werden, die, gleich den Sirenen, sie in ihr Netz locken, und daß sie auf die beßterzogenen Mädchen Athens mit kalter Verachtung herabsehen?

Sokrates. Hältst du indessen nicht dafür, unsre jungen Männer würden sich anders benehmen, wenn sie die Vorzüge dieser edeln Töchter vor jenen Dirnen kennten?

Plato. Wird aber wohl ein durch Leckereien verwöhnter Gaumen deswegen der einfachen Kost den Vorzug geben, weil sie der Gesundheit besser zu..gt? Muß dem jungen Mann, den eine jener Sirenen durch alle Reize des Körpers und Geistes, die den Sinnen schmeicheln, gefangen hält, der Umgang mit einer Frau, die nur von natürlicher Schönheit und der einfachen Anmuth der weiblichen Tugenden glänzt, nicht reizlos, öde und langweilig vorkommen?

Sokrates. Du kennst doch den edeln Melesias?

Plato. Sehr gut kenn' ich ihn. Er ist ein trefflicher Bürger und Hausvater.

Sokrates. Aber in seiner Jugend war er eben so ein Wildfang, wie unser Alkibiades; wie er, der Sklav einer berüchtigten Buhlerin.

Plato. Kannst du mir sagen, wie er so ganz umgekehrt wurde? Denn wegen seiner treuen und zärtlichen Liebe für seine Gattin und dem Glück seines häuslichen Lebens genießt er jetzt allgemeine Achtung.

Sokrates. Eben seine Gattin Eudora war es, die ihn vom Abgrunde zurückzog.

Plato. Und welchen himmlischen Zaubers bediente sie sich dazu?

Sokrates. Ihr Vater Diototus, ein ehrwürdiger Greis, durch einen Schlagfluß gelähmt, war Jahrelang auf das Krankenlager gebannt. Melesias, ein Freund des Hauses, besuchte ihn oft. Da sah er, mit welcher kindlichen Zärtlichkeit, mit welcher sinnreichen Liebe die einzige Tochter des geliebten Vaters pflegte, wie sie ganz Aug' und Ohr für ihn war, mit ganzer Seele an ihm hing, und allen Werth ihres Daseyns in die Linderung seiner Leiden setzte. Melesias ward entzückt; er verglich die bescheidene, sich selbst aufopfernde Tugend der Eudora mit den selbstsüchtigen Schmeichelkünsten seiner Geliebten; er dachte: Was Eudora ihrem Vater ist, wird sie gewiß auch ihrem Gatten seyn. War seine Bekehrung nicht ganz natürlich?

Plato. Welches nicht ganz verdorbene Herz konnte hier widerstehen? Zuweilen wirkt ein Blick der Unschuld, ein Wort aus ihrem reinen Munde, Wunder. Doch diese Dinge gehören zu den seltenen; in wie manchem Jüngling aber hat die Wollust schon jedes bessere Gefühl vergiftet, eh' ihm eine Erscheinung begegnet, die ihm, ach! zu spät die Zauberbinde von den Augen löst!

Sokrates. Du möchtest also wohl ein allgemeines Mittel wissen, wodurch unsern Jünglingen frühzeitig der Vorzug einer tugendhaften Gattin vor einer jener Schönen, die die Netze, worin sie wie eine Spinne auf Beute lauern, so theuer verkaufen, einleuchtend gemacht würde. Hast du aber nicht selbst dieses Mittel in der bessern Erziehung, vorzüglich der Knaben, angegeben?

Plato. Bei dem mit den Augen leuchtenden Vogel der atheniſchen Pallas! ich wüßte kein anderes.

Sokrates. Bist du aber nicht der Meynung, daß die Sirenen, von denen du sprachst, sich wirklich weit besser, als unsre häuslich erzogenen Töchter, darauf verstehen, ihre Reize geltend zu machen?

Plato. Dies läßt sich nicht läugnen. Aber ist ihre Kunst etwas anders, als schnöder Betrug?

Sokrates. Warum aber, mein Plato! kleiden sich die Frauen von Athen geschmackvoller und gefälliger als die zu Lakedämon und in andern helleniſchen Städten?

Plato. Ohne Zweifel thun sie es, um ihren Männern zu gefallen.

Sokrates. Und warum sollte sich wohl der Reize des Schönen, welche das Laster zur Täuschung mißbraucht, nicht auch die Tugend bedienen, um Liebhaber anzulocken? Bedient sich ihrer nicht in ihrer Schöpfung, in der Natur die Gottheit selbst, um in den Seelen der Betrachter Liebe und Anbetung zu erwecken?

Plato. So ist's. Allein was folgerst du daraus?

Sokrates. Daß unsre edeln Töchter deinen Sirenen die Kunst Herzen zu gewinnen und zu fesseln ablernen sollten.

Plato. Dir beliebt zu scherzen.

Sokrates. Wie? Du hältst meine Worte nicht für Ernst?

Plato. Nimmermehr, Sokrates! Sind nicht der leidigen Sucht unsrer Weiber, der Männer Herz zu angeln, seit Solon ohnehin zu sehr die Flügel gewachsen? Ist nicht schon ihrer Schönheit der Reiz der Eitelkeit angeboren? Gebrauchen sie nicht jetzt überdies Schminken für Wange, Augen und Haare *)? Legen die Mütter nicht auf die Anleitung der Töchter in der Haltung des Körpers, der artigen Verbeugung, dem zierlichen Anlegen des Busenbandes, schon zu hohen Werth? Sind sie nicht in Sachen des Putzes sehr erfinderisch? Beschäftigen sich ihre Hände nicht mit Vorliebe mit dergleichen eitelm

*) Wozu die athenischen Modestutzer (wie Agathon) mit einem Duft von Wohlgerüchen, mit zierlichen Haarlocken und dergl. das Seitenstück lieferten. S. Lucian, die Rednerschule.

Tand *)? Möchte nicht manche selbst in der Welt eine Rolle spielen? Machen doch einige sogar auf Schöngeisterei Anspruch!

Sokrates. Nichts von alle dem hatte ich im Sinne. Auch ich halte **) die Athenerin für die beßte, von der die Welt weder im Bösen noch im Guten viel spricht. Welchen Werth behält das Weib, wenn die sanfte Sittsamkeit, wenn die holde Scham sie verläßt? Um Alles möcht' ich nicht, daß die Athenerinnen bei einem Liede des Anakreon nicht mehr errötheten, wenn es gleich, bloß unter Männern gesungen, nur zu heiterer Fröhlichkeit stimmt.

Plato. Und doch möchtest du, daß unsre Frauen die Kunst erlernten, die Herzen zu bezaubern?

Sokrates. Wohl möcht' ich das. Aber warum sollte nicht die Tugend dabei ihre Lehrmeisterin seyn? Wann erschienen die Matronen zu Krotona schöner, wann liebenswürdiger, als, da sie, entzückt von des Pythagoras weisen Reden, ihre goldreichen Gewänder und den andern

*) Wenn gleich Jugend und Schönheit ein Schmuck sind, der jeden künstlichen entbehrlich macht und verdunkelt, so pflegen doch die Personen, die von der Natur damit ausgestattet sind, besonders bedacht zu seyn, den Glanz ihrer Gestalt noch durch flimmernden Putz zu erhöhen. Wie manche lächerliche Verzerrung entsteht aus diesen thörichten Meistern der Natur! Und doch wird unaufhörlich fortgemeistert.

**) Wie Perikles bei Tukydides.

Schmuck ablegten, und als Weihgeschenk in den Tempel der Juno brachten *)?

Plato. Pythagoras, welch ein Lehrer! Aber unsre raubbegierigen Hetären **)?

Sokrates. Daß ich unsre edeln Töchter in die Putzgemächer jener Lockvögel, wie in eine Schule schicken möchte, um die verächtlichen kleinen Kunstgriffe der Ziererei und Gefallsucht zu studiren, das sey ferne! Aber die wahre Tugend gesellt sich doch immer den Grazien bei, und diese folgen der schönen, ungefälschten Natur. Wer ist, mein Plato! den die anspruchlose Einfachheit ihres wunderbaren Wesens nicht rührte? . .

Plato. Keiner fürwahr, dessen Seele gesund ist.

Sokrates. Gibt es aber nicht eben so dem Wohlwollen, der Freundschaft, ja der Liebe selber einen ganz eigenen Reiz, wenn sie sich gefällig, mit Anmuth und mit Geist zu gebehrden und auszudrücken verstehen? Welche süße Kraft kann nicht jedem Wort des Weibes schon der Ton verleihen, der es begleitet, jetzt besänftigend, jetzt ermunternd?

Plato. Ich muß gestehn, du redest nach der täglichen Erfahrung.

Sokrates. Läuft hingegen eine Frau, die sich auf ihre schöne Gestalt und ihre Tugend ganz allein verläßt, nicht Gefahr, durch Mangel an Achtsamkeit, langweilige

---

*) Justin. Histor. XX. 4. Jamblich. Vita Pythagor. I. XXVII.

**) So nannte man die Buhldirnen zu Athen.

Leerheit an Gedanken, bewußtlose Sprödigkeit und Kälte, herbe Mienen, oder durch mancherlei andere kleine Unarten, das Herz des Gatten allmählig von sich zu entfernen, das schon ganz ihr Eigenthum war?

Plato. Auch dies beobachten wir nur zu oft. Ich kenne manche achtungswürdige Frau, deren häuslichem Glück nichts abginge, wenn sie nur die Ausschmückung ihres Aeußern und ihres Geistes weniger vernachlässigte.

Sokrates. Was lernen denn gewöhnlich unsre Töchter?

Plato. Nebst den häuslichen Arbeiten und Allem, was auf die Führung einer Wirthschaft sich bezieht, werden sie auch im Tanz und Gesang unterrichtet.

Sokrates. Wozu im Tanz und Gesang?

Plato. Du weißt, wie sehr alle unbescholtenen Töchter auf die Ehre halten, den Glanz der großen Opfer und festlichen Umzüge im einfachen Schmuck, die goldene Cikade *) in den schöngeflochtenen Haaren, durch Gesang und Tänze und zierliches Tragen der heiligen Körbe und der Blumengewinde zu verherrlichen **).

Sokrates. O der trefflichen Sitte! Verleiht sie doch dem Unterricht der Töchter in diesen schönen Kün=

---

*) Tukydides I. 6. Aristoph. Wolken. v. 978.

**) Besonders bei den Panathenäen und Eleusinen. Die Ehre die heil. Körbe zu tragen war Jungfrauen von der edelsten Herkunft und den reinsten Sitten vorbehalten. Sie wurden Kanephoren genannt. Hesych. verb. Kanev. Thukydides VI. Plato, Hipparch von den festlichen Tänzen. Ebenders. von den Gesetzen.

sten eine göttliche Weihe. Wird er aber auch von den Frauen fortgesetzt?

Plato. Von den wenigsten, und auch von diesen nur, um an den Thesmophorien *) unter andern Frauen hervorzuglänzen. Die meisten versäumen über den häuslichen Sorgen Alles, was den Reiz des Lebens erhöht, und es verschönert **). Daher kömmt es aber auch, daß die Männer jetzt meist außer ihrem Haus Erholung und Vergnügen suchen.

Sokrates. Wär' es demnach nicht wahrer Gewinn für die guten Sitten, wenn die Erziehung unsern edeln Töchtern nebst der Frömmigkeit und den Tugenden ihres Geschlechts und den Kenntnissen der Hauswirthschaft auch eine gewisse Fertigkeit beibrächte, über ihr ganzes Wesen und Thun stets jene ungekünstelte Anmuth auszugießen, die auf das Gemüth gebildeter Männer eine weit stärkere

*) Dem Feste der Demeter, das ausschließlich vom schönen Geschlechte fünf Tage hindurch im Oktober gefeiert wurde. S. Herodot II. 171. Adrian, die Priesterinnen der Griechen. Frankf. 1822. IV. 44. Männer waren bei Todesstrafe oder Gefahr, daß ihnen die Augen ausgestochen würden, von dem Feste ausgeschlossen. *Corsini*, Festi attici. T. II. diss. XIII. 339.

**) Die unfreundlichen und mürrischen Hausfrauen, wie Xantippe, waren daher zu Athen wohl keine Seltenheit. Aber zum Ruhm der dortigen Damen muß man ihnen nachsagen, daß sie ihr Hauswesen nicht durch das Treibjagen nach Moden und Vergnügen zerrütteten.

und dauerhaftere Gewalt, als die ausnehmendsten Körperreize ausübt?

Plato. So ginge allerdings dein tägliches Gebet in Erfüllung, o Sokrates! Die Götter möchten geben, daß das Innere schön sey, und das Aeußere mit dem Innern im Einklange stehe *). Unsre Frauen würden dem Guten stets das Schöne, der Tugend die Anmuth beifügen, und dieser Verein würde das Heiligthum des häuslichen Lebens vor mancher Entweihung bewahren **).

---

*) Plato's Phädrus am Schlusse.

**) Die Unverträglichkeit zwischen dem Streben nach anmuthiger Liebenswürdigkeit und der treuen Besorgung des Hauses kann nur dann eintreten, wenn die Begierde zu gefallen und die Sorge für das Hauswesen sich auf ihrer äußersten Grenze feindselig begegnen. Eitle Gefallsucht und sittsame Häuslichkeit lassen sich freilich niemals befreunden. Aber warum sollten die Tugenden einer Hausfrau die Annehmlichkeiten ausschließen, mit denen die Natur das schöne Geschlecht so reichlich ausgestattet hat, und die eines hohen Grades von Ausbildung empfänglich sind? — Nicht ein prächtiger, sondern ein reinlicher Schmuck kann die gemeinste Schönheit erhöhen, die elendeste Hütte gefällig machen, und den ländlichen Tisch umbilden zur Tafel der Götter. — Aber Eckel ist der Schönheit und der Liebe völliger Tod. Keine Besänftigung, keine Versöhnung! Denn wir hassen und zürnen nicht; sondern mit leeren, erkalteten Herzen entfernen wir uns. (J. G. Jakobi's sämmtliche Werke. Zürich 1809. III. 68. 71.) Ein Sokrates war und dachte allerdings zu weis' und edel, um wegen der Unarten seiner böslaunigten Xantippe ihre übrigen guten Eigen-

schaften zu mißkennen. Der stoische Cato bewunderte auch nichts mehr an ihm, als daß er sich bei einem solchen Weibe sanftmüthig und ruhig verhielt. (Plutarchs Cato 20.) Aber wie viele Ehemänner in dem üppigen Athen, besonders in den reichern und vornehmern Klassen waren fähig, sich von einer Xantippe nicht den Gleichmuth stören zu lassen? . . Vergl. Stobäi Sermones LXVI. wo viele Aussprüche der griechischen Weiberfeinde gesammelt sind. Von den Römern rühmt es zwar die Geschichte ihrer bessern Zeit, daß ihre Frauen mehr beflissen waren, ihnen durch den Ruhm der Treue, als durch Schmuck und Anmuth zu gefallen. Aber wie anders ward es zur Zeit von Cicero, Cäsar und August!

Siebenzehntes Gespräch.

Xenophon. Kriton.

(Die Scene ist vor dem Tempel der Erinnyen.)

Xenophon. Hast du unserm Sokrates heute noch nirgend begegnet? Um des Trostes willen bei unserm gemeinsamen Schmerz, sucht' ich ihn in seiner Wohnung auf. Man sagte mir aber, er sey schon vor Sonnenaufgang ausgegangen; wohin, wisse man nicht.

Kriton. Du sahst ihn gestern am Sterbelager des Perikles *). Als dieser seine große Seele ausgehaucht hatte, und Sokrates schweigend mit Phädon und mir das Trauerhaus verließ, kam uns einer der Sykophan-

*) Er starb dritthalb Jahre nach Anfang des peloponnesischen Krieges, 429 J. vor Chr. Geb. Plutarch, Perikles 38.

ten des Kleon in den Weg. „Wie ist des Perikles Befinden?" — fragte er neugierig. „Sehr gut, erwiederte Sokrates; denn er lebt jetzt fern von euch im Elysium bei den Göttern. Und als Phädon und ich von ihm schieden, sagt' er zu uns: Glaubt ihr nicht, Freunde, die Athener werden morgen mit Schluchzen und Thränen den großen Todten vom Himmel zurück begehren, den sie noch unlängst mit solchem Unglimpf verwünschten? — Mich laßt indessen in einsamer Gegend außer der Stadt mit stiller Betrachtung sein Andenken feiern *)!

Xenophon. Seitdem die Lebensgefahr des Perikles ruchtbar geworden **), unterdrückte die Besorgniß ihn zu verlieren alle andern Gedanken; heute aber liegt eine dumpfere Trauer über der Stadt, als wenn die Lakädemonier den größten Sieg erfochten ***). Hast du noch keinen der bekannten Gegner des Perikles gesprochen?

---

*) Vielleicht auf dem Berge Hymettos, oder gar dem Vorgebirge Sunium (jetzt Kap Kolonna) mit der schönsten Aussicht über das ägäische Meer, wo später Plato gern gelehrt, und ein von Perikles erbauter Tempel mit Säulen, wovon einige noch stehen, sich weithin den Schiffenden zeigte. Dahin führte von Athen ein Weg längs dem Berge Hymettos.

**) Auch ihn hatte die Pest, welche in Athen gewüthet, nicht verschont, sondern zerstörte sein Leben in der Gestalt einer schleichenden Abzehrung.

***) Athen war damals mit Sparta im Kriege.

Kriton. Die bisher aus Neid ihn verleumdeten, werden sich jetzt hüten, ihre Freude öffentlich zu zeigen. Wie beschämt sie unser edle Thukydides *), den wir gestern auch am Sterbebette des Perikles gesehen. Du weißt, wie oft er ihn mit Freimuth beurtheilt, oft aber auch mit gleichem Freimuth gegen ungebührliche Vorwürfe vertheidigt hat. Ich begegnete ihm heute. Die innigste Betrübniß war über sein Gesicht verbreitet. Mit Wehmuth ergriff er meine Hand, und sprach: „Kriton! Wir alle sind jetzt Waisen. Wer wird uns den Vater ersetzen?"

Xenophon. Thukydides sprach als ein Weiser. Beherrscher wird das Volk leicht bekommen, die es schmeichelnd täuschen und verderben, aber keinen Vater mehr, wie dieser, der es mit gelassener, freundlicher Weisheit leitete, und dabei nur Athens Größe und Ruhm im Auge hatte. Ich ahne nur zu sehr, unser Staat habe mit ihm sein schützendes Bollwerk gegen die innern und äußern Feinde verloren.

Kriton. Angstvoll wird diese Ahnung in unserm leichtsinnigen, aber fein fühlenden Volk erwachen. Kein noch so buntgefärbter Wortnebel seiner Redner wird ihm das drückende Gefühl der Wichtigkeit seines Verlusts aus

*) Des Olorus Sohn, wohl zu unterscheiden von Thukydides, des Milesias Sohn, einem Häuptling der Gegner des Perikles. Beide wurden schon oft mit einander verwechselt.

der Seele zaubern. Wenn es nun erst vernimmt, wie heiter, wie ruhig er starb! Wie schön, wie rührend war es nicht, als du und die Freunde und Verehrer, die um sein Bette saßen, von der Größe seiner Tugend und Macht euch unterhieltet, und seine Thaten und die Menge der Siegeszeichen, die er dem Staat errichtet hat, aufzähltet, und er auf einmal, wie aus einem bewußtlosen Schlummer erwachend, mit sanfter Würde sich erhob, und sprach: Wie kömmt es doch, ihr Lieben! daß ihr nur solche Dinge von mir anpreist, an denen das Glück so vielen Antheil hatte, während ihr das Rühmlichste verschweiget? Oder wie, wäre das nicht das Rühmlichste, daß um meinetwillen nie ein Bürger von Athen Trauerkleider anzulegen brauchte?

Xenophon. In der That gebührt seiner weisen und ernsten Milde der schönste Kranz. Ihr vermochte ihn kein Andrang von Geschäften oder Anfeindungen zu entrücken. Bei seiner großen Macht ließ er sich nie von Neid oder Zorn hinreißen, noch hat er sich je gegen Jemand unversöhnlich bewiesen.

Kriton. Auch sagte uns Thukydides oft, indem er den Perikles mit den andern Rednern und Demagogen verglich: Wann war je ein Charakter bei allem Stolz herablassender, bei aller Sanftmuth erhabener! Wohl hat der Haufe zuweilen seinen Gleichmuth und gelassenen Ernst bei den wichtigsten Verhandlungen als Gefühllosigkeit gedeutet. Wie ungerecht! Ihn, der bei den größten Unfällen, obgleich er sie am schmerzlichsten mitempfand,

unerschüttert blieb, Allen Muth einsprach, sahen wir einst auch ohne Klage, ohne Thräne, still und Ernst vor die Bahre des letzten und geliebtesten seiner Söhne treten. Als er aber jezt den Todtenkranz *) dem Haupte des Jünglings aufsetzen wollte, wie tief ergriff es uns alle, da wir den lang verhaltenen Schmerz des Vaters in einen Strom von Thränen und Wehklagen hervorbrechen sahen.

Xenophon. Wird wohl das Volk ihm auch jezt noch, wie erst jüngsthin, die neuesten Unfälle des Vaterlandes zur Schuld rechnen?

Kriton. Nimmermehr. Allerdings hatte er den Athenern den Sieg versprochen, wenn sie sich ruhig verhalten, das Seewesen recht in Aufnahme bringen, während des Krieges jeder Erweiterung ihrer Herrschaft entsagen, und die Stadt selbst nicht in Gefahr setzen würden. Thaten sie aber nicht mit trotzendem Eigensinn von alle dem gerade das Widerspiel? Ließen sie sich nicht von ihren verschmitzten Wohldienern zu Maßregeln verleiten, deren Gelingen ganz zur Ehre und zum Vortheil der leztern ausgeschlagen hätte, deren widriger Erfolg aber dem Staat selbst verderblich seyn mußte?

Xenophon. So ist's! Und so mag immerhin eine besonnenere Nachwelt dem Perikles den eiteln Beinamen

*) Dieser Kranz war von Eppich, woraus lange Zeit auch die Siegeskränze der isthmischen und forthin der nemäischen Spiele bestand. Plutarch Timoleon 26 und Tischreden V.

des Olympiers, den die feurige Bewunderung seiner erhabenen Beredsamkeit ihm beilegte, versagen *)! Seinem Ruhm entgeht dadurch nichts. Aber keiner seiner Neider wag' es, sich von der flüchtigen Volksgunst mit einem solchen Beinamen schmücken zu lassen! Er würde nur lächerlich werden.

---

*) Des Perikles Gegner ärgerten sich an diesem Beinamen ungefähr, wie jener Landmann, der zur Verbannung des Aristides bloß deswegen seine Stimme gab, weil es ihn verdroß, ihn überall den Gerechten nennen zu hören. Plutarchs Aristides.

Achtzehntes Gespräch

(Die Scene ist auf dem Marktplatze Hippodamium.)

Philistus (ein Advokat.) Damokles (ein Schneidermeister). Lisimon (ein Pferdehändler). Zeusipp (ein Kaufmann). Eukrates (Archont von Athen).

Philistus (an einer Straßenecke sitzend). Wohin so eilig, Damokles?

Damokles. Nach unsrer Zechstube zum goldnen Bock.

Philistus. Aber es steht ja noch die Sonne hoch am Himmel, und du verlässest deine Werkstätte schon?

Damokles. Heute, mein Herr! ist eben nicht gestern, und die Woche hat ja sieben Tage *). Es sind

*) Hier seh' ich die Stirne des philologischen Kritikers sich in finstere Runzeln ziehen. Hatten denn, murmelt er in den Bart, die alten Griechen unsere Wocheneintheilung? Ich weiß nicht, welche sie hatten, und der Herr Kri-

gerade höchst wichtige Nachrichten aus Persien angelangt; darüber wollen wir Schneider uns jetzt berathen.

Philistus. Nachrichten aus Persien? Ist vielleicht Artaxerxes gestorben, und haben etwa die vornehmen Perser Trauergewänder bei euch bestellt?

Damokles. Todt ist er allerdings, mausetodt. Aber das ist noch das Geringste. Eine große Revolution ist ausgebrochen. Das Königthum ist abgeschafft, und die stolzen Perser wollen nun als gute Demokraten sich der Schutzherrschaft der Athener unterwerfen *). Beim Herkules, das ist auch das Klügste, was sie thun können.

Philistus. Ey! Du machst wohl nur Spaß, Damokles! Von welcher Hexe oder Wahrsagerin ist dir denn eine so seltsame Nachricht zugekommen?

Damokles. Nichts Hexe, nichts Wahrsagerin! Unser Zunftmeister Storax hat mir die Nachricht ganz brühwarm mitgetheilt, wie er sie von dem Gewürzhändler Melas, und dieser von seinem Barbier, und dieser von dem Haushofmeister des Eukrates, des Archonten vernommen hat.

---

tiker auch nicht. Das weiß ich aber, daß ich nicht für die alten Griechen schreibe. Kalender hatten diese auch keinen; aber doch Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

*) Hatte doch früher schon Aristagoras von Milet die Athener und die Lakedämoner von Persiens leichter Besiegung überreden wollen. Die Athener bewog sein pralendes Geschwätz wirklich zum Kriege, der aber für sie sehr unglücklich ausging. Herodots Geschichte V. 97.

Philistus. In der That, lauter höchstglaubwürdige Gewährsmänner! Aber woher mag wohl des Eukrates Haushofmeister die Nachricht haben?

Damokles. I das versteht sich von selbst — von wem, als von seinem Herrn?

Philistus. Sieh', da kömmt ja gerade Zeusipp, der mit kostbaren Waaren nach Persien handelt. Der wird uns vielleicht nähern Aufschluß geben können. — Guten Abend Zeusipp! Nichts Neues von Ekbatana?

Zeusipp. Erst vor einer halben Stunde bin ich von dort angelangt. Ich machte die Reise sehr schnell, weil ich Eile hatte.

Damokles (für sich). Das glaub ich (zu Zeusipp). Gewiß als Ueberbringer wichtiger Nachrichten?

Zeusipp. Keine andern bring' ich mit, als daß der große König aus besonderer Freundschaft für die Athener die Mauthen für die Einfuhr von Oel und Honig aus Attika aufgehoben hat.

Damokles (leise zu Philistus). Schau, wie der hinterm Berg hält; er spricht verblümt.

Philistus. Lebt also Xerxes noch, und ist keine Revolution vorgefallen?

Zeusipp. Träumt ihr? Wer hat euch solchen Bären angehängt? Noch am Tage meiner Abreise sah ich Xerxes Heerschau halten, und in ganz Persien ist es so ruhig, wie auf einem Todtenacker.

Damokles (leise zu Philistus). Er betrügt, oder wurde betrogen. Was wett' ich, die Truppen haben im

Aufruhr den Artaxerxes ermordet, und die Leute machten dem weiß, es sey Heerschau. — (zu Zeusipp) Ja, das glaub ich wohl, daß es in Persien wie auf einem Todtenacker aussieht. Gewiß haben viele Tausende bei der Revolution ins Gras gebissen, und dann werden noch weit mehrere vom Schrecken wie entseelt seyn.

Zeusipp. Du rasest! Ich sage dir noch einmal, so gewiß Zeusipp vor euch steht, es ist nichts blutiges in Persien vorgefallen, es müßte denn eine Wolfs- oder Tigerjagd seyn, dergleichen die Vornehmen fast täglich anstellen.

Damokles (heimlich zu Philistus). Der spielt doch mit recht unverschämtem Gesicht den Unwissenden. Oder ist er vielleicht gar ein persischer Ausspäher? (zu Zeusipp) Gibt es denn noch Vornehme in Persien? Man hat doch sichere Kunde, daß jetzt die Gleichheit dort dekretirt sey.

Zeusipp. Immer ärger! Hast du vielleicht Tollkraut gefrühstückt? Oder wollt ihr mich foppen? Gehabt euch wohl! (geht eilig weiter)

Philistus. Nun, Damokles! wie steht es mit deinen Nachrichten?

Damokles. Zweifelst du etwa jetzt an ihrer Aechtheit? Nun so stelle einmal den Pferdehändler Lisimon zur Rede, der da auf einem schönen persischen Grauschimmel zu uns herreitet, der wird dir wohl jeden Zweifel aus dem Kopf nehmen.

Philistus (leise). Gut, den will ich auf die Probe nehmen. — (zu Lisimon) Das ist mir einmal ein stolzes, prächtiges Thier! Doch es ist wohl schon verkauft?

Lisimon. Abgeschlossen ist noch nichts. Wäre nur Alkibiades *) noch in Athen! Er würde den höchsten Preis nicht scheuen. Doch willst du den Hengst, ich geb' ihn billig, sehr billig.

Philistus. Das glaub' ich gern. In wenigen Wochen, was sag' ich, vielleicht in wenigen Tagen werden die schönsten persischen Hengste auf hiesigem Markt für einen Spottpreis feilgeboten werden.

Lisimon (ganz verwundert). Wie so? Diese Pferde waren ja noch nie so hoch im Preise, als gerade jetzt.

Philistus. Waren — aber damit hat's ein Ende. Weißt du denn noch gar nichts von den neuesten Nachrichten?

Damokles (fährt hastig ein). Artaxerxes ist ermordet, sein Thron ist gestürzt; Persien erkennt die Schutzherrschaft der Athener. Die Persischen Botschafter werden ehestens erwartet.

Lisimon. Beim Zeus! Diese Nachrichten sind mir nagelneu. Doch ihr wollt mir wohl nur Angst einjagen?

Philistus. Nichts weniger. Damokles weiß, wie zuverläßig die Nachrichten sind. Sie kommen aus sicherer Quelle, aus dem Hause eines Archonten, des reichen Eukrates! Du weißt, vielleicht der Mann hat selbst große Verbindungen mit Persien. — Was seh' ich, du erblassest, Lisimon! Doch ermanne dich! Es ist freilich keine Zeit zu verlieren. Ich rathe dir, verkaufe deinen Perser

---

*) Ein übermäßiger Liebhaber von Prachtrossen. S. Thukydides. VI. 15.

so schnell als möglich, wär' es auch unter der Hälfte des jetzigen Marktpreises.

Lisimon. O ich armer, geschlagener Mann! Mein Stall ist noch ganz angefüllt mit solchen Bestien. Was will ich nun anfangen?

Philistus. Du zauderst noch? Verkaufen mußt du, aber geschwind. Wozu dich erst besinnen? Willst du warten, bis die Perser selbst hier sind, und unsern Markt überschwemmen? — Steige herab von deinem Gaul, und laß mich hinauf. Ich bin beeilt. Da hast du 500 Drachmen! Greif zu, greif zu! Morgen bekömmst du wahrlich kaum mehr die Hälfte.

Lisimon. Bei den Höllengöttern! Das ist hart. Der Hengst ist wenigst 3000 werth. Aber was machen? Um nicht alles aufs Spiel zu setzrn, muß ich mir den Handel schon gefallen lassen, und nur eilen, die andern Bestien auch noch schnell an Mann zu bringen (geht ab.)

Philistus (von seinem Schimmel herab). Nicht wahr, Damokles, der kann noch sein Glück segnen! Aber wem verdankt er es, als dir? — Doch gerade jetzt fährt mir etwas durch den Sinn, das dich betrifft. Du könntest noch weit übler wegkommen, als Lisimon. Hast du nicht noch einen Vorrath von Persischen Schawls? Wie werden die erst im Preise sinken, wenn einmal unsre Nachrichten recht kundbar sind? Ich rathe dir, säume keinen Augenblick, deine Schawls wegzuschlagen.

Damokles. Du machst mich am ganzen Leibe zittern. Es ist wahr, ich habe zwanzig der schönsten

Schawls zum Verkauf. Ein jeder ist wenigst zweitausend Drachmen werth.

Philistus. Weißt du was? Bring mir auf der Stelle fünfe davon her; ich zahle dir für jeden 400 Drachmen. Das ist doch gewiß honnet, wie die Aktien jetzt stehen.

Damokles. Aber was fang' ich denn in der Eile mit den übrigen an?

Philistus. Du hast recht, daran dacht ich nicht. Wenn du aber guten Rath annehmen willst, so helf' ich dir mit einemmal ganz aus der Noth.

Damokles. Wie denn, goldner Philistus! Sprich doch! Du siehst ja, ich zapple wie der Aal am Hammen.

Philistus. Nu, so spude dich, und bring' alle deine Schawls meinem Freund Perdikus, der wird dir gleich 6000 Drachmen baar auszahlen. Aber hüte dich ja, vorher etwas von deinen Nachrichten weiter auszuschwatzen, sonst möchte Perdikus stutzig werden.

Damokles. Tausend Millionen Dank, du herzensguter Philistus! Es ist doch ein wahres Geschenk der Götter, in der Noth Freunde zu finden. Erlaube mir, daß ich dir die Spitzen deiner Stiefel *) küsse! Nur gedenke meiner auch, wenn jetzt für Schneiderarbeit nach Persien Bestellung geschieht, oder, wenn reiche Perser sich hier ansiedeln, und nach einem guten Leibschneider sich umsehen; und sollte in Persien ein Zolldienstchen, oder sonst

*) Oder wie die damalige Fußbekleidung genannt werden mochte. S. Dodwels Reisen I.

ein Aemtchen, das keinen Verstand braucht, auskommen, so empfiehl dazu mein Söhnchen! O ich zähle auf dich, denn ich weiß, bei unsern gnädigen Herren ist dein Wort von Gewicht.

Philistus. Es soll Alles schon recht werden, sobald Persien unser ist. Aber vor der Hand laß dir ja von Niemand nichts abmerken, und schnecke jetzt nicht, sondern eile was du kannst, zu Perdikus! — (Damokles zieht mit vielen Kratzfüßen ab. Philistus sieht ihm mit hämischer Miene nach). So gebührt sich's, euch zu prellen, ihr cekropischen Maulaffen und Kannengießer! Doch ich wette, der Kerl läßt sich noch acht Tage lang die Grille nicht aus dem Schädel ziehen, Persien sey eine Kolonie von Athen geworden. — Aber sieh', da kömmt ja Eukrates! Nun, mein prächtiges Schimmelchen! zeige dich vor dem Herrn mit recht zierlichen Kapriolen!

Eukrates. Ey welch ein prachtvoller Hengst! Wie schlank, wie schön gezeichnet! Welch ein zierlicher Schwanenhals! Wie feurig das Auge! Wie fein und gelenk die Füße! . . Ohne Zweifel von der beßten persischen Raçe? Und seit wann bist du im Besitz dieses herrlichen Thieres?

Philistus. Erst seit Kurzem hat es mir ein Persischer Handelsmann, den ich hier vor Gericht als Anwald vertreten mußte, zum Andenken verehrt.

Eukrates. Ihr siebenmal glücklichen Advokaten? So etwas wiederfährt einem Archonten nie.

Philistus. Nicht wahr, das ist ein Gäulchen? In ganz Athen ist seines Gleichen nicht. Aber du mußt auch

wissen, das Pferd stammt von einer Leibstute des großen Königs ab.

Eukrates (schmunzelnd). Wie viel verlangst du, wenn sich ein Käufer meldet?

Philistus. Der Gaul ist mir eben nicht feil. Aber dir, meinem gnädigen Patron, würd' ich ihn aus besonderm Respekt um die Kleinigkeit von vier tausend Drachmen überlassen.

Eukrates (schreibt mit einem Stiftchen auf ein Täfelchen). Hier hast du die Anweisung an meinen Wechsler Tiresias; und nun ist der Perser mein. (Philistus nimmt die Anweisung, steigt vom Pferde, und will abgeh'n. Eukrates ruft ihn zurück).

Eukrates. Aber noch Eins! bald hätt' ich es vergessen. Eben ging ich über den Marktplatz; da hört' ich ein sonderbares Gerücht unter den Leuten murmeln. Die guten Spießbürger raunten sich in's Ohr: Persien sey drunter und drüber, und eine Gesandtschaft von daher sey unterwegs, um Athens Schutzherrschaft anzuflehen. Sie fragen sich schon recht gutmüthig: Ob man auch willfahren soll? Hast du nichts gehört?

Philistus. Ganz Aehnliches sagte mir so eben der Schneider Damokles; bekanntlich einer unsrer redseligsten und leichtgläubigsten Neuigkeitskrämer. Aber weißt du auch, daß er dein Haus als die Urquelle dieser Nachrichten angab?

Eukrates. Mein Haus? O der Erzschlingel! Wie kömmt er dazu, der Lügenbeutel?

Philistus. Er sagt, dein Haushofmeister habe zuerst die Nachrichten —

Eukrates. Was? der Saudieb! Ich will ihm einen Maulkorb anlegen. Gleich muß er mir das Haus räumen.

Philiskus. Nicht für Ungut, Eukrates! Mäßige deinen gerechten Eifer! Ich will dir den Schlüssel zum Räthsel mittheilen. Mein Freund Perdikus, der Großhändler, hat sich den Spaß gemacht, neulich, nachdem er bei dir getafelt, dem Haushofmeister statt eines Trinkgelds das Mährchen aufzuheften, weil er seine Leichtgläubigkeit kennt. — Du siehst, verehrter Archont, wie zu Athen die Tagesneuigkeiten erzeugt werden, welche unsere Kechenäer *) beständig in einen Zustand zwischen Träumerei und Trunkenheit versetzen.

---

*) Spottnamen der Athener von Aristophanes gegeben, von Wieland Gähnaffen oder Maulaufsperrer übersetzt.

Neunzehntes Gespräch.

(Die Scene ist vor dem Tempel des Theseus.)

Alkibiades. Timäus.

Timäus. Du siehst heute ganz ungewöhnlich heiter aus, Alkibiades! Sind es vielleicht gute Botschaften von unserm Feldherrn Nikias, die so schönes Wetter auf deiner Stirn' verbreiten?

Alkibiades. Du irrst nicht. Nikias hat durch die meisterhafte List der Bewegungen seiner Flotte die Lakädemonier so in die Enge getrieben, daß sie ihm nimmer entschlüpfen werden.

Timäus. Aber weißt du auch, daß des Gerbers Kleainetos ehrgeitziger Sohn *) seit gestern das Gerücht

*) Kleon. Er ward zwar sehr mächtig, weil er sich in die Launen des Volks zu schmiegen wußte, und ihm oft Gelegenheit gab, Vortheile zu erhaschen. Aber selbst diejenigen, um deren Gunst er sich bewarb, wurden gar bald seine Habsucht, Frechheit und Unverschämtheit gewahr, und schlugen sich größtentheils auf des Nikias Seite. So

unter das Volk streuen läßt: Nikias sey ein Verräther, er stehe mit Lakädemon im geheimen Verständniß, und sey im Begriff, einen schimpflichen Frieden abzuschließen?

Alkibiades. Der heimtückische Hundefuchs! Er wagt es, den rechtschaffensten, den edelsten unsrer Bürger so zu verschwärzen?

Timäus. Oeffentlich zwar hat er es noch nicht gewagt. Aber er stellt es so künstlich an, daß das Volk, welches bisher den Nikias sehr hoch hielt, schon anfängt, gegen ihn mißtrauisch zu werden, und sich täglich mehr dem listigen Gerbersohn in die Arme wirft.

Alkibiades. Ich wüßte doch keine Blöße, an der des Nikias Karakter verwundbar wäre?

Timäus. Der ist in der That über das niedrige Zischen der Verläumdung erhaben. Aber alles, was Nikias thut oder nicht thut, wird ihm von des scheelsüchtigen Kleons umherschleichenden Wohldienern und Söldlingen als Hochverrath an der Majestät des Volks von Athen, als Streben nach Pisistratischer Herrschaft mißdeutet. Du weißt, Nikias ist höchst vorsichtig in seinen Unternehmungen. Weicht er nun einer ungünstigen Schlacht aus, so

---

Plutarch im Nikias. Eben daselbst heißt es vom Kleon: er war der erste, der in seinen Reden an das Volk aus vollem Halse schrie, den Mantel abriß, sich an die Hüften schlug, und mitten im Vortrag herumlief, wodurch er andere Geschäftsmänner zu jener Leichtfertigkeit und Verachtung des Wohlstandes, die nicht lange hernach den Staat in gänzliche Verwirrung brachte, verleitete.

wird er der Feigheit bezüchtigt, als ob er sich fürchte, seinen Feldherrnstab auf das Spiel zu setzen. Verlegt er sich, anstatt den Stier, wie man sagt, an den Hörnern anzugreifen, auf wohlersonnene Kriegslisten, da heißt es gleich, er suche den Spartanern aus dem Gedränge zu helfen, weil er ihrer königlich=aristokratischen Verfassung insgeheim mehr zugethan sey, als der Atheniſchen Demokratie.

Alkibiades. Kömmt es dir nicht vor, dieser verschmitzte Verläumder des edeln Nikias sey selbst nach der Oberherrschaft lüstern?

Timäus. Welch ein Böotier müßte der seyn, der unter diesem demagogischen Lammsfell nicht den gierigen Wolf erblickte? Doch es ist schon so die alte Unart unserer Kechenäer, mehr auf die Worte, als auf die Handlungen ihrer Führer zu merken. Kleon fühlt übrigens sehr gut, daß ihm an Einsicht und Verstand gar viel abgehe, und mehr noch an Bildung und moralischer Kraft, um sich auf der Stelle des Pisistrates oder des Perikles aufrecht halten zu können. Er zieht es daher vor, durch kleine niedrige Künste das Mißtrauen des Volks gegen jeden Karakter, der über das Gemeine sich erschwingt, zu reitzen und zu unterhalten. Kam dir noch nichts von den seltsamen Planen zu Ohren, von denen das Gerücht aus dem Kreise seiner Vertrauten sich verbreitet!

Alkibiades. Von welchen Planen? . . Jeder Tag gebiert ja neue, und sie wachsen, wie die Schwämme auf

dem Mistbeet, über Nacht aus dem Gehirn unsrer Volks-treiber hervor.

Timäus. Um die leidenschaftliche Wuth der Athener gegen die Lakädemonier noch höher zu fachen, nährt Kleon ihren Wahn, als habe Sparta allen Demokratien einen unauslöschlichen Haß geschworen. Diesem Wahn hat nun der erzschlaue Fuchs den Argwohn gegen unsere Aristokraten zur Stütze gegeben, als spielten sie unter der Decke mit den Spartanern ihr Spiel. Durch solche Tücke bracht' er es schon so weit, die Eifersucht zwischen den Vornehmern und Niedern in Athen auf einen Grad zu steigern, der keine Aussicht zur Aussöhnung übrig läßt. Indessen fühlt der feine Spürsinn des Betrügers wohl, daß das Luftgebild der reinen Demokratie in den schwachen Talenten der Volksredner zu geringen Schirm fände, so lange die in Staub gebeugte Parthei der Aristokraten, welcher ausgezeichnete Geistesgaben, Adel der Gesinnung, und selbst noch das Vorurtheil des Alterthums in der öffentlichen Meynung zu Statten kommen, das Haupt empor hält. Dies soll nun den Kleon auf den Gedanken geleitet haben, einen Verein aller Demokratien in Griechenland zu stiften, der nichts geringeres zur Absicht hat, als das demokratische Prinzip, das nicht nur in Mazedonien und Persien verhaßt, sondern dessen Kredit auch in Hellas tief gesunken ist, wieder herrschend zu machen. Es verlautet sogar, die Isthmischen Spiele haben jüngst zum Deckmantel eines Zusammentritts einverstandener Demagogen aus ganz Griechenland gedient, die sich das Wort gegeben hätten,

mit vereinten Kräften dahin zu arbeiten, daß in allen Staaten des Hellenischen Bundes die Demokratie die Oberhand gewinne; ferner jede Spur der verführerischen Denkmale der Beredsamkeit, der Poesie, der Baukunst und der Bildnerei, welche den Pisistraten, dem Perikles und Staatsleuten ihres Gelichters Glanz und Ansehen gegeben, auszutilgen, und künftig alle Redner, Dichter und Künstler, von deren demokratischer Sinnesart man nicht gewisse Proben habe, einem höchsten Zensurgericht auserwählter Demagogen zu unterwerfen. Es sollen auch gegen die Schulen der Philosophen, die größtentheils der Begünstigung der monarchischen und gemischten Verfassungen verdächtig sind, sehr ernsthafte Beschlüsse gefaßt seyn. Man spricht von einer geheimen Bewachung, der sie unterstellt werden sollen, auch von Wiederholungen des Trauerspiels von des weisen Anaxagoras Verbannung *), und vom heimlich aus dem Weg schaffenden Giftbecher **). Jüngst fand ich Anlaß, einen der wärmsten Spießgesellen des Kleon auszuholen, und dieser vertraute mir dann, freilich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, was ich dir eben sagte. Und nun, was hältst du davon, Alkibiades?

Alkibiades. Wenn ich mir die weisen Lehren des

---

*) Weil er die Vielgötterei verwarf, und weil er dachte, Sonne und Mond seyen Erdkörper, und die Erde sey von einem verständigen Wesen geschaffen.

**) Die Tirannen von Athen haben in zehn Monaten eben so viel Menschen verzehrt, als der peloponesische Krieg in zehen Jahren. So bezeugt Xenophon.

Perikles über die Regierung des Volks und über den unaufhaltsam fortschreitenden Zeitgeist ins Gedächtniß zurückrufe, so kann ich nicht umhin, des kurzsichtigen, aufgeblasenen Lederhändlers Hirngespinste zu belächeln. Sein schnelles Glück muß ihm den Kopf verrückt, muß ihn schwindlicht gemacht haben. Wie käme sonst der Mensch so plötzlich auf den Wahn, wider den Strom zu schwimmen, oder gar dessen gewaltige Fluthen mit künstlichen Maschinen rückwärts drängen zu können! Lieber Timäus! Ich weiß ein sehr einfaches, leichtes Mittel, wodurch der ganze Plan des übermüthigen Thoren zu Wasser gemacht werden kann.

Timäus. Etwa einen Gegenplan?

Alkibiades. Nein! bloß eine möglichst schnelle und allgemeine Kundmachung. Mehr bedarf es nicht, und der Plan zerfließt, wie dünner Nebel.

Timäus. Was für eine Wirkung versprichst du dir denn davon?

Alkibiades. Ein allgemeines unauslöschliches Gelächter von einem Ende Griechenlands zum andern; demjenigen ähnlich, das durch die gestirnten Wölbungen der Säle des Olymps erschallte, als Vulkan mit eitelm Wohlgefallen Zevs und alle Götter und Göttinnen zu Augenzeugen machte, wie listig er das Lager seiner treulosen Gemahlin und ihres Buhlen, des Mars, mit einem goldenen Netz umsponnen habe.

Timäus. Was denkst du, werden die Lakädemonier zu Kleons Entwürfen sagen, wenn sie ihnen bekannt werden?

Alkibiades. Mit höhnischem Munde werden sie fragen: Hat der Weihrauch der Pöbelgunst dem Kleon das Hirn ausgetrocknet? Der arme Mann! Wir hielten ihn bisher für einen klugen und schlauen Volksbethörer; aber nun sehen wir, er selbst ist der Bethörte. — Was würden die gescheuten Leute in Athen sagen, wenn es einem von uns einfiele, mit den aristokratischen Freistaaten von Hellas eine Verabredung zu treffen, um in ganz Griechenland das aristokratische Prinzip herrschend zu machen, und alles wegzuräumen, was ihm im Lichte steht? Würden sie uns nicht eben so als Verrückte auslachen, wie wir den Kleon und seine Bundesgenossen?

Timäus. Aber der stolze Perserkönig und seine Satrapen, so meinte der Vertraute des Kleon, der mir die Mittheilungen machte, werden sich darüber zu Tode ärgern.

Alkibiades. Dazu ist der Perserkönig viel zu klug *). Er wird seine Macht nie gesicherter glauben, als wenn er sieht, daß seine furchtbarsten Nachbarn durch Aushekung

---

*) Bei einer Thronumwälzung in Persien gab Megabizus sein Gutachten dahin: Bei dem Volke findet sich von Einsicht und Erkenntniß nichts. Wie sollte es wohl dazu kommen, da es weder aus fremdem Unterricht, noch durch sich selbst das Edle und Anständige kennen lernt? Treibt es nicht die Gegenstände, auf die es unbesonnen verfällt, mit sich fort, gleich einem reissenden Giesbache. „Der nur kann den Persern zur Demokratie rathen, der es Böse mit ihnen meynt." Herodot III. 81.

arglistig geschürzter Plane verblendeter Herrschsucht gegen einander selbst Mißtrauen einflößen, oder gar sich lächerlich machen. Bald werden wir im Amtsblatt des Hofs von Ekbatana Artikel lesen, die des Kleon Plane mit der feinsten Persiflage beleuchten.

Timäus. Aber hältst du nicht den Kleon für einen geschickten Aalfischer?

Alkibiades. O gewiß? Weiß doch niemand besser das Wasser trübe zu machen. Mit der Zeit wird er aber ein Alles verschlingender Wallfisch werden, wenn man es ihm so hingehen läßt, in Geheim verderbliche Ränke zu schmieden, und alle Begriffe von Recht und Unrecht durch Taschenspielerkünste zu verwirren.

Timäus. Es ist fürwahr ein arges Spiel, das er mit dem kindischen Demos unserer veilchenbekränzten Stadt treibt. Aber was vermag ihm dieses Spiel zu verrücken bei dem blinden Vertrauen, um daß er das gutmüthige Volk von Athen bestohlen hat?

Alkibiades. Diese Pöbelgunst, wem verdankt er sie, als dem Zauber, womit er das Trugspiel seiner verschmitzten Herrsch- und Habsucht zu schmücken versteht? Wie könnte dieser Nimbus vor dem Sonnenstrahl der Wahrheit bestehen? Aber wer erkühnt sich, öffentlich den Schleier zu lüften? Wer hat es noch gewagt, den Volksbetrüger vor der gaffenden Menge zu entlarven? Du wirst sagen: Aristophanes in den Rittern. Wohl! und zwar mit der Keckheit treffender Bezeichnung; doch bloß durch beissenden Spott, der keinen Abscheu gegen den Herrschaftsdieb

erregt, sondern nur dazu dient, unsern Spießbürgern das Zwergfell zu erschüttern, aber nicht sie zum Nachdenken und zur Besinnung zu erwecken. Kannst du mir Einen sagen, der die Thatsachen auf dem Marktplatz ans Licht zöge! Warum schließt blöde Furchtsamkeit unsern Edelsten den Mund? Den Staarblinden müßten ja die Augen aufgehen; Alles würde sehen und mit Händen greifen, daß nur eigene Gewaltherrschaft und schnöder Gewinn die Sorge des übermüthigen Gerbers sey, der jetzt der Abgott der Cekropiden ist.

Timäus. Du sprichst mir aus der Seele, edler Alkibiades! Rede so vor dem Volk, sobald die günstige Gelegenheit sich zeigt, und sey versichert, deine Rede wird in der Brust aller Bessern nicht vergebens wiedertönen.

Zwanzigstes Gespräch.

Kriton. Phädon. Apollodor.

Apollodor. Du kömmst von dem Gefängniß unsers Sokrates, Kriton! Hast du ihn nicht von dem Entschluß abbringen können, sich dem rechtlosen Urtheil der Heliasten *) zu unterwerfen?

Kriton. Du kennst seinen festen Sinn.

Apollodor. Ist es dir denn nicht gelungen, ihn zu überreden, daß er an das Volk apellire, oder doch erlaube, daß seine Frau und Kinder **) und seine Freunde in Trauerkleidern und in flehender Stellung vor der Volksversammlung sich darstellen? Groß ist die Zahl seiner Anhänger, und das Volk scheint bereits das Unrecht zu fühlen, das ihm widerfährt.

*) So hießen die Mitglieder des größten und zahlreichsten Gerichtshofs zu Athen (Ἡλιαία).

**) Drei seiner Söhne nennt Diog. Laert. VI. v. 5. n. 10.

Kriton. All' mein Zureden war vergeblich. Er sagte: Meinen Richtern lag es ob, was Recht ist zu untersuchen, und nicht nach Gunst, sondern nach den Gesetzen zu sprechen; mir, die Wahrheit zu reden. Jede andere Vertheidigung wäre des Liebhabers der Weisheit unwürdig. Wozu bedürft' es hier, wo die Wahrheit allein von Gewicht seyn soll, der künstlich verzierten und verblümten Rede? Das Spielen mit Worten schickt sich nur für die Uebungen der Schulknaben. Mein ganzes Leben ist meine Schutzrede. Indessen, um den Gesetzen zu gehorchen, zeigte ich vor dem Gericht den Ungrund der Anklagen des Melitus und der Andern, die mich der Gotteslängnung und der Verführung der Jugend bezüchtigt haben. Allerdings ist noch ein höherer Richter, den meine Ankläger und die Heliasten gleich mir anerkennen müssen. Auf ihn berufe ich mich, und mit Ruh' erwarte ich seinen Ausspruch: Ob Sokrates seine Seele nicht dem Göttlichen zugewandt, und ob er seine Mitbürger verdorben, oder nicht stets gestrebt habe, sie besser zu machen, indem er sie mit Rath und Bitte zu bereden suchte, anstatt nach Reichthum, Ehre und Ansehen als den höchsten Gütern zu trachten, ihre Seele mit Weisheit und Tugend zu schmücken.

Apollodor. Aber so ungerecht das Urtheil ist, so hindert es ihn doch nach den Gesetzen keineswegs, zwischen einer Geldbuße, oder der Landesverweisung oder einem ewigen Gefängniß zu wählen.

Kriton. Ich bat ihn, ich drang in ihn, er möchte das erstere oder das zweite wählen; allein er schwieg, und

als ihm nachher das Urtheil vorgelesen wurde, rief er laut: „Die Richter mögen selbst die Strafe bestimmen! Ich würde mich für schuldig erklären, wenn ich mir die geringste Strafe zuerkennte. Die Dienste, die ich euch, ihr Athener! uneigennützig geleistet, geben mir vielmehr auf einen Platz im Prytaneum Anspruch. Dies ist die Strafe, die ich verdiene.“ — Bei diesen Worten sah ich, wie seinen Richtern Aug' und Wange von Grimm erglühten, wie ihre Lippen zitterten. Als er abgetreten war, fiel ihr Ausspruch dahin aus: Der Giftbecher ende sein Leben!

Apollodor. Wie empfing er die Nachricht seines Todesurtheils?

Kriton. Als ich ihm mit wehmüthig zagender Stimme sagte: Sokrates! Deine Richter haben dich zum Tode verurtheilt, versetzte er gelassen: Und sie die Natur.

Phädon. Was bleibt uns demnach, Freunde! noch übrig, um den Weisesten, den Edelsten der Menschen zu retten, als geheime Flucht? Sie ist leicht. Alle seine Schüler werden sich gern dazu vereinen. Selbst sein Gefangenwärter scheint tief gerührt. Ich sah ihn, so oft er des Sokrates Kerker verließ, sich eine Thräne vom Auge wischen. Säumen wir daher nicht, einen Plan zu verabreden, der in der Ausführung nicht scheitere!

Kriton. Damit hätt' es gerade so große Eile nicht, denn eben als ich am Piräus vorbeiging, sah' ich den Priester des Apoll den Hintertheil des heiligen Schiffes krönen, welches das jährliche Opfer der Athener nach Delos bringt; und ihr kennt das Gesetz, das bis zu seiner

Rückkehr die Vollstreckung eines Todesurtheils verbeut. Was hilft uns aber diese sonst so günstige Frist. — Nie werden wir Sokrates zur Flucht bereden. Tief bewegt und von Thränen benetzt saß ich heute früh vor seinem Bette, als er von einem ruhigen Schlaf erwachte; da sprach ich ihm davon. Weil er mich sehr ergriffen sah, so ließ er sich in ein Gespräch mit mir ein, aber, wie ich bald merkte, bloß um mich von der Unrechtlichkeit meines Antrags zu überführen. „O theuerster Kriton!" rief er mit Rührung, und faßte meine Hand, „wie gern folgt' ich dir, wenn dein Eifer mit den Grundsätzen im Einklang wäre, denen ich mein Lebenlang getreu war, und und zu deren Verläugnung mich nichts bewegen könnte. Darum laß mich den Weg gehen, den die Gottheit selbst mich leitet!"

Apollodor. Sollten aber wir so feige seyn, seinem Willen nachzugeben? Wär' es uns nicht rühmlicher, alles anzuwenden, um ihn wider seinen Willen dem Tod zu entreissen?

Kriton. Wer aus uns kann den Gedanken an seinen Verlust ertragen? Wer von uns würde nicht gern sein Leben für das seinige opfern? Aber wollten wir ihn gewaltsam entführen, er würde uns verdammen und verabscheuen; es würde ihm der Jammer über das bittere Loos das Herz brechen, seine Grundsätze von seinen Schülern selbst verhöhnt zu sehen.

Apollodor. Weh' uns, weh' uns allen, wenn das ränkevolle Unrecht über die reinste Tugend obsiegt! Weh'

uns, wenn ein ungerechter Tod uns den Anblick des Weisesten, des Beßten entrückt!

Kriton. Mit aller Innigkeit und Wärme habe ich ihm alles dies vor Augen gestellt. Ich sagte ihm, welch' ein Donnerschlag es für alle Redlichen in Athen, ja in Griechenland seyn würde, wenn er unschuldig stürbe. Er antwortete mir mit einem Lächeln, dessen Freundlichkeit mit einem Vorwurf vermischt war: Zögest du denn vor, wenn ich schuldig stürbe? — Auch sagte er wie im Scherze: Kennst du wohl, außer dem attischen Gebiet', ein Plätzchen, das dem Tod nicht zugänglich wäre? — Aber ist es denn wohlgethan, fuhr ich weiter fort, dem frechsten, dem schreiendsten Unrecht so leicht den Triumph zu überlassen? — Dieser Triumph, versetzte er ruhig, ist nur scheinbar, und wird nicht von Dauer seyn. Der Tod des armen Sokrates wird die Tugend mehr in Ansehen bringen, als alle seine Lehren, wenn er noch hundert Jahre lebte.

Apollodor. O hätte doch die Pythia zu Delphos nie den Ausspruch gethan: Unter den Menschen sey keiner weiser, als Sokrates!

Phädon. Warum wünschest du dies?

Apollodor. Dieses Orakel ist es, was gegen unsern guten und großen Lehrer den Neid niedriger Sophisten und Demagogen so sehr aufregte, und dieser Neid zwingt ihn jetzt, den Giftbecher zu leeren.

Kriton. Erst, wenn er ihn geleert hat, werden Vielen die Schuppen vom Auge fallen, die sie bisher hinderten, den eigentlichen Sinn jenes Orakels zu begreifen.

Phädon. Und dieser wäre?

Kriton. Sokrates selbst hat öffentlich erklärt, als Melitus die Unverschämtheit hatte, den pythischen Spruch zur Begründung seiner Anklage zu gebrauchen: „Was bezweckte denn das Orakel," rief ihm Sokrates entgegen, „als zu zeigen, der weiseste Mensch sey der, welcher es am mindesten zu seyn glaubt."

Apollodor. Dies ist es eben, was seine Gegner so in Harnisch brachte. Gerade das macht unsern Sokrates zum Weisesten, was sie nicht haben. Sie aber, die in ihrer Einbildung die Weisesten sind, konnten nur mit bitterm Aerger hören, wie der schlichte Sohn des Sophroniskus mit seinen arglos einfältigen Fragen Zweifel über ihre Vortrefflichkeiten in ihnen zu erregen suchte. Diese Zweifel schienen ihrem Hochmuth offenbare Verbrechen. Ist es ein Wunder, daß diese Leute, von Ehrgeiz und Stolz gereizt und aufgebläht, unsern Sokrates längst in übeln Ruf brachten, und daß nun aus ihnen Melitus als Ankläger wider ihn auftrat zum Schutz der schlechten Poeten, Anytus aber, um die beleidigte Eitelkeit der Künstler und Staatsleute, und Lykon, um die der Sophisten und Redner zu rächen?

Kriton. Das Opfer ihrer Rachsucht wird fallen, aber mit Unsterblichkeit bekränzt. Nie werden die letzten Worte untergeh'n, welche Sokrates zu seinen Richtern sprach: „Das nur bitte ich noch von euch: Wenn meine Söhne heranwachsen, und sie euch nach Reichthum oder sonst etwas mehr, als nach Tugend zu streben scheinen, so züchtiget sie, und thut ihnen wehe, wie ich euch wehe gethan,

und wenn sie sich dünken etwas zu seyn, da sie nichts sind, scheltet sie, wie ich euch gescholten habe!"

Phädon. Wenn auch sie, die Verblendeten, diese goldenen Worte wenig achteten, so laßt, Freunde! wenigst uns unsers Sokrates Andenken dadurch ehren, daß wir unsere Seelen von Selbsttäuschung und Heuchelei zu reinigen trachten, und uns so eines Lehrmeisters würdig zeigen, den die Gottheit selbst schon bei seiner Lebzeit den Weisesten nannte.

Kriton. Deswegen wollen wir uns auch um den dem Tod geweihten noch so oft als möglich versammeln; mit Liebe laßt uns an seinen Lippen hängen, so lang ihnen noch die Weisheit wie Honig entfleußt, und von dem, der uns leben lehrte, auch dies lernen: Wie der Weise und Gerechte stirbt *).

*) Während er mit seinen Freunden und Schülern sich von der Unsterblichkeit der Seele unterhielt, vergaßen sie des Todes, der ihnen, ach! so bald den geliebten Lehrer entrücken sollte. Sokrates starb im J. 399 vor Chr. Geb.

Zugaben.

I.

Ueber den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Wohl.

Für den Priester und Freund der Künste und Wissenschaften ist nichts so ermunternd, wie die Aufschlüsse ihrer Geschichte über die Frage: **Was sie für die öffentliche Wohlfahrt vermögen?** Ihrem sanften Einflusse gebührt in Monarchien wie in Freistaaten der Ruhm, die Tugenden der bessern Zeiten verschönert und aufgemuntert, den Druck der eisernen gelindert, das freche Laster gesetzloser Zeitalter gemäßigt, und noch beim Untergang aller wahren Freiheit die Wuth schrankenloser Willkühr besänftigt zu haben.

Zwischen den seltnern Perioden großer Kraftäußeruug bemerken wir in der Geschichte längere Zeitstrecken von weichlich müßiger Ruhe, in welcher ganze Völker, wie sonst oft einzelne Menschen, gleichsam aus Langerweile den

Taumelbecher entnervender Ueppigkeit hineinschlürften, wo dann allmählig jede männliche Tugendkraft erlosch, und der Adel des menschlichen Geistes in sinnlichem Genusse unterging. Auch für solche Zeiten haben die Künste und Wissenschaften einen Balsam, der die Wunden zwar nicht zu heilen vermag, aber doch vor krebsartiger Fäulniß bewahrt. Sie überliefern alsdann wenigstens noch die Zeichnung, den Schattenriß, das leise Andenken des Wahren und Guten; sie regen in dem Gefühle des Schönen noch die einzige Saite in sinnlich=gesinnten Menschen an, die mit Wahrheit und Tugend harmonisch tönt, und sind das einzige Vehikel, durch welches ihre ernstern Lehren im Herzen solcher Menschen Eingang finden können. Durch den belebten Sinn für's Schöne werden die lüsternen Begierden und deren Befriedigung gemäßigt, eingeschränkt und veredelt. Liebhaberei für die Ausstellungen geistiger Erzeugnisse beschäftigt viele Muße, die, würde sie nicht der ästhetischen Bildung und dem Genusse der Kunstschönheiten gewidmet, eine Uebungsschule des Lasters und der Ausschweifungen würde. Wie sehr verfeinern nicht ihre zauberischen Reize die Lustbarkeiten, welche sie mit der Grazie des Anstandes schmücken! Die Schwelgerei wird dadurch gezügelt, und der sinnliche Luxus wird mittelst Beförderung des ästhetischen und geistigen geschwächt. So manche Kinder des Glücks, welche sonst der menschlichen Gesellschaft nutzlose, bloß verzehrende Bürden wären, erhalten von den schönen Künsten und Wissenschaften reizende Antriebe, dem Schönen zu lieb das Gute zu för=

dern, Talente und Verdienste kennen zu lernen und aus der Dunkelheit hervorzuziehen, und zur Verschönerung und Annehmlichkeit des Schauplatzes der Menschheit beizutragen. Sie sind oft der einzige gelinde Zaum der Hab- und Herrschsucht der Großen, aus denen sie nicht selten durch Kultur der feinern Gefühle Menschenfreunde bilden. Selbst harten Tirannen geben sie zuweilen wenigst den Schein der Menschenfreundlichkeit. Die Popularität ist ihre Tochter, welche, obgleich meistens eine täuschende Gestalt, womit furchtsame Schlauigkeit um sclavische Unterwürfigkeit und Schmeichelei bettelt, doch den Unterschied der Stände mildert, und die verschiedenen Menschenklassen in nähere Gemeinschaft bringt; wodurch manches harte Vorurtheil, manche stolze Thorheit zum Erröthen gebracht, oder abgestreift wird. Die Kunst des Schönen hat insbesondere das Verdienst, in Zeiten geistiger Erschlaffung die ernstern Wissenschaften vor völliger Verachtung zu schützen, und dem Despotismus einige Nachsicht in Ansehung des öffentlichen Gedankentausches abzuschmeicheln, indem ihr gefälliges Gewand das einzige ist, in welchem die Wahrheit es noch wagen darf, zu erscheinen.

In der ganzen Geschichte zeichnen sich vorzüglich zween Zeitpunkte aus, wo die Künste und Wissenschaften einen bewunderungswürdigen Schwung genommen haben, und sich nach Joh. Winkelmanns *) Ausdruck über alle gesittete

---

*) Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden 1764. Theil I. Seite 4.

Völker ein allgemeiner Geist ergossen zu haben scheint, welcher des Menschen edlere Natur für jede Art der Kunst und des Wissens mit einemmal reger machte und begeisterte.

In der frühern dieser berühmten Epochen des geistig schönen Auflebens der Welt war das freie Griechenland, in der spätern das, einst allherrschend gewesene Italien der Mittelpunkt, von welchem, als der Quelle, sich der erhöhte, lebendige Sinn für das Schöne und Wahre nach und nach allgemein ausbreitete. Außer der gleichen Begünstigung des Himmels, welcher beiden Ländern eine zwischen Kälte und Hitze abgewogene, heitere und milde Witterung gewährt, waren in jenen beiden Perioden zur Belebung und Befruchtung des menschlichen Geistes ungefähr die nämlichen Umstände wirksam; mit dem Unterschiede jedoch, daß der Genius des neuern Italiens, von Griechenlands idealischen Mustern entzückt, sich hingerissen fühlte, ihnen nachzustreben, der griechische Genius hingegen sich ohne Muster von selbst erhob, so, daß die Fülle seiner Werke, wie Minerva aus Jupiters Haupt, ohne menschliche Mitwirkung (afflatu divino) entstanden zu seyn scheint. Unter den Umständen, welche alle Keime geistiger Kultur zu so schnellem Flor hervorgetrieben haben, behauptet die Freiheit den ersten Rang *); jene wahre

---

*) Eine freie Regierungsart ist der Künste und Wissenschaften einzig wahre Mutter. Hume's moralische und politische Versuche. Thl. IV. Vers. 17. Vergl. *Heynii* Opuscula academ. 1785. I. 39. p.

nämlich, die auch neben dem Thron, welchen Tyrannei nicht weniger entehrt als einen Areopag, sich behaupten kann, weil sie in harmonischer Entwickelung und Uebung angeborner Talente besteht, die es nicht das Vorrecht Einer oder weniger Personen seyn lassen, im Tempel des Ruhms mit Ausschließung der übrigen, denen nur unrühmlicher Genuß zur Belohnung vergönnt wird, bei der Mit- und Nachwelt eine Stelle zu erhalten. Der edle Wetteifer, den diese Freiheit in den bessern Naturen belebt, und der Enthusiasmus, den sie in ganzen Völkern für das, was der Unsterblichkeit würdig macht, entzündet, führt von selbst die Vervielfältigung der Gelegenheiten herbei, vor Aller Augen sich hervorzuthun, und die verdienstvollsten Handlungen durch würdige Denkmale zu verewigen. Die dadurch entstehende fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem Geist der Erfindung und der Darstellung und dem ausübenden Tugendeifer bringt allmählig in alle Klassen der Bürger einen sinnreichen Geschmack für Werke des Geistes; einen Geschmack, der den Werth dieser Werke unbeschreiblich erhöht, und ihre Urheber selbst in den erlauchten Kreis jener Patrioten und Helden einführt, deren Seelen zu erheben und anzufeuern die entzückenden Gedanken der Weisen, die heroischen Gesänge der Dichter, der schöpferische Meißel des Bildhauers und der geistvolle Pinsel des Malers sich vereinigen. „Die Richter (der Kunst),“ sagt Winkelmann*), „waren

---

*) Geschichte der Kunst. S. 135.

nicht fremde in der Kunst; denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit sowohl als der Kunst unterrichtet wurde. Daher arbeiteten die Künstler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke setzten sie in Stand, ihre Kunst über alle Absichten des Gewinns und der Vergeltung zu erheben." Auf solche Art wurden die Wissenschaft und die Kunst das Gemeingut der Nation; und dies allein erhebt sie auf jenen Standpunkt, den sie einnehmen müssen, um sich ihrer himmlischen Herkunft würdig zu zeigen. Die Ausführung entspricht alsdann der Größe und dem Adel des Gegenstandes, der in lauter solchen Ideen besteht, welche das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes begründen. Dies ist es, was den schönen Geistern und Künstlern unter Perikles und den Medizis die Unsterblichkeit zusicherte, währeud die der verfeinerten aber entnervten Zeiten, indem sie nur dem eiteln Privatluxus des Reichen und seinen eignen Launen fröhnten, der Menschheit fremd blieben, und niemals die Vollkommenheit erreichten. Zu dieser Vollkommenheit wird eine freundschaftliche Vereinigung aller Arten von Geistesgaben zu gleichzeitig zusammen wirkender Kultur aller Künste und Wissenschaften erfodert, weil sie, wie des Menschen verschiedene Gemüthskräfte, nur alle vereint ein vollendetes Ganzes ausmachen, und sich einander gegenseitig bedürfen; jede Ausschließung der einen oder andern hingegen eine Störung jener Harmonie der Theile verursacht, aus welcher die Vollkommenheit entspringt. Diese übereinstimmende Bearbei-

tung aller Zweige des Wissens und der Kunst setzt aber den Zusammenfluß all' der günstigen Umstände voraus, die im Gefolge der Freiheit sich einfinden, und durch alles das unterhalten werden, was die Keime wahrer Tugend befruchtet. Nirgend wird man diese Umstände so vereinigt antreffen, wie in den beiden ewig merkwürdigen Epochen, als in der alten Welt nach der Schlacht bei Marathon Griechenland der so glorreich erfochtenen Freiheit und fest gesicherten Ruhe in glänzender Feier der Heldentugenden, denen es dieses Glück verdankte, zu genießen anfing; und als in der neuern Weltgeschichte die republikanischen Verfassungen der italienischen Staaten nach mancherlei auswärtigen Kämpfen und innern Unruhen siegreich hervorgingen, und den rühmlichen Wettstreit in Führung der Waffen auf die Wissenschaften und Werke des friedlichen Genius übertrugen *) . . . . Wenn der im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts unter allen gebildeten Völkern rege gewordene Wetteifer, sich auf die gleiche Höhe wieder zu erschwingen, bisher hinter dem

---

*) Wilhelm Roscoe's Geschichte Lorenz von Medici. Uebersetzt von K. Sprengel. Vor. S. XXXIV. S. 4. 8. :c. Winkelmann und sein Jahrhundert von Göthe S. 204. „Die Ruhe, deren Italien nun schon seit mehrern Jahren genossen hatte, verbreitete über dieses Land einen Ueberfluß, ein Wohlleben, und eine Verfeinerung, wovon die Jahrbücher der Menschheit uns beinahe kein ähnliches Beispiel nennen. Anstatt nach Macht und Herrschaft zu streben, wetteiferten die Großen dieses glücklichen Landes mit einander im Geschmack, im

Ziel zurückgeblieben ist, so entwickelte sich doch zu gleicher Zeit, und mit besserm Erfolg, ein mehr umfassendes Bestreben nach dem Ideal einer noch nirgend erreichten Vollkommenheit, die auf harmonische Ausbildung und Befriedigung aller Geisteskräfte Anspruch macht, indem sie das Schöne und Gute aller Zeiten und Völker in Ein Ganzes vereinigt. Möge dieses Streben noch Jahrhunderte lang ungestört fortwirken! Dann wird niemal wieder ein Zweifel über den Nutzen der Wissenschaften und Künste — die Preisfrage gelehrter Gesellschaften werden können. Denn nur die innige Verbindung des Guten mit dem Schönen, welche Platon als höchste Weisheit empfiehlt, kann dem Menschen und den Werken seines Geistes jenes Gepräge von Vollendung geben, wornach jeder ächte Weise und Künstler, wenn gleich nicht immer mit völlig klarem Bewußtseyn strebt. — Diese Betrachtungen sind durch Carls von Dalberg treffliche Schrift veranlaßt worden: De l'influence des beaux arts sur la felicité publique. Sehr glücklich ist die Form von

---

äußern Glanz und in Geistesbildung; und wer auf Hoheit Anspruch machte, der hielt es für wesentlich, seiner ganzen Hofhaltung ein gelehrtes Ansehen zu geben. Jeder Pallast war gewissermaßen eine Akademie der Wissenschaften, ein Tempel der Musen, in welchem der Adel beider Geschlechter beständig Gelegenheit fand, den Geist zu bilden, und wo Muth, Rang und Schönheit sich gern mit Geschmack, Gelehrsamkeit und Witz paarten." W. Roscoe's Leben und Regierung Pabsts Leo X. Thl. I. S, 107.

Dialogen zwischen Perikles, Aspasia, Alkibiades, dann Phidias, Anaxagoras, und andern großen Männern und Künstlern ihrer Zeit, und Athen zur Scene gewählt. Jede Kunst ist darin mit hohem Sinn gewürdiget, und mit meisterhaften Zügen wird einleuchtend dargethan, daß ein Regent erst dann die Gottheit wahrhaft und in allen Stücken nachahme, wenn er seine Sorgfalt nicht auf die Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beschränkt, sondern auch dahin ausdehnt, über die seiner Gewalt unterworfene Welt jene feinern Annehmlichkeiten zu verbreiten, die der menschliche Geist zu empfinden fähig ist; daß ferner die schönen Künste nur dann ihrer Bestimmung entsprechen, wenn sie durch Verschönerung alles Wahren und Guten die ächte Wohlfahrt der Völker befördern; daß endlich zu dieser erhabenen Absicht alle Künste und Wissenschaften schwesterlich sich die Hände geben sollten.

II.

Ueber die Wiedereinführung des Fatums in das Drama.

Friedrich Schiller hat in seinen neuern dramatischen Stücken, dem Beispiele der Alten folgend, das Fatum als die Gottheit aufgestellt, welche mittelst sichtbarer und

unsichtbarer Fäden das Ganze und alle seine Verwickelungen beherrscht, und den Ausgang entscheidet. Seither hat über den Werth der Einführung des Fatums in dramatische Stücke sich ein gelehrter Streit erhoben, dessen Akten noch nicht als geschlossen anzusehen sind.

Diejenigen, welche diese Verherrlichung jener dunkeln Gottheit in Schutz nehmen, wollen in der Unterwürfigkeit unter das unbezwingbare Fatum die höchste Erhabenheit finden, und scheinen in die Resignation, aus Einsicht der unausweichlichen Nothwendigkeit, die höchste Würde des Menschen zu setzen.

Ist aber eine solche Resignation — Tugend? Hört nicht vielmehr da jede Tugend auf, wo eine solche Hingebung die freithätige Wahl aufhebt, indem sie aller Hoffnung und Furcht in das Herz des sinnlich-geistigen Menschen den Zutritt versperrt *)? Und gibt es wohl ohne Tugend moralische Erhabenheit und Würde? — Aus Ueberzeugung von dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit dem Schicksal sich unterwerfen, darin liegt für den Menschen so wenig Verdienstliches, als es für den Felsen verdienstlich genannt werden kann, daß er sich nach physisch-mechanischen Gesetzen von der Gewalt der Zeit und der Witterung zermalmen läßt. Das Eine ist dem Menschen so natürlich, als das andere dem Felsen. Wollte

*) Hiedurch wird jedoch nicht allen Fatalisten die Tugend abgesprochen; denn wenige Menschen sind dem Systeme ihres Verstandes konsequent getreu.

der Mensch dem Schicksale trotzen, und seinen Schädel an ihm, dem eisernen, zerbrechen, so würde man ihn wohl mit Recht einen Rasenden nennen. Er würde nicht, seiner Natur gemäß, nach Begriffen handeln, sondern widersinnig. Nicht widersinnig handeln — ist aber noch kein Verdienst, keine Tugend. Vielmehr dem Widerstreben gegen den Drang der zum Laster oder zur Thorheit fortreissenden Umstände gebührt der Name der Tugend. Wie oft werden die Menschen Sklaven des Lasters, weil sie unterließen, seinen ersten Lockungen zu widerstehen! Vermesse Niemand sich, zu sagen bei sich selbst: „Bis dahin und nicht weiter folg' ich der Neigung." Der erste Schritt auf der Bahn des Lasters reißt zu den folgenden hin, und was man selbst zuerst als Schuld erkannte, wird zuletzt als Zwang dem Schicksal aufgebürdet, für dessen Sklaven man sich zu bekennen nicht scheut. Welche Verwirrung sittlicher Begriffe! Gab es denn jemals eine Tugend ohne Kampf! Wäre mithin die sittliche Kraft des Menschen, die da strebt, das Schicksal zu bilden, zu lenken und zu bändigen, oder, wo dies unmöglich ist, größer als sein Schicksal zu seyn, nicht weit würdiger, als das Fatum zur leitenden Gottheit des Drama's angenommen zu werden? Was wir Schicksal nennen, ist ja doch nur großentheils ein Gebilde menschlicher Kraft. Handelten die Menschen weise und edel, ihr Schicksal würde sich unvergleichlich verbessern. Wenn auch gleich kein einzelner Mensch für sich allein Meister seines Schicksals, und noch weniger des Schicksals seiner Mitmenschen

ist, so hat er es doch in seiner Gewalt, troz aller Hindernisse und Gegenstrebungen des Zeitalters und der Umstände auf der unentweihten Stelle der Tugend und Wahrheit standhaft auszuharren; und hierin (res sibi, non se rebus submittere) besteht wohl einzig die wahre Erhabenheit, die moralische Größe, die Würde des Menschen *). Dieser Kampf mit seinem Schicksal ist keineswegs unvernünftig, wie es einige Fatalisten behaupten. Vielmehr wäre das überlegte, kaltblütige Beugen seiner Seele unter das Joch eines Schicksals, welches zum Verbrechen oder zu thörichten Wagestücken hinzureissen strebt, eine Beschimpfung der Vernunft, eine Entweihung der moralischen Kraft des Menschen. — Der, als ein ausersehenes Schlachtopfer, unter der Leitung seines bösen Gestirns

---

*) Milton läßt den ewigen Vater vom Menschen sagen: (Vergl. Paradies III. Gesg.):

— Gut und rein und stark genug
Zum Steh'n, doch auch zum Fallen frei, so schuf
Ich ihn, so alle Himmelsmächt' und Geister,
Die steh'n geblieben, die gefallen sind;
Frei stand wer stand, frei fiel wer fiel.

Und im V. Gesange sagt der Engel zu Adam:

— — — Daß du glücklich bist,
Verdanke Gott; dir, daß du glücklich bleibst.
Gehorsam sichert dir dein Glück; in dem
Beharre! Dies war jener Warnung Sinn.
Vollkommen schuf, doch nicht unwandelbar
Dich Gott; gut schuf er dich, doch überließ
Er dir, gut zu beharren oder nicht u. s. w.

oder seines unwiderstehlichen Schicksals zum Hochverrath und ins Verderben hintaumelnde Wallenstein (wie Schillers Drama ihn uns darstellt) ist zwar eher noch ein Gegenstand des Mitleidens, als der Bewunderung und Hochachtung. Diese Darstellung ist aber doch der Moralität keineswegs zuträglich, weil sie den Glauben an ein blindes Schicksal begünstigt, das Verbrechen als das Resultat der Naturnothwendigkeit entschuldigt, und die Zuversicht des Menschen auf seine innere, von allem Aeußern unabhängige Tugendkraft unterdrückt.

Mag immerhin die Stoa in dem Fatum den letzten Grund der Beruhigung des Edeln im Kampfe mit der Welt und den Göttern — mag Muhamed darin die unwiderstehlichste Schwungkraft für den Fanatismus seiner Lehre gefunden haben — mit (wagen wir's, das Wort auszusprechen) der christlichen Religion läßt sich ein solches Fatum nicht gemeinden. Denn diese steckt dem Menschenleben ein weit höheres, entfernteres Ziel, als die Stoa, und ein weit edleres, als des Korans sinnlich-gesinnter Prophet, indem sie dem Menschen das Streben nach göttlicher Vollkommenheit empfiehlt, wozu das so enge begränzte irdische Daseyn in keinem Verhältnisse steht. Die Bestimmung des Menschen bekommt daher durch Sie einen weit erhabnern Gesichtspunkt, als in der stoischen Philosophie. Sie betrachtet das Erdenleben nur als eine Schule, als eine Durchreise. Kein Sterblicher erreicht schon hier auf Erden seine Bestimmung. Aber das Christenthum stellt die Erreichung dieser Bestimmung in einer

andern Welt als abhängig dar von dem Verhalten im moralischen Kampfe auf dieser irdischen. Das Fatum verschwindet, wie ein nächtliches Gespenst, vor dem Lichte dieser göttlichen Lehre. Doch vielleicht ist auch die menschliche Tugendkraft für manche Ereignisse, die den Vorwurf dramatischer Darstellungen ausmachen, nicht vermögend, ohne Unterstützung eines andern, noch höhern, moralischen Wesens ihre Würde zu behaupten? . . Vergebens würde man von der trostlosen Leichengestalt des unbarmherzigen Fatums diese Unterstützung in Anspruch nehmen. Das Wesen aber, welches die Alten als Nemesis verehrten, und welches der Christ in einer reinern und umfassendern Bedeutung unter der Vorsehung versteht, dessen Stimme in dem Busen jedes Menschen sich vernehmen läßt, und dessen Macht aller Orten und zu allen Zeiten unter mancherlei Gestalten, jetzt mit leisem, jetzt mit lautem Tritte — bald mit der Schnelligkeit des Blitzes, bald mit lahm scheinendem Fuße — die Spuren des Guten und Bösen verfolgt *), den Ueber=

*) Spurlos, doch hörbar leisem Ohr
Rauscht sie dahin auf windeschnellen Flügeln,
Zu meistern die Begier, den stolzen Sinn zu zügeln,
Und hält den richtenden Stab empor.
Ihr immer reger Adlerblick
Mißt Wunsch und That, dringt in des Herzens Spalten,
Sieht dort das Werdende sich schon im Keim entfalten,
Und stets belauscht er das rasche Glück..

Nemesis v. Conz.

muth der Sterblichen bestraft und den vermessenen Flug frevlender Hoffnung hemmt *) — dieses Wesen ist es wohl würdig, wie in dem wirklichen Leben, so auch in der dramatischen Welt niemals aus den Augen gesetzt zu werden. Denn, wer vermöchte der Tugend einen höhern Reiz zu verleihen, als eben diese göttliche Vorsehung oder Nemesis, durch deren Vermittlung die scheinbare Disharmonie zwischen der moralischen und physischen Welt vor dem geistigen Auge des Beobachters verschwindet, und die Tugend aus der Dunkelheit der Verfolgung und Verachtung in siegreichem Glanze hervorgeht. Der dramatischen Kunst höchster und würdigster Zweck ist es aber, durch Entlarvung und Züchtigung des Lasters und der Thorheit den Sieg der Tugend zu befördern. Nicht eben sichtbar, so, daß es Allen in die Sinne falle, soll die Tugend auf der Bühne ihren Triumph feiern; aber in der Seele der Zuschauer soll es auch bei dem glücklichsten Erfolg des Verbrechers wieder tönen: Die verfolgte, die unterdrückte Tugend sey es, der der Sieg, der Triumph gebühre.

---

*) Griech. Antologie. S. Fr. Jakobs Leben und Kunst der Alten. I. 86. n. 147.

III.

Weitere Ausführung über das Fatum im Trauerspiele.

Ein Glaube an unbedingte Herrschaft des Verhängnisses würde alle Religion aufheben. Wozu noch Gebete und Opfer? Wozu noch Tugendübung? Doch bei allen Völkern, die eine Macht des Schicksals verehren, schwankt ihr Glaube zwischen Ergebung und Hoffnung, und die Mehresten wähnen, sich durch Gewinnung der Gunst der Götter mit dem Schicksal abfinden zu können. Nur in dem Glauben an den Einen heiligen Gott, der die Gerechtigkeit und Liebe selbst ist, erlöscht dieser Wahn, weil jener Glaube die Zuversicht einflößt, daß alle scheinbare Mißklänge in Einklang sich auflösen werden.

Das Schicksal, welchem die Griechen die Götter selbst unterordneten (Aeschyl. Prometh. V. 513), war indessen in ihrer Idee kein blindes Ungefähr; es war von dem Zufall sehr verschieden. Dies erhellet sowohl aus ihren Geschichtschreibern und Weltweisen, als aus Homer und den tragischen Dichtern *). In Herodots Erzählungen

---

*) „Ist denn das, was dem Daseyn und Wirken des Menschen trotzt und droht, nur das Große und Unendliche, oder thut nicht dasselbe auch gar vieles Kleine und Kleinliche, was ihr nicht bestimmt auffassen und zu etwas Großem gestalten könnt, und eben deshalb den Zufall nennt und das Zufällige. Und ist nun dieses wohl jemals

tragischer Begebenheiten zeigt sich immer die Hand einer allwalltenden Macht auf eine Art, die Mitleiden mit der Hinfälligkeit des Erdenglücks und mit der Ohnmacht der Sterblichen erregt. Er scheint die gleiche Scheu vor dem Glück gehabt zu haben, wie Amasis, von dem er berichtet (III. 40.), er habe seinem Freund Polykrates warnend geschrieben: Ein Leben mit abwechselndem Glück ist mir lieber, als ein ununterbrochenes Wohlergehen. Denn ich habe noch von Niemandem gehört, der als ein vollkommener Günstling des Glücks nicht zuletzt noch ganz

---

ein Gegenstand der Religion und angebetet worden? Oder falls ihr euch etwa eine so kleinliche Vorstellung bilden wolltet von dem Schicksal der Alten, so müßt Ihr wenig verstanden haben von ihrer dichtenden Frömmigkeit. Denn unter diesem hehren Schicksal war auf gleiche Weise das Erhaltende befaßt wie das Zerstörende; und so war denn auch die heilige Ehrfurcht vor ihm, deren Verläugnung in den schönsten und gebildetsten Zeiten des Alterthums allen Besseren für die vollendetste Ruchlosigkeit galt, weit etwas anderes als jene knechtische Furcht, welche zu verbannen ein Ruhm war und eine Tugend." Schleiermacher: Ueber die Religion. Berlin 1821. S. 111. Auch den Tod dachten sich die Alten als Schicksal; die Göttinnen des Schicksals hatten auch auf den Gräbern ihre Denkmale. Doch Keiner erschwang sich zu der Idee vom Schicksal, wie Klopstock sie ausdrückt:

Einst lös't des Schicksals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war; Schicksal ist dann nicht mehr!

unglücklich geworden wäre *). Herodot läßt (IV. 10.) den Artaban dem Xerxes sagen: „Bemerkst du nicht, das Gottes Wetterstrahl stets nur erhabene Gebäude und hohe Bäume trifft?" Gott erniedrigt nämlich was sich zu sehr erhebt. Er läßt nicht zu, daß jemand, außer ihm, sich erhöhe und rühme **). Bei Thukydides aber, indem er die Ursachen der Ereignisse mit großer Einfalt und Wahrheit enthüllt, erscheint der Mensch als ein Wesen, das selbst die Wage seines Geschicks in der

---

*) „Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n;
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Fr. Schiller in s. Gedichte: der Ring des Polykrates.

**) Das Gleiche sagt Horaz B. II. Ode 10. und sein Gönner, Kaiser August, soll nach der Warnung eines Traumgesichts jährlich einmal den Bettler vorgestellt haben, der mit hohler, nach Almosen ausgestreckter Hand, vor dem Thore seiner Palastes saß. Sueton, vit. Aug. 91.

Auch von Philipp von Macedonien wird erzählt, er sey seines steten Glückes plötzlich satt geworden, und habe zur Glücksgöttin gebeten, ihre Wohlthaten durch einen Unfall zu mildern. „Ein großes Glück ist eine Posaune der Ewigkeit, und sollte jeden Menschen aufmerksam machen." Hippels Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1781. III. 1. S. 97.

Hand hält, während die Götter, je nach seinem eigenen Verhalten, sich für oder wider ihn erklären *).

Plato sagt in seiner Republik (B. X. gegen das Ende): „Die Tugend läßt sich nicht durch Zwang beherrschen; jeder, der sie theuer hält, oder verachtet, wird mehr oder weniger Gemeinschaft mit ihr haben. Wer wählt, der trägt die Schuld, nicht Gott." Dies ist, nach Plato, der Ausspruch der Lachesis, der Tochter der Nothwendigkeit.

Plutarch in seiner Abhandlung über das Verhängniß sagt: „Dieses fasse alle Dinge in sich. Aber diese geschehen deswegen noch nicht nothwendiger Weise, sondern jedes geschieht so, wie es seine Natur mit sich bringt. Er unterscheidet das, was zufällig sich ereignet, von dem, was der freie Wille bewirkt, welcher sich auch des Zufälligen bedient, und er findet mit dem Verhängnisse die Vorsehung sehr wohl vereinbarlich, die in dem Verstand und dem gegen Alle wohlthätigen Willen Gottes besteht, nach welchem ursprünglich alle göttlichen Dinge durchaus auf das Beßte und Schönste geordnet sind." In seiner Abhandlung von der Landesverweisung,

---

*) So auch Joh. Müller in der Allgem. Geschichte: „Alsdann wurden gesittete Völker die Beute wilder Barbaren, wenn sie die Geistesanstrengung unterließen, der, wo sie hervorleuchtet, Alles dient; wo das weise Leben, dort ist der Sieg. — Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten, und, wer verliert, Niemand anzuklagen, als sich selbst."

sagt Plutarch: „Unter Einer Regierung und Ordnung stehen die nördliche und südliche Sonnenwende, die Taggleichen, das Siebengestirn, der Orkan, die Saat- und Pflanzzeit. Hier ist nur Ein König und Regent, Gott, der den Anfang, das Mittel und das Ende des Ganzen hält, der gerade sie durchgeht, und alles nach den Gesetzen der Natur bewirkt. Ihn begleitet die Gerechtigkeit, welche die Uebertreter dieses göttlichen Gesetzes straft, und deren sich alle Menschen gegen einander als Bürger desselben Staates bedienen." Auch hatte Plutarch mit Herodot und den meisten Alten den Glauben, daß irgend eine Gottheit das Amt habe, ein gar zu großes und übermäßiges Glück zu vermindern, und das menschliche Leben so zu mischen, daß es nie ganz rein und ungetrübt bleibt, sondern es um diejenigen, wie Homer sagt, noch am Beßten zu stehen scheint, bei denen Glück und Unglück in gleichem Maaße mit einander abwechseln. (Plutarch Paul Aemil 34 u. a. Stellen). Dies hat aber eigentlich mit dem Glauben an ein Fatum nichts gemein, sondern ist vielmehr eine Rechtfertigung der Vorsehung, welche im Leben der Menschen Glück und Unglück zu ihrem Beßten vermischt, und sich dieser Mischung zu ihrer Erziehung und Veredelung bedient. Der Stolz wird dadurch gebeugt, und das Herz zur Mäßigung und Bescheidenheit gestimmt.

Da, wie Thukydides (B. III. K. 38) bemerkt, nicht die der Beleidigung am nächsten liegende Rache, sondern die am weitesten davon entfernt ist, das rechte

Maaß zu treffen weiß, so geschieht es auch öfters, daß Gott die Bösen erst spät und langsam zur Strafe zieht, damit wir sie zum Vorbild nehmen, mit Ordnung und Ueberlegung zur Rache schreiten, und besonders die Zeit dabei zu Rathe ziehen. (S. auch Plutarchs moral. Schriften: Ueber den Vorzug der göttlichen Strafen.)

Zu den vorzüglichern Hindernissen der Gemüthsruhe zählt Plutarch (in s. Schrift über die Gemüthsruhe): Daß wir, anstatt die Begierden, gleich Segeln, nach dem Maaß der uns verliehenen Kraft zu brauchen, die Hoffnungen immer auf Dinge richten, die über unsrer Sphäre sind, und dann, wenn diese scheitern, nicht unsere eigene Thorheit, sondern das Schicksal anklagen: — „Gesetzt auch, das Glück nehme uns alles weg, so haben wir doch etwas in uns, das uns dasselbe nicht rauben kann, und wir können zu dem Glück, wie Sokrates von seinen Feinden, sagen: Tödten können sie mich zwar, nicht aber mir schaden."

Bei Homer, dem Vater der Dichtung, wird der Kampf der Sterblichen unter sich durch die eifersüchtigen Leidenschaften der Götter entzündet und unterhalten, und ihr wunderbares Dazwischentreten hindert nicht selten die natürliche Entscheidung. Aber eine Menge Stellen beweisen, daß der Dichter den Glauben an die Selbstthätigkeit des Menschen zu heben wünschte.

So heißt es in der Odyssee Ges. I. v. 31. ꝛc.

Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns sey Böses, vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand, auch gegen Geschick, sich das Elend.

Ferner Ges. III. v. 146.

Thörichter, nicht ja erkannt' er, wie all' sein Flehen umsonst war.
Denn nicht schnell ist gewendet der Sinn der ewigen Götter.

Und Ges. XXII. v. 13.

Diese bezwang der Götter Gericht und die Thaten des Frevels,
Denn sie ehrten ja keinen der sterblichen Erdbewohner,
Weder gering, noch edel, wer auch um Erbarmen sie ansprach.
Darum traf die Frevler das schreckliche Todesverhängniß.

Eben so sagt Achilleus in der Ilias Ges. I. v. 218.;

Wer dem Gebet der Götter gehorcht, den hören sie wieder.

Und wenn gleich Menelaos Il. Ges. VII. v. 101 ausruft:

Oben im Himmel
Hangen des Siegs Ausgäng' an der Hand der unsterblichen Götter!

so ist er doch weit entfernt, deshalb den Muth sinken zu lassen, sondern er spricht ~~es vielmehr~~ jenes im Augenblick, wo er sich zum Kampfe mit dem Hektor umgürtet.

Im Ges. VIII. v. 19 schildert Zevs den Göttern seine Obergewalt mit den Worten:

Eine goldene Kette, befestigend oben am Himmel,
Hängt dann alle Götter euch an und ihr Göttinnen alle;

Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zevs, den Ordner der Welt, wie sehr ihr rängt in der Arbeit!

Ges. IX. v. 251 ꝛc.

Sinn' umher, wie du fernest den schrecklichen Tag der Achaier.
Lieber Sohn, Siegsstärke wird dir Athene und Here
Geben, wenn's ihnen gefällt; nur den Stolz des erhabenen Herzens
Bändige du in der Brust!

und Ges. IX. v. 496.

Zähme dein großes Herz, o Achilleus! Nicht ja geziemt dir
Unerbarmender Sinn; lenksam sind selber die Götter,
Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr' und Gewalt sind.

Ges. XII. v. 241.

Wir vertrauen auf Zevs, des Hocherhabenen, Rathschluß,
Der die Sterblichen all' und die ewigen Götter beherrschet.
Ein Wahrzeichen nur gilt: Das Vaterland zu erretten!

Ges. XIII. v. 97.

Aber wo ihr der Gefahr euch entzieht des verderblichen Kampfes
Dann ist erschienen der Tag, da Troergewalt uns bezwinget.

Ges. XVI. v. 686.

Zevs Rathschluß ist mächtiger, denn der Menschen.

Ges. XVIII. v. 328.

Der Mensch entwirft, und Zevs vollendet es anders.

In den griechischen Trauerspielen sehen wir die Unfälle der einzelnen Personen, und selbst die Erschütterungen der Reiche sehr oft nur von einem ersten, entfernten oder

nahen Fehler abhängen, dessen Folgen um so furchtbarer eintreffen, je minder sie vorausgesehen werden. So findet man bei Thyest eine zu weit getriebene Rachsucht; bei Oedip und bei Agamemnon falsche Begriffe in Hinsicht der Ehre und des Ruhms; bei Ajax einen Stolz, der die Hülfe der Götter verschmäht; bei Jokaste die Hinwegsetzung über die geheiligtesten Pflichten; bei Priamus und Hekuba zu viele Nachsicht gegen Helena's Entführer u. s. w. *). In so weit erscheint die Wirkung in der Natur der Ursache begründet. Aber über des Willens Macht wird von den griechischen Tragikern die Macht des Schicksals erhoben. Götter und Menschen trotzen ihm, aber nicht ungestraft. In ihren Tragödien pflegt vorzüglich der Chor des Dichters Idee vom Schicksal auszusprechen. Davon sagt Solger (nachgelassene Schriften und Briefwechsel Leipzig 1826. II. 524.) sehr treffend: Indem in den Hauptpersonen das Einzelne untergeht, steht in dem Chore die Gattung, als Abbild der bleibenden Weltgesetze da, in welchem alle Widersprüche vermittelt sind. Daher die Mäßigung des Chors, die ruhige Betrachtung, die billige Erwägung, und vorzüglich die beständige Hinweisung auf eine göttliche Ordnung der Dinge, womit er die vorhergehenden Handlungen und Begebenheiten begleitet.

Aeschylus zeigt uns überall, mit hohem schauerlichem Ernst, in düsterm Dunkel, die unumschränkte Allmacht

---

*) Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland. B. VII. K. 71.

des Schicksals, welches über dem Leben der Sterblichen waltet, gegen dessen Gewalt alle irdische Macht und Klugheit vergebens ankämpft, und dessen unwiderstehliche Kraft das Höchste und Erhabenste darniederschlägt, damit sich die Augen der Menschen von dem Ziele irdischen Ehrgeizes zu der Allmacht der Götter erheben, und unter sie der menschliche Stolz sich beugen lerne. — — Uebermuth, Selbstgenügsamkeit und Vertrauen auf eine hinfällige Macht und Größe, im Gegensatz und Streit mit einer unerschütterlichen Macht höherer Kräfte, sind die Lieblingsgegenstände der Aeschylischen Muse *). Ihre Hauptfiguren sind Symbole des ewig vergeltenden Verhängnisses, das unerbittlich Schuld durch Schuld so lange rächt, bis ein Gott mitleidsvoll die zuletzt begangene versöhnt **).

Sie läßt zwar den Prometheus sagen:

Sein Geschick
Muß jeder tragen, jeder wissen, daß
Des Schicksals Macht nicht zu bekämpfen ist.

Und es erwiedert der Chor:

Der Sterblichen Dünkel
Ereilte noch nie
Den innern harmonischen Rath des Zevs.

Doch Hermes spricht zu dem Chor:

Saget nicht, daß Zevs
In unvorgeseh'nen Jammer euch warf!

---

*) Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. Leipzig 1796. B. II. St. II. S. 429.

**) W. v. Humboldt, Einleitung zu seiner Uebersetzung des Agamemnon v. Aeschylus. S. 1.

Wahrlich, ihr selber euch selbst!
Wissend, nicht plötzlich, und beschlichen nicht,
Werdet ihr durch Thorheit verstrickt
In das unauflösliche Netz
Des Untergangs!

In den Hülfeflehenden, Scene I. singt der Chor:

Zwar der Rathschluß Kronions
Ist nicht leicht zu erspäh'n;
Dennoch stralt er
Ueberall, überall,
Auch in Finsterniß gehüllet,
Aus dem schwarzen Gewölk den
Sterblichen Völkern.

Und in den Sieben gegen Theben singt er:

Es nahet die Erinn' in schwarzem Sturm
Nicht dem Herde des Mannes,
Dessen Opfer aus schuldloser Hand
Werth den Unsterblichen sind.

Eben so der Chor im Agamemnon (V. 738):

— — Frevel
In der Folg' auch noch erzeugt mehr
Sich des Unheils, das dem Stamm gleicht.
Stets aber segenumkränzt
Blüht das Haus des Gerechten ꝛc.

Und Str. 4.:

Gerechtigkeit aber stralt
Auch von rußvoller Wand;

Ehrt geraden Wandels Lebenspfad,
Verlassend goldenes Getäfel, weg den Blick
Gewendet, wenn es Schuld
Beflecket, strebt sie nach ihm, nur heilig und rein; ehrt nicht die Macht
Mit Lob fälschlich gepries'nen Reichthums;
Alles zum Ziele lenkt sie.

Und anderswo (im Agamemnon Sz. IV. V. 373): „Es wehrt der Reichthum, wenn des Frevelnden Fuß, satt, Dike's hohen Altar entweiht, nicht dem Sturz der Vernichtung. Es reißt unselig Frevelkühnheit verblendend fort, das Kind der Arglist. Die Heilung ist vergeblich. Nicht versteckt bleibt, es glänzt, ein grauenvoll umstraltes Licht die Schuld."

Am Schlusse des nämlichen Stückes läßt der Dichter die Klytemnästra sagen: Was wir thaten, mußte seyn. Dies ist die einzige Entschuldigung feiger Verbrecher *). Wie wenig aber der Chor damit einverstanden ist, erhellet aus seinem Zuruf an den mitschuldigen Aegisth: „Wüthe, prasse, schände jedes Recht, so lang es dir frei steht!"

In den Choephoren (III. Sz.) singt der Chor:

Zögernd vergilt dem verübten Frevel
Die Erinnis mit bösem Rathschlag.

---

*) Auch Satan bei Milton im IV. Ges. entschuldigt mit der Noth, der Ausflucht der Tyrannen, seine That.

In den **Eumeniden** aber lassen sich diese so vernehmen:

Wir sind stark!
Furchtbar wachet in uns
Die Erinnerung des Frevels.
Sterblicher Fleh'n erweichet uns nicht.

Und Athene sagt von den Unerbittlichen:

Wer den Zürnenden begegnet, der
Weiß nicht, woher ihn
Treffen Streiche des Lebens.
Irsal auf Irsal
Führen ihn entgegen
Den Eumeniden,
Mit des Verderbens leisem Tritt,
Bis der stolze Uebertreter
Wird im Zorne zerstäubt *).

---

*) Von ihnen sagt Orest in **Göthes** Iphigenie auf Tauris (Aufz. IV. Auftr. 1.) sehr malerisch:

Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her;
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen die Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.

Des Aeschylus drei zusammenhängende Dramen: Agamemnon, die Choriphäen und die Eumeniden liefern ein vollendetes Gemälde von dem ewigen, die Spur jedes auch längst begangenen Frevels aufwitternden Schicksals. Ein gräulicher, verblendender Wahnsinn (die Frucht des ersten Frevels) treibt die Glieder eines Königshauses (der Pelopiden) zu einer Reihe von Wechselmorden an, bis nach des Orestes Muttermord, der, um den Mord des Vaters zu rächen, dem Ganzen die Krone aufsetzt (Agamemnon V. 1257.), die milden Götter die Eumeniden beschwichtigen.

Sophokles tritt ganz in die Spur des Aeschylus, jedoch das Schauerliche mit dem Rührenden sehr geschickt und anmuthvoll und mit der größten Zartheit des Gefühls vermischend. Weit mehr als Aeschylus hebt er aus dem Gewirre und der Verkettung der Schicksale die Idee der sittlichen Weltordnung hervor; er zeigt uns das Schicksal weniger den Menschen zermalmend, als ihn zum Höchsten erziehend und erhebend dar. Selbst der Tod erscheint bei ihm als mit dem Geschick versöhnend.

In seiner Elektra sagt der Chor von den Urgesetzen, welche die irdischen Wege bezeichnen: Zevs habe sie selbst erzeugt, keines Sterblichen Kraft. Und in seiner Antigonä beruft sich diese heroische Schwester des Polynikes gegen das grausame Verbot der Bestattung seiner Leiche auf das Urgesetz, das Zevs den Menschen gab, das ungeschriebene, scharfe Götterrecht, das nicht von heut und gestern, sondern ewig ist.

Der Chor singt zwar: Gut dünkt Böses, es dünkt böse das Gute dem, dessen Sinne verwirrt Gottes vertilgender Fluch; aber dieser Fluch selbst ist als Strafe des Uebermuths vorgestellt. Und der Seher Tiresias spricht: „Irren ist das allgemeine Loos der Sterblichen; nur der ist weis' und glücklich, der sich nicht beruhigt in seinem Irrthum, und das Uebel, das er that, zu heilen strebt; doch Eigendünkel ist der Thorheit gleich." Und im Oedipus in Kolonos sagt zu ihm Polynikes: „An Gottes Thron demüthig flehend sitzt die Reue stets. O laß, mein Vater, sie auch dir sich nah'n! Laß sie die Heilung seyn der Sünde, da, wo die Vertheidigung verstummt." — Wenn aber im Oedipus in Theben der Chor singt: „Dein Schicksal lehret, o armer Oedipus, ach! und dein Unstern uns, selig zu preisen keinen der Sterblichen", so wird hier abermal nur vor Uebermuth, vor bethörendem Wahn gewarnt. Und in der Antigonä singt der Chor: „Weise zu seyn, ist die Quelle des Glücks; zu verehren, was göttlich ist, heischet die Pflicht." Des Oedipus Unglück entlockte den Zuschauern Thränen, aber ohne Unmuth gegen die Macht des Schicksals zu erregen. So schauerlich erhaben diese Macht bei Sophokles erscheint, er unterläßt doch nicht, den von ihr verfolgten und gebeugten Oedipus in der ganzen sittlichen Größe als einen Gegenstand der Bewunderung, und würdig der Theilnahme von Göttern und Menschen, zu zeigen *).

*) Vergl. Ueber die Idee der Alten vom Schicksal, in Schillers Horen 1795. VIII. 86. und Peter von Limburg

Bei Euripides artet die unentfliehbare Nothwendigkeit nicht selten in den Eigensinn des Zufalls aus. Daher kann er sie dann auch nicht mehr auf ihren eigentlichen Zweck richten, nämlich im Gegensatze mit dem Zufall die sittliche Freiheit des Menschen zu heben *). Dieser Trauerspieldichter, der die Allgewalt des Schicksals seltener zeigt, hat, wenn er es thut, nicht wie Aeschylus und Sophokles, zur Absicht, das Gefühl der sittlichen Kraft und Würde zu stärken, sondern tiefes Mitleiden einzuflößen, und eine weise Demuth zu lehren. Er will vorzüglich rühren; er leitet daher die tragischen Begebenheiten mehr von den Leidenschaften der Menschen, ihrer Heftigkeit und ihren Verwickelungen ab, als von dem Rathschlusse der Götter **).

Der Schlußchor der Hekuba des Euripides singt: „Anders und anders mischen, rütteln die Götter droben, daß wir in Unwissenheit sie ehren sollen."

In seiner Helena singt der Chor:

„Tausendgestalt ist der Verhängnisse Loos; viel gibt ungeahnter Götterbeschluß, und das Erwartete schwindet

---

Brouwer Commentatio de ratione, qua Sophocles veterum de administratione et justitia divina notionibus usus est ad voluptatem tragicum augendum. Leiden 1820. Orpheus, Nürnberg 1824. II. 57. ff.

*) A. W. Schlegel über dramatische Kunst und Literatur. I. 204.

**) Vergl. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. B. V. St. II. S. 347.

in Nichts hin, da ein Himmlischer fügt, was unmöglich gedeucht." Dies will aber nicht sagen: Der Mensch könne nicht freithätig Tugend üben, sondern nur: Der Erfolg, das Glück, die Zukunft stehen nicht in seiner Gewalt. —

In seiner Iphigenia in Aulis bekämpfen alle Personen, Agamemnon, Menelaus, Achilles und Klytemnestra den Spruch des Orakels, der die holde Iphigenia zum Schlachtopfer bestimmte, um den Hellenen gute Fahrt und Kriegsglück gegen Troja zu bewirken, bis die edle Königstochter, nachdem sie selbst mit Thränen, den kleinen Bruder Orest am Arme, so rührend den Sinn des Vaters zu erweichen gesucht hatte, jedem Widerstreben gegen den Götterbeschluß abwehrt, und, ihn als ewigen Ruhm umfassend, sich willig zum Opfer weiht, indem sie die Mutter und den Achilles mit den Worten beschwichtigt:

— Kein Mensch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen,
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeynten,
Dem schönen Eifer dieses fremden Freundes (Achilles).
Du aber, Mutter! lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und stürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entschlossen,
Zu sterben aber ohne Widerwillen,
Aus eigner Wahl, und ehrenvoll zu sterben.
Hör meine Gründe an, und richte selbst!

Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache seine Flotte frei — und durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechisch Weib mehr zittern darf, gewaltsam
(wie Helena)
Aus Hella's sel'gem Lande weggeschleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat so fürchterlich
Bezahlen müssen — aller Ruhm davon
Wird mein seyn, Mutter! Sterbend schütz ich sie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig selig wird mein Name stralen.
Wozu das Leben auch so ängstlich lieben?
Nicht dir allein, du hast mich allen Griechen
Gemeinschaftlich geboren. — — —
Und will Diana diesen Leib, werd ich,
Die Sterbliche, der Göttin widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man schlachte mich, man schleife Troja's Veste!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
Das sey mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung, und so sey's: Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbar!
Denn der ist Knecht, und jener frei geboren.

Dieser herrliche Zug von Selbstaufopferung versöhnt beinahe mit der Härte, der Grausamkeit des Schicksals. Aber um auch dieses oder die Götter zu rechtfertigen, läßt Euripides am Schlusse des Stückes das königliche

Mädchen, als schon der Priester den Opferstahl geschwungen, plötzlich durch ein Wunder in die Erd' entschwinden und einen Hirsch von herrlicher Gestalt erscheinen, dessen Blut den Altar benetzt, auf welchem Hefästo's Feuerstral ihn verzehrt. Der Bote, der dies der tiefbetrübten Klytemnestra meldet, schließt seine Erzählung mit den Worten:

Dein Kind entflog gewiß zu den Unsterblichen.
Drum schweig' dein Schmerz, und zürne nicht dem Gatten mehr.
Eh sie's gedacht, trifft Menschen göttliches Geschick;
Die Gottheit rettet, wen sie liebt, wie dieser Tag
Sterben und zum Licht aufblicken deine Tochter sah.

Aus Allem ist des Dichters Streben sichtlich, das Schicksal, die Macht der Götter und der Sterblichen Freiheit, durch frommen und edeln Gebrauch der letztern im Einklang darzustellen.

In des Euripides Jon sagt dieser:

„Ist dir Gewalt verlieh'n, so ehre Tugend!" — Daß kein Sterblicher auf dauerndes Glück zählen dürfe, wird in den alten Tragödien überhaupt oft eingeschärft; es ist dies eine Warnung vor einschläferndem Wahn.

Die nächtlichen Eingebungen frevelnder Tücke, ~~sagt~~ bemerkt A. W. Schlegel, treten aus den Abgründen des Gemüths scheu und zögernd an's Licht hervor, und die treffende Vergeltung verfolgt, wie Horaz sagt, die vor ihr fliehenden Verbrecher nur mit hinkendem Fuße. Doch

Besinnung raubend, Herz bethörend schallet der Erynnien Gesang *).

Mesomedes, in seinem Hymnus an die Nemesis, nennt sie die Tochter der Dike, der Gerechtigkeit.

In den sogenannten orphischen Gedichten wird unter Nemesis durchgehends die Ordnung der Sternenwelten verstanden.

Simonides singt:

„Das Endeziel von Allem ist, o Sohn,
Beim hohen Zevs; der stellt's, wohin er will.
Der Mensch ist sinnlos. Immer leben wir
Nur einen Tag, und wissen nicht, wie Gott
Mit einem Sterblichen es enden wird.
O geflügelte Nemesis, Lebensausschlag,
Mit dem dunkeln Auge, der Dike Kind!
Den mächtigen Trotz des Staubgeschlechts
Bezähmt dein Zügel von Demant.
Du hassest hochfahrenden Drängersinn,
Und schwarze Neidsucht treibst du hinaus.
Unter dem spurlos umrollenden Rad
Dreht stets sich der Menschen zweifelhaft Loos.
Mit heimlichem Fuß' gehst du einher,
Und beugst hochtrotzenden Nacken.
An's Menschenleben legst du dein Maaß;
Zum Bösen geneigt ist immer dein Blick,
Und die Hand ist mächtig der Wage.
Sey gnädig, du Hohe, Rechtsspenderin!"

*) Fr. Schiller die Kraniche des Ibykus.

So oft überhaupt die alten Dichter von der Nemesis reden, verstehen sie darunter bald die ernste warnende Göttin heiliger Scheu, des Maaßes und des Einhalts, die Bewacherin der Begierden, die Herstellerin des gestörten Gleichgewichts, oder die strenge, den Frevler ereilende unerbittliche Rächerin des Uebermuths und Unrechts *). Auch Gelobungen der Treue unter Liebenden wurden mit dem Schwur bei der Nemesis bekräftigt **). Mit den Vorstellungen der orphischen Dichter vom Schicksale stimmte die der stoischen Weltweisen ganz überein. Nach Epiktet ist nur der ein Sclave, dessen Wille dem Laster fröhnt. Niemand hat die Macht mir das Gute mitzutheilen, oder mich ins Böse zu stürzen; ich allein habe durch mich die Macht dazu. Nur Einem habe ich zu gehorchen, und der ist — Gott ***). Cicero erkannte kein anderes Fatum, als die Verkettung von Ursachen und Wirkungen in der vortrefflich eingerichteten Natur ****).

Senekas Vorstellung vom Schicksale stimmt ganz mit der von ewiger Ordnung, oder von einer weisen Vorsehung zusammen. „Necessitatem rerum omnium (nennt er es Natur. Quaest. L. II. C. 35 u. 36.) actionumque,

*) Vergl. Herders Aufsatz: Nemesis ein lehrendes Sinnbild, und Manso's verm. Abhandlungen. Breslau, 1821. VII. 176 ꝛc.

**) Lucian Dialog. Meretr. VI,

***) *Arrian* IV. 12. 8 — 12.

****) De Natura Deor. I. 20 u. 25. III. 6. de *Divinit.* I. 55. II. 55.

quam nulla vis rumpat. Sapientis viri sententiam negatis posse mutari: quanto magis Dei. Cum sapiens quid sit optimum in praesentia sciat, illius divinitati omne praesens sit. Fata jus suum peragunt, ex destinato fluunt et primum ordinem rerum fati aeterna series rotat, cujus haec prima lex est, stare decreto." An einem andern Orte sagt Seneka: Natura, fortuna, providentia, futura, nomina sunt unius et ejusdem Dei varie agentis in rebus humanis.

Aehnliche Ansichten herrschen in den, zum Theil ohne hinreichenden Grund, dem Seneka zugeschriebenen Trauerspielen. In diesen eigentlich rednerischen Nachbildungen von Stoffen griechischer Tragödien spielt das Schicksal keine selbstständige Rolle *). Der Verfasser hat aber zugleich versäumt, die Rolle des Schicksals der göttlichen Nemesis zu übertragen. Er vertheilt alle Rollen unter die heftigsten menschlichen Leidenschaften. Daher geht das Hochtragische bei ihm um so mehr verloren, als er auch diese Leidenschaften mehr in zierlichen Reden sich aussprechen, als handeln läßt. So vertauscht er in seinem Hypolit die edle Weiblichkeit der Phädra, die uns bei Euripides als das Opfer einer göttlichen Eigenmacht auch in ihrem Verbrechen Mitleid einflößt, mit einer männlichen Frechheit, die sich ganz der Gewalt der Leidenschaft hingibt, und nur auf Mittel ihrer Be-

---

*) Coeca est temeritas quae petit casum ducere, sagt in Seneka's Agamemnon die Amme der Klytemnestra.

friedigung sinnt. Eben so unvortheilhaft erscheinen in Seneka's Herkules dieser Halbgott sowohl, als die Dejanira im Vergleich ihrer Figuren bei Sophokles. Der Herkules des letztern (in den Trachinerinnen) zeigt sich eben so menschlich als groß; er fühlt seine Schmerzen und beklagt sich; aber sobald er in seinen Schicksalen die Erfüllung des göttlichen Orakels erkennt, trägt er seine Qual mit festem Muth. Bei Seneka wüthet und prahlt er ohne Maaß und Ziel. Die Dejanira aber, die uns Sophokles als eine edle, sanfte Dulderin zeigt, die uns rührt, tritt bei Seneka gleich beim Anblick ihrer Nebenbuhlerin mit einer bis zur Wuth steigenden Eifersucht wie eine Tigerin auf. — In Seneka's Thyest, wo sich das Gräßliche der Leidenschaften noch entsetzlicher vor's Auge drängt, wird dasselbe gleichfalls durch keine höhere Idee oder Macht, die das Ganze leitet, gemildert. Es fehlt auch hier dem Ganzen an Haltung *).

Doch äußern viele andere Stoiker die gleiche Ansicht vom Schicksal, wie Seneka, der Philosoph. Mark Aurel schreibt (III. 3.): „Was man dem Zufall oder dem Schicksal zuschreibt, geschieht oder durch die Natur (nach ihren Gesetzen) oder durch den Zusammenhang und die Verkettung der Ursachen, welche die göttliche Vorsehung regiert (IV. 25.)." O Weltall, ruft er aus, was dir zuträglich, ist es auch mir! —

---

*) Charaktere der vornehmsten Dichter. B. IV. St. 2. S. 332 — 408.

Apollonius von Tyana sagt in seinem Briefe an die Ephoren zu Athen *): „Möcht' es den Göttern gefallen, daß der tugendhafte Mensch nie fehle! Weil sie ihn aber verdammt haben, Fehler zu begehen, so wisset, daß, wenn er nach Begehung eines Fehlers ihn erkennt und gut macht, er in ihren Augen dadurch größer werde." So mächtigen Einfluß Apollonius den Göttern auf die Menschen zuschreibt, so zeugt doch seine Aeußerung vom Wohlgefallen der Götter an des fehlenden Menschen Selbsterkenntniß uud Selbstbesserung schon hinlänglich, daß er an kein blindes Schicksal glaubte.

Auch die Begriffe des Numa, Gesetzgebers von Rom, von der Weltregierung waren weit geläuterter, als jene, die sich später geltend machten. Der Hetrusker oberste Gottheit war ein Verhängniß, das den Menschen allseitig beherrscht, mittelst zweier Genien, einem schützenden und einem schadenfrohen, die einander stets bekämpfen **). Diese düstere Idee gieng auch in die Römer über, vermischte sich aber bei ihnen mit der Liebe zum Vaterland, ihrem höchsten Ideal; wie diese bei zunehmender Ueppigkeit und Selbstsucht in Abnahme kam, machte auch der Glaube an des Schicksals furchtbare Gewalt, theils dem gänzlichen Unglauben oder dem vielfarbigsten Aberglau-

*) Vie d'Apollonius de Tyana, par *Legrand d'Aussy*. Paris 1807. II. 24.

**) *Arnobius* advers. Gentes. VII. 26. *Diod. Siculus.* Bibl. V. 40.

ben *), theils jenen reinern Vorstellungen der Stoiker, denen wir besonders bei Cicero begegnen, Platz. Indessen liegt über den Ideen der alten Weisen vom Verhältnisse des menschlichen Willens zur Gottheit viele Dunkelheit, und es mengte sich in die Vorstellungen des gemeinen Haufens vom Schicksal noch immer viel Abergläubisches. Die Neigung zum Glauben an Alles nach Willkühr ordnende Mächte bekam durch die Sagen von vielfältiger unmittelbarer Einmischung der Götter in die menschlichen Begebenheiten beständig Nahrung **).

Gegen die Ueberbleibsel dieses Aberglaubens eifern mit Nachdruck die christlichen Kirchenväter. Oftmals widerlegte Chrysostomus in seinen Predigten die gewöhnlichen Entschuldigungsgründe, wodurch die Christen seiner Zeit das von ihnen begangene Böse zu beschönigen pflegten, wie denn der Mensch so sehr geneigt ist, statt den Grund der Uebel in seinem eigenen Innern zu suchen, ihn außerhalb seiner Selbst zu finden. — Als solche Selbstbeschönigung war besonders im Schwang die aus der heidnischen Naturreligion entlehnte, und dem Christenthum, als der Religion der sittlichen Freiheit durchaus widerstreitende Vorstellung von einem unwiderstehlichen blinden Verhängnisse; sodann die nach heid-

---

*) *Arnobius* adv. Gentes. VI. *Iuven.* Satyr. VI. *Apulej.* Metamorphos. XI.

**) Vergl. C. F. Stäudlins Geschichte der Moralphilosophie. Hanover 1822. S. 339. 348.

nischen oder jüdischen Meinungen falsch aufgefaßte Idee von der Macht der bösen Geister. **Chrysostomus** redet (in der eilften Homilie in I. Timoth.) gegen diejenigen, welche an Christus zu glauben vorgeben, und doch das Verhängniß höher halten, als ihn. Und in der 62. Homilie über den Matthäus sagt er: „Der Satan hat die Lehre von dem Verhängnisse in die Welt gebracht, indem er überall die dem Menschen von Gott verliehene Freiheit angreift, und ihn überredet, daß das Böse etwas in dem Laufe der Natur gegründetes sey *). Chrysostomus erkannte sehr richtig das Verderbliche der heidnischen Lehre vom Verhängnisse darin, daß sie die Meinung von der Abhängigkeit der Tugenden und Laster, der Verirrungen und der Schicksale der Menschen von den Leidenschaften der Götter und ihrer Willkühr begünstigte, und eine so ungeheure Kluft zwischen dem Menschen und den Göttern stellte, daß jener sich ganz in den Kreis der Endlichkeit eingebannt sah, ohne Kraft und Muth sich darüber zu erheben.

Wie mancher Eroberer und Tyrann hat aber nicht auch den Glauben an das Verhängniß zum Deckmantel seiner Absichten, wie **Genserich** gebraucht! Dieser Barbar machte aus seinen Unternehmungen, wenn er unter Segel gieng, ein undurchdringliches Geheimniß. Frug ihn sein Steuermann: Wohin er den Lauf richten solle?

---

*) Vergl. **Neander**: Der heil. Johannes Chrysostomus und die Kirche in desselben Zeitalter. Berlin 1821. I. 283. f.

so antwortete er mit frommem Uebermuthe: Ueberlaß diese Sorge den Winden; sie werden uns der strafbaren Küste zuführen, deren Bewohner die göttliche Gerechtigkeit gereizt haben. So oft er aber für gut fand, bestimmte Befehle zu ertheilen, schien er die Wohlhabendsten immer für die Strafbarsten zu halten *).

Ganz natürlich ist es, daß das Glück einen Menschen, der sich dem Eigensinn des Zufalls überläßt, eben so, wie ein Kind eine Kugel von Elfenbein auf der Billardtafel behandelt, indem es diese hierhin und dorthin stößt, um darüber lachen zu können, wenn sie endlich in eine der Oeffnungen läuft. Aber es ist keinesweges natürlich, daß das Glück den Menschen behandelt, wie ein geschickter Billardspieler den Ball, wenn jener die Kraft des Stoßes, die Schnelligkeit, die Entfernung und die Gleichmäßigkeit der Gegenwirkung berechnet. Wie kann der Mensch dem Glück die Ehre anthun, ihm geometrischen Tiefsinn oder Kenntniß der physischen Gesetze zuzuschreiben, denen er die gesammte Natur unterworfen findet **)? So widersinnig dies ist, so hegen doch die sogenannten Glückskinder vom Glück, das sie bald hebt, bald stürzt, den abergläubischen Wahn, daß es unbedingte Herrschaft ausübe.

---

*) Gibbons Geschichte des Verfalls des Röm. Reichs VIII. 349.

**) Jak. Casanova Memoiren, herausg. v. Schütz. B. VI.

In der französischen Tragödie, obgleich sie in der Form beynahe ganz der griechischen sich nachzubilden strebte, und meist sogar die nämlichen Gegenstände behandelt, wird das Schicksal nur zuweilen erwähnt. Aber sie räumt ihm keine Herrschaft ein. Wir sehen hier den Kampf der Leidenschaften und des Edelsinns und Edelmuths, wie die große Welt ihn beständig darstellt, im Ganzen mit Wahrheit, doch oft mit zu fein geschürztem Spiel der Intrigue und zu vieler Beredsamkeit, aber stets mit der sichtbaren Absicht geschildert, daß das Laster besiegt oder doch beschämt werde, die Tugend aber auf irgend eine Weise triumphire. Diese Hauptbestrebung zeigt sich nicht nur in Corneilles Cid und Polieuct, in Racine's Athalia und Esther und in Voltärs Mahomet, sondern auch in Ausstellungen dieser Meister aus der griechischen und römischen Geschichte. Merkwürdig ist es besonders, wie der Dichter von Ferney, der sonst der Moral so manche Wunde schlug, dennoch in seinen Tragödien jener Richtung sorgsam treu zu bleiben sucht. In seinem Mahomet sieht sich dieser schlaue Tyrann dadurch, daß die edle Palmyra sich selbst mit dem Dolch ihres der Leidenschaft des Betrügers geopferten Bruders umbringt, den Preis so vieler Verbrechen entrissen. Sie spricht sterbend dem Ueberlebenden, der sich durch lauter Missethaten vergöttert hat, Hohn, indem sie sagt: Tu dois régner; le monde est fait pour les tyrans. Er selbst gesteht: Je me sens condamné, quand l'univers m'adore. Die Seele von

Voltair's Mahomet ist der abscheulichste Fanatismus, der nicht dem Vorurtheil und Aberglauben, sondern unbegrenzter Sucht zu herrschen und zu genießen entquillt; der um des Privatvortheils willen alles Gefühl in den Gemüthern erstickt, jede Schandthat, jede Grausamkeit unerbittlich als Gottes Willen befiehlt, jeden Zweifel an die Göttlichkeit seiner Befehle, des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum spottend als Gotteslästerung mit dem Tode bestraft, und deshalb die Nothwendigkeit des unwiderruflichen Schicksals, die Alles rechtfertigt und entschuldigt, zur höchsten Gottheit erhebt. So gelingt es dem Helden des Stücks, Frevel auf Frevel häufend, sich zu vergöttern, so, daß er jetzt selbst gestehen muß, er müsse die betrogene Welt als Gott regieren; hier sey sein Reich, eben deshalb sein Reich, weil der Mensch seiner Würde verlustig. — Doch am glänzendsten stralt der Triumph des Edelsinns in Voltaires Merope, seinem tragischen Meisterstücke in jeder Beziehung. Anfangs scheint Merope, die königliche Wittwe, besorgt, der niedre Eigennutz möchte als Schiedsrichter des Geschicks auch diesmal den Schwächern dem Verbrechen des Stärkern preisgeben (1. Aufz. 2. Sz.); wogegen der Thronräuber Polifont (Sz. 6.) eine Wendung des Schicksals befürchtet, wenn das Geheimniß seiner Frevel ans Tageslicht träte. Hernach aber ermannt sich die tugendhafte Königin, und weder Furcht vor Mißhandlung, noch selbst die für das Mutterherz so lockende Aussicht, dadurch ihrem Sohn Leben und Thronfolge zu sichern — vermag ihren Abscheu

vor dem verbrecherischen Tyrannen zu überwinden, der ihre Hand verlangt, um sich den Thron zu sichern. Höchst rührend ist es, wie sie in dieser Sinnesart von ihrem Sohn (Egist), dem der Tyrann nach dem Leben stellt, bestärkt wird, nachdem sie selbst kurz zuvor, ihn als vermeintlichen Mörder eben dieses Sohnes am Grabmale seines Vaters mit eigner Hand den Rachegöttern zu opfern nur durch die unversehene Entdeckung, daß das Schlachtopfer ihr Sohn sey, verhindert worden war. Doch läßt sie sich zuletzt von ihren Vertrauten bereden, um den theuern Sohn der augenscheinlichen Gefahr zu entziehen, und in der Hoffnung das Mitleid des Volks zu erregen, sich zum Trauungsaltar gleichsam hinschleppen zu lassen, wo Polifont sie erwartet. Aber herrlich löst sich jetzt der Knäuel! Indem Merope zitternd, voll Abscheu und Wehmuth dem Altar sich nähert, dringt plötzlich Egist, wie ein höheres Wesen, ein würdiger Enkel des Herakles, durch die Menge, und dolcht den Wüthrich an der Stätte nieder, wo er auf alle seine Verbrechen ein heiliges Siegel zu drücken im Begriffe stand. Nach der That lehnt der Held den Ruhm derselben von sich ab, und eignet ihn ganz den Göttern zu, von denen alles Gute kommt *). — Auch in Voltaire's Semiramis wird mit allen Zaubermitteln der dramatischen Kunst die unerbittliche Nemesis, welche die

---

*) Die Merope des Alfieri mag der des Voltaire wohl in einzelnen Schönheiten, keineswegs aber in der Erfindung des Ganzen die Palme streitig machen.

Verbrechen aufdeckt und rügt, in ihrer ganzen furchtbaren Macht gezeigt, die sich in den Schlußversen so schön ausspricht: Apprenez tous, du moins, que les crimes secrets ont les dieux pour témoins. Plus le coupable est grand, plus grand est le supplice. Rois! tremblez sur le trône et craignez leur justice!

In der Zaire, dem vielleicht am vielfachsten besprochenen Stück von Voltaire, hat er den Anschein, von seiner gewöhnlichen Tendenz abzuweichen. Es scheint aber nur so. Daß er dem Moslemin Orosmann die Worte in den Mund legt: Du destin qui fait tout, tel est l'arrêt cruel. Si j'eusse été vaincu, je serois criminel, hat auf das ganze Stück keinen Einfluß. Zaire wird das Opfer ihres innern Kampfes zwischen wahrer Liebe zum Sultan und der Scheu vor der Religion ihrer Väter, welche sie aber kaum mehr, als dem Namen nach kennt. Orosmann hingegen, der sich von einer grundlosen, aber dem Scheine nach begründeten Eifersucht hinreißen läßt, die heiß Geliebte zu ermorden, wie er seinen Irrthum entdeckt, stößt den Dolch auch in seine Brust, nachdem er vorher noch für den christlichen Ritter, Zairens Bruder, der ihre Liebe bekämpft hatte, die höchste Großmuth, gleichsam zur Sühne seiner Unthat, an den Tag gelegt, wodurch er dem Christen selbst Bewunderung und Mitleid abnöthigt.

In dem romantischen Schauspiele Tankred ist die Liebe der zwei Hauptpersonen, des Tankred und der Almenaide, die Seele — im Grund Alles; die ritterliche

Ehre und Tapferkeit nur die Einfassung. Täuschender Mißverstand, durch liebreiche Sorgfalt veranlaßt, erfüllt beide Liebenden wechselsweise mit dem entsetzlichen Argwohn des Verraths, und sie erkennen ihren Irrthum erst, als der Tod sie in seinem Arm vereinigt. Die letzten Worte beider Sterbenden drücken das selige Gefühl der erfüllten Wünsche aus. Aehnliche Verwickelungen führen in dem gleichfalls romantischen Trauerspiele Alzire zu einem weit herrlichern Endergebniß. Alle Helden der Tugend und des Edelsinns, Alzire, Zamore, Alvarez und Montéze stehen verklärt am Ziele. Nur der grausame Gusmann fällt; aber auch er hebt sich noch, indem er sterbend seinen Stolz bekennt, dem Zamore verzeiht, und dessen Verbindung mit Alzire segnet.

Der deutschen Schaubühne, so lange sie unter dem Einfluß der französischen, später auch dem des Shakespeares sich bildete, blieb die Idee des Schicksals der Alten fremd. Aber als die Nachahmung französischer Muster ganz vermindert war, ging diese Idee auch in das deutsche Trauerspiel über, und es wurde zuletzt versucht, ihr ein christliches Gewand umzuhängen. Man ließ sich dabei von der Ansicht mißleiten, die griechische Schicksalsidee sey es, wovon der dramatische Effekt einer Tragödie wesentlich abhänge. Was vom griechischen Trauerspiel gilt, sollte auch bleibende Norm für unser Trauerspiel seyn, und dem Effekt zu lieb wurde die christliche Idee von der Vorsehung beseitigt. So wurde die Religion als Nebensache dem vermeinten dramatischen Effekt untergeordnet,

während sie doch dem Aeschylus und Sophokles der stralende Mittelpunkt alles dessen war, was für das Gemüth wichtig, groß und erhaben ist.

In der Emilia Gallotti von Lessing, im Julius von Tarent von Leisewitz, in Gerstenbergs Ugolino, in Kotzebues Menschenhaß und Reue, in Schillers Don Carlos, Maria Stuart, den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, auch in den Opern des Metastasio ist der Kampf der Leidenschaften noch von keinem Schicksal oder Verhängniß geleitet. Alles ist hier auf einen rührenden Effekt berechnet, den das Ganze auf die empfindsamen Gemüther machen werde. Den Verfassern scheint ein dunkles, schillerndes Gefühl oder Bild einer Humanität vorgeschwebt zu haben, die mitunter in eine Schwächlichkeit, ein kränkelndes Wesen ausartet, welches nicht erröthet, für das Verbrechen mittelst eines milden Zauberscheins höherer Naturen Mitleid, Theilnahme, ja Liebe und Bewunderung zu erschleichen. Schillers Jungfrau von Orleans bewegt sich zwischen der Idee von wunderbarer Einwirkung himmlischer Mächte und der Macht des rein menschlichen Gefühls zweifelhaft fort. Der Verfasser möchte die Begeisterung für die erste Idee vorherrschend machen, sucht sie aber durch sentimentale Episoden sanfter Menschlichkeit zu mildern. Die Heldin erscheint bald als hehrer Bote des Himmels, bald als eine Tochter eines romantisch empfindsamen Zeitalters. — Auch in seinem Nathan gibt Lessing uns die Idee der Humanität zum Leitstern; seine Idee von Humanität ist jedoch mehr das

Erzeugniß der Vernunft als des Gemüths, und er strebt, sie in einer Klarheit leuchten zu lassen, die jeden auf geschichtliche Ueberlieferung gegründeten Glauben an göttliche Dinge verdunkeln soll. Wie sehr in diesem Drama die kalte Vernunft vorherrsche, beweist wohl nichts stärker, als die freie reflektirende Sinnesart, die sogar der einfältige Klosterbruder äußert (Aufz. IV. Auftr. 7.): „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, gar zu nah was gar zu Schlimmes gränzt, so thu' ich lieber das Gute nicht, weil wir das Schlimme zwar so ziemlich zuverlässig kennen, aber bei weitem nicht das Gute."

Begreiflich ist, warum die griechischen Tragöden ihre Schicksalsidee nicht bis zu dem Glauben an eine unerforschliche Weltregierung durch die höchste Liebe und Weisheit erweitern konnten. Doch liegt auch schon in dem Kampfe heroischer Naturen ~~über~~ unter den Sterblichen mit dem unerbittlichen Rathschlusse der Unsterblichen, welcher Kampf das Wesen des griechischen Trauerspiels ausmacht, etwas Großes, Erhebendes. Wie sehr wird aber diese Idee von unsern neuesten Tragöden, die sie unter verschiedenen Gestalten auf die Bühne zurückzurufen versucht haben, verkleinert. Bei ihnen ist es nur noch ein Gespenst der Schicksalsidee der Alten. Dieser Vorwurf trifft jedoch Schillers Wallenstein nicht. Hier ist der astrologische Aberglaube des Helden der feindselige Dämon, der dem unbegränzten Ehrgeiz in seiner Brust den Starrsinn und die Verblendung gibt, wodurch er unabwendbar ins Verderben stürzt. Dies dunkle Gespenst, das entscheidend

über Wallensteins Schicksal waltet, ist zwar eine in seinem, den Träumereien geheimer Wissenschaften ergebenen Zeitalter sehr überhand genommene Verirrung; aber doch steigt es hier aus dem Innern des Individuums hervor. Der Held hat es zu seinem Gott erhoben, oder vielmehr unter dessen Schutz seinen Ehrgeiz vergöttert. Dadurch wird Wallensteins Schuld nicht vermindert, sondern vielmehr nur sein Charakter als Kriegsheld noch verdunkelt. Denn er erscheint als ein Ehrgeiziger, dem ein finstrer Aberglaube, nicht irgend eine große Idee, seine Leidenschaft nährt und anfacht, und der in schwankender Unentschlossenheit das schwarze Werk des Verraths und Aufruhrs zu vollbringen nur deswegen sich entschließt, weil sein Sterndeuter ihm Glück weissagt. Die Umgebungen Wallensteins sind weit entfernt, diesen Wahnsinn mit ihm zu theilen. Seine Vertrautesten theilen mit ihm nur den Ehrgeiz, und bauen ihre Hoffnungen einzig auf die Einsicht und das erprobte, unbesiegbar scheinende Glück ihres Anführers. Der widrige Eindruck aber, den sein Wahn hervorbringt, wird einzig durch den schönen und tugendhaften seiner Tochter und des edeln Max Piccolomini gemildert. — Wie weit befriedigender für Geist und Herz sehen wir jedoch den astrologischen Wahnsinn in Calderons: Das Leben ein Traum, behandelt! König Basilius, der auch in den Gestirnen die Schickungen des Himmels zu deuten wähnt, sieht in einer Sonnenfinsterniß am Tage der Geburt seines Sohnes (Sigismund) die sichere Vorbedeutung, es sey in ihm ein verwegener,

blutdürstiger Wütherich geboren, der seinem Vater selbst den Fuß auf den Nacken setzen werde. Um solchem Unglück zu begegnen, läßt er den Prinzen, der für todt geboren ausgegeben wird, in einem von einer abgelegenen Wildniß umgebenen Thurm auferziehen, dem Thiere gleich, ohne Ausbildung trefflicher Naturanlagen. Doch auf einmal steigt im Gewissen des Königs ein Zweifel auf, ob er nicht zu leichtgläubig gehandelt? Er entdeckt seinem Hof das Daseyn des Prinzen, und macht mit ihm den Versuch: ob er als erklärter Thronfolger die Vorbedeutung der Gestirne bestätigen oder sie, dem innern Hang widerstrebend, widerlegen werde. Allein der Prinz benimmt sich seiner Verwilderung gemäß wie ein Sclave, der plötzlich aus Kerker und Fesseln auf den Thron erhoben wird. Man bringt ihn nun, durch einen Schlaftrunk betäubt, in die vorige Wildniß zurück. Indem er hier erwacht, hält er alles Vorgegangene für einen Traum. Endlich steht aber das Volk, die astrologische Schicksalsdeutung verschmähend, auf, und verlangt den rechtmäßigen Thronerben, statt des fremden, den man ihm aufdringen will. Sigismund wird abgeholt. Er weigert sich, weil er im Ernste glaubt, nur im Traum sey alles Leben. Endlich entschließt er sich, noch einmal den Traum der Hoheit zu träumen; doch mit Bedacht und Vorsicht, indem er jetzt einsieht, auch träumend dürfe man Rechtthun nicht entbehren. Nun erwacht auch Basilius aus seinem Wahn, und er spricht sehr vernünftig:

„Unwiderstehlich ist des Schicksals Lenkung,
Und oft gefahrvoll, sie voraus erfahren.
Nicht schützen kann sich menschliche Beschränkung;
Denn Schlimmres lockt man durch zu ängstlich Wehren.
Grausam Gebot! Hart Schicksal! Schwere Kränkung!
Gefahren flieh'n, das bringt erst in Gefahren.
Mein Unglück wird, was Schutz mir sollt' erwerben;
Ich selbst, ich wirkte meines Kinds Verderben."

Und nicht minder trefflich sagt Sigismund:

„Die Verhängnisse des Himmels,
Die einst auf azurnen Tafeln
Gott mit seinem Finger schrieb,
Täuschen nimmer, lügen nimmer;
Wer da lügt und täuscht ist aber
Dieser, der, des Mißbrauchs wegen,
Sie durchforscht und offenbaret."

Ueberhaupt ist kein tragischer Dichter der christlichen Idee der Prüfung, Versöhnung und Verklärung so treu, wie Calderon. Als Beispiel diene vor andern seine Andacht zum Kreuz und sein standhafter Prinz.

Die alten Trauerspieldichter bezeichnen sehr oft, wie wir gesehen, das große Mißgeschick eines Sterblichen als die Folge eines von den Göttern oder von der Nemesis über ihn verhängten Wahnsinns, einer unüberwindlichen Geistesverwirrung oder Verblendung. Hierin liegt viel Wahres. Verfinsterung oder Bethörung des Verstandes geht gewöhnlich großen tragischen Glückswechseln voran. Aber nicht minder

wahr ist es, daß die Welt die Bewunderung und die Lobpreisung, die nur der wahren Tugend, der ächten Größe, dem hohen Seelenadel gebühren, oft schon solchen Handlungen zuwendet, die nur das Ergebniß glücklicher Naturanlagen oder einer vorübergehenden Begeisterung sind. Solche Handlungen sind es vorzüglich, die im Drama wie im Leben der Goldprobe im Feuer der Widerwärtigkeiten bedürfen.

Wenn hingegen Zacharias Werner in seinem vier und zwanzigsten Februar aus dem Fluch eines Vaters eine ganze Reihe der tragischsten Begebenheiten hervorgehen läßt, die damit enden, daß der fluchbeladene Sohn mit dem nämlichen Messer, das er in gereiztem Zorn auf den Vater geschleudert, später seinen eigenen Sohn unerkannt ermordet, dem er vorhin gleichfalls geflucht hatte, weil er als Kind, durch das Zusehen beim Abschlachten eines Huhns, gleichsam im Spiel, seiner kleinen Schwester den Hals abzuschneiden versucht worden — wie gräßlich ist nicht hier Alles, wie empörend für jedes natürliche sittliche Gefühl! Der Verfasser macht aus dem väterlichen Fluch ein furchtbares Wesen, das unerbittlich und unabwendbar sein Opfer verfolgt.

Was soll erst in Werners Söhnen des Thals der Inquisitor, Templer Wilhelm von Paris, als Stellvertreter des Schicksals und, wie der Verfasser sich selbst ausdrückt, als ein veredelter, von Egoismus entkleideter Richelieu (?!) ein aus Grundsätzen der Menschheit

intoleranter (?), edler und erhabener Priester *)? Solche sich selbst zerstörende Gebilde bedürfen wohl nicht erst einer kritischen Prüfung, um als Schattengestalten zu zerrinnen.

In der Schuld von Müllner (Stuttg. 1821), einer Tragödie, deren einzelne Schönheiten mächtig das Gefühl ansprechen, wird dem Bewußtseyn der Schuld die unwiderstehliche Kraft, des Lebens Schicksal zu bestimmen, beigelegt. Dieser Nemesis in des Menschen Brust kann zwar eine große Macht nicht abgesprochen werden. (Der Uebel größtes ist die Schuld). Indessen ist es sehr bedenklich, sie im Kampfe mit dem ernstlichen Bestreben nach Besserung und Tugend dergestalt vorzustellen, als ob dieses Bestreben vergebens und erfolglos kämpfte. Die Sünde gebiert den Tod und Böses erzeugt Böses. Aber nach der milden und erhabenen Lehre des Christenthums ist im Himmel mehr Freude über einen reumüthigen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. Auch für das Drama ist es eine weit würdigere Aufgabe, dieses wahre Verhältniß zwischen dem sittlichen Fall und der sittlichen Besserung, zwischen dem Schuldbewußten und der Gottheit darzustellen, als die Schuld zum nimmer abwendbaren Fluch, gegen dessen Wirkung Reue und Tugendkraft nichts ausrichten, zu gestalten. — Die Schuld des Hugo ist zwar entsetzlich groß, indem er seinen Bruder (ohne ihn als solchen zu kennen), auf der

---

*) Lebensabriß Zachar. Werners. Berlin 1823. S. 29.

Jagd erschoß, weil er für dessen Weib entbrannt war. Aber wenn am Schlusse beide sich selbst ermorden — die Ausflucht der Feigen — welche unwürdige Sühne! „Nur ein blutiges Opfer könne Gott versöhnen," war das Weidsprüchlein der in ihren Ausbrüchen abscheulichsten Schwärmereien. Doch der Sünde wahrer Fluch besteht darin, daß sie fortschreitend stets neue Sünden gebiert und den heiligen Sinn verdunkelt, den Abscheu vor dem Bösen vermindert und die Kraft des freien Willens schwächt.

Noch verzeihlicher, obgleich auch nicht zu rechtfertigen, ist der Entschluß des Adrast, welcher ohne seinen Willen den Sohn des lydischen Königs Krösus auf der Jagd erschoß, sich selbst auf der Brandstätte seiner Leiche das Leben zu nehmen, weil ihn der Gedanke niederdrückte, der, obgleich unabsichtliche, Mörder seines Freundes, des Sohns seines Wohlthäters zu seyn. (Herodot I. 45.) In den Choephoren des Aeschylus singt zwar der Chor (Akt. I.): „Wo ist ein Lösegeld wohl für verströmtes Menschenblut?" Nach heidnischen Vorstellungen mag der Mord nur im eigenen Blute des Mörders gesühnt werden. Nicht so nach christlichen. Zwar straft auch der Christen Gott oft den Mord mit Mord. Aber wie könnt' er im Selbstmord eine Sühne des Nächsten- des Bruder-Mords erblicken?

In jenen modernen Schuldtragödien aber verliert das Schicksal jeden Schein des Erhabenen. Denn sein Spiel der Willkühr mit willenlosen Puppen findet keinen Wider-

stand. Es ist das Spiel der Katze mit der gefangenen Maus. Das Gefallen an diesem argen Spiele war es aber, was die Dichter der neuen Schicksalstragödien zu der Leichtigkeit verführte, womit sie die Schandthaten ihrer Puppen bis zur äußersten Unnatur häuften und steigerten *).

Auch in der Albaneserin (Trauerspiel, Stuttg. 1820) läßt Müllner den Fluch Camastro's, des Haupts der Gegner von Siziliens herrschendem Königshaus, sein Verderben unaufhaltsam herbeiziehen, obgleich der Kardinal tröstend erinnert hatte:

Volksmeinung legt den Flüchen Sterbender
Gar wundersame Kraft bei. Doch der Glaube,
Den wir bekennen, Majestät! verkündigt,
Daß Fluch, selbst der gereizte, wohlverdiente,
Der Macht der Tugend weicht und des Gebets. —

Sobald das Schicksal außer der Geschichte in einem Orakel, sey es eines Gottes, oder einer Hexe, oder einer Zigeunerin, auftritt, ist es zugleich abergläubisch und den Geist der Moral ertödtend; denn es erscheint eigensinnig und willkührlich, nicht als eine Offenbarung des in der Welt wirksamen lebendigen Gottes, sondern als eine Art Gespenst, wovor man allenfalls ein Grauen, aber keine wahre Ehrfurcht fühlt. Nur wenn das Schicksal in der Handlung selbst sich zeigt, wenn die handelnden Personen ihrer Beschränktheit und Schwachheit erliegen, wird der Zuschauer an seine eigene Abhängigkeit erinnert, und das

*) Vergl. das Tübinger Literaturblatt. 1826. N. 97.

Gefühl in ihm erregt, daß er selbst dasjenige in sich trägt, woran ihn das Schicksal fassen und ins Verderben reißen kann. Die Idee von jenem grillenhaften Schicksal aber unterdrückt auch die freudige Anerkennung einer gerechten Weltregierung und väterlichen Vorsehung, woraus die ächte Ergebung hervorgeht *).

Doch in Einführung des Fluchs gab bereits unser treffliche Schiller das gefährliche Beispiel in seiner Braut von Messina, dem Seitenstücke zu des Euripides Brüdern vor Theben. Der Fluch des Großvaters ist die dunkle Macht, die das Fürstenhaus von Messina unabwendbar ins Verderben reißt. Des Fluches Frucht ist ein unseliger Bruderhaß, über den die Mutter so rührend klagt: O meine Mutterliebe ist nur Eine, und meiner Söhne wären ewig zwei! und der mit Brudermord endet; und den Mörder Don Cäsar läßt der Dichter wieder durch das Opfer seines Lebens die ewige Gerechtigkeit versöhnen. Wie erschütternd, aber wie wenig erbaulich, wenn gleich der Chor uns sagt:

Doch Niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es küglich zu wenden,
Der muß es selber erbarmend vollenden.

Ein solches nur erträumtes (erdichtetes) Schicksal, welches die Menschen willkührlich verderbt, findet auch keine wahrhaft gläubige Huldigung. Die Unterwerfung unter

*) Vergl. Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Berlin 1822. II. 523.

solch ein Gespenst ist nichts, als das dumpfe knechtische Gefühl einer dunkeln überlegenen Gewalt *).

Schauerlich erhaben ist die Scene in Lord Byrons Manfred, wo letzterer spricht:

Geduld, und immer nur Geduld! das Wort kann
Luftthiere nicht, Raubvögel nie beruh'gen;
Das pred'ge Staubgebor'nen so wie du, —
Ich bin nicht deines Gleichen.

Gemsenjäger.

Dank dem Himmel!
Nicht deines Gleichen möcht' ich seyn, und gält es
Tells Freiheitsruhm; doch was du immer leidest,
Ertragen mußt du's; trotzen hilft dir nichts.

Manfred.

Ertrag' ich es denn nicht? — Du siehst, ich — lebe!

Gibt es einen stärkern Ausdruck, die Verstoßenheit durch sein Verhängniß an des innern Elends äußerste Grenze zu bezeichnen?

In Byrons Doge von Venedig ist der Zustand eines kräftigen Willens, der sich in seine eigenen Netze verstrickt sieht, meisterhaft geschildert. Der Doge, in dem Labyrinth der Verschwörung so verloren, daß er keinen Ausweg entdeckt, schlägt jede Einwendung mit den Worten nieder: „Das will ich — muß ich — das schwöre ich zu thun, und nichts kann ab mich wenden von dem, wozu ich mich

*) Wissenschaftliche Zeitschrift. Basel 1823. H. IV. S. 8.

bestimmt; und doch erbeb' ich, wenn ich so betrachte, was ich seyn muß."

In der Macht der Verhältnisse, von Robert (Stuttgart 1818), wird die Macht der Scheu vor Schande nach den herrschenden Vorstellungen der Welt — bis zur zwingenden Nothwendigkeit gesteigert. Daß ein falscher point d'honneur, durch ein allgemein verbreitetes Vorurtheil begründet, lange genährt und tief gewurzelt, zu Verbrechen abhärten oder hinreißen könne, ist nicht zu läugnen, und der Minister in dem eben genannten Drama ist ein gut charakterisirtes Beispiel, wie weit ein sogenannter Mann von Ehre kommen kann, der fein und klug seinen Ruf in der Welt bewahrt, und müßt' er Gewissen und Seligkeit darüber verlieren. Nur wäre hier in der Darstellung, sey sie erzählend oder dramatisch, die der Sittlichkeit sehr gefährliche Klippe zu meiden, daß nicht die Meinung entstehe, das Verbrechen werde dadurch entschuldigt; es höre auf ein Gegenstand des Abscheu's zu seyn, und werde bloß ein Gegenstand des Mitleids. Die Folgen der Thorheit oder des Wahns, in der höchsten Gräßlichkeit gezeigt, machen einen weniger tiefen und bleibenden Eindruck, als wenn einerseits ihre lächerlichen Seiten zur Schau gestellt, und anderseits dargethan wird, daß sie auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse störend und zerstörend einwirken. Die Züchtigung der Thorheiten und die Berichtigung der Wahnbegriffe sind daher mehr für Lust- und Schauspiele, als für das Trauerspiel geeignet.

Houwald vertauscht in seinen Tragödien das Schicksal mit dem Zufall. Am meisten Tadel verdient die Rolle, welche dieser in seinem Leuchtthurm auf eine Weise spielt, die gegen alle Wahrscheinlichkeit streitet. Und dennoch wird dieser Zufall der Vorsehung zugeschrieben zum Behuf der Rügung und Sühnung der Schuld. — In einem andern Trauerspiele von Houwald, dem Bild, (Stuttg. 1821) schürzt eine Jugendliebe, welcher Familienverhältnisse in den Weg treten, alle Knoten, die sich mit dem tragischen Ende der beiden Hauptpersonen lösen, zu welcher Lösung ein Bild nur zufällig den Anlaß gibt. Der Marchese, der jener Jugendliebe auch jetzt noch, wo ihr früheres Hinderniß gehoben ist, widerstrebt, möchte zwar (im IV. Aufzug 9ter Auftr.) sich mit der Härte des Schicksals entschuldigen. Aber Julie, die Freundin seiner Schwiegertochter, erwiedert ihm treffend:

Ihr nennt es so, damit die eigne Schuld
Ihr einer fremden Macht zuschreiben könnt.
Die strenge Folge seines eignen Handelns —
Das nennt der Mensch sein Schicksal; jagt er nur,
Herzlos und blind, den Leidenschaften nach,
Sieht er auch nur ein blindes Fatum walten.

Eben so treffend sagt Medea (in Grillparzers goldnem Vließ 1822) S. 47:

Du wähnst dich frei, und du bist gefangen;
Kein Mensch, kein Gott löset die Bande,
Mit denen die Unthat sich selber umstrickt.

Und eben daselbst S. 102 sagt Medea sehr schön:

Es giebt ein Etwas in des Menschen Wesen,
Das, unabhängig von des Eigeners Willen,
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug
Von Menschen zu Menschen, von Brust zu Brust.
Doch ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zauberischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke;
So viel sie betreten, hat keiner sie geseh'n.
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
So weit ist's Zwang, rohe Naturkraft.
Doch, steht's nicht bei dir, die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen, steht bei dir;
Da beginnt des Wollens sonniges Reich.

Noch einem andern neuen Tragiker, H. Raupach, scheint die bessere Idee vom Verhängniß oder Schicksal, nämlich als Nemesis vorgeschwebt zu haben. Handlung und Ausdruck deuten es an. Nur ist er dieser Idee nicht durchgehends treu geblieben.

Wahr und tief gefühlt sind in dessen Fürsten Chawansky (Akt. I.) die Einwendungen, welche die blutbefleckte Regentin Rußlands Sophia gegen das von ihr heiß ersehnte Glück ihrer Verbindung mit dem Geliebten sich selber macht:

Doch will der Himmel einmal Jammer senden *),
So frommt nicht Muth, nicht Kraft, nicht kluger Rath;
Zum Unheil weiß er jegliches zu wenden,
Und im Gescheh'n verwandelt sich die That.
Ich kann mich froher Hoffnung nicht ergeben,
Denn ewig muß ich vor Vergeltung beben;
Wie würde Glück der Frevlerin zu Theil?
Ist Recht im Himmel wie auf Erden feil?
Wie? für die Ströme Bluts, die ich vergossen,
Würd' ich belohnt mit so viel Seligkeit?
Meinst du, das Ohr des Richters sey verschlossen,
Wann schuldlos Blut um Rache zu ihm schreit?
Und wenn ich es vergäße, wär' es oben
Denn auch vergessen in der Sternenwelt?
Ach! das ist ja das Schreckliche, daß droben
Ein ewiges Gedächtniß Rechnung hält,
Umfaßt, was die Jahrhunderte gebären,
Und keine Schuld der Erde läßt verjähren.

„Voll trügerischen Doppelsinnes ist" (sagt warnend der Vater ihres Geliebten zu ihm):

Das Schicksal, gleich den alten Göttersprüchen;
Und tausend haben die verwegne Deutung
Des Räthsels mit dem Leben schon bezahlt.

Der Geliebte aber im Verlaufe des Gespräch's erwiedert im hochmüthigen Selbstgefühle:

Der Menschheit Schicksal liegt in unsern Seelen,
Denn Alles trägt sein Leben in sich selbst.

---

*) Wegen der Menschen Schuld.

In dem nämlichen Akte versucht Sophia die Schuld auf das Schicksal zu wälzen mit den Worten:

Ein böser Geist geht um im Haus der Zaaren,
Den kein Gebet, kein Priestersegen bannt. —
Nichts Heil'ges kann sich heilig hier bewahren,
In Graus und Frevel wird es umgewandt:
Die starke Seele wird zum Ungeheuer,
In Mordlust wandelt sich der Heldenmuth;
Und selbst der Liebe mildes Sonnenfeuer,
Verdichtet sich zur wilden Höllengluth;
Ja, würd' ein Engel hier als Mensch geboren,
Wär' ewig ihm das Paradies verloren.

(Welche treffliche Schilderung des Gebiets der Schuld, die, so lange sie nicht aufhört und getilgt ist, immer furchtbarer und zerstörender wirkt!)

Im vierten Akte, wo der Knoten des Schicksals sich furchtbar löst, sagt Sophia:

Ich fürchte nichts mehr, weil ich nichts mehr hoffe.
Wie die Sonne klar,
Wie die Finsterniß gräßlich,
Unermeßlich
Steht das Geschick,
Das übermenschliche, vor dem Blick.
Ich sah das Gespenst, und werd' es sehn,
Auch wo keine Sterne mehr untergeh'n.

Die letzte Strophe ist der Ausdruck wahnsinniger Verzweiflung. Wenn jedoch der Regentin Geliebter, als er sich, von Schauer vor der Verbindung mit der Mör-

derin seines Vaters ergriffen, entschließt, sich selber zu opfern, sagt:

Nicht was der Mensch vollbracht, was er gewollt,
Das richtet ihn zum Tode wie zum Leben,

so ist er von einer sehr richtigen Idee geleitet. Was aber nun weiter folgt, schweift in das helldunkle Gebiet jener Mystik hinüber, unter deren Zaubernebeln die Schwäche und Muthlosigkeit sich so gerne verbirgt.

Chawansky sagt: — — Weil mein Erkühnen
Nicht das Gesetz hat unter mich gebracht,
Bleib' ich ihm unterthan nnd muß es sühnen;
Doch das Gesetz versöhnt man nur mit Blut,
Und meine Schuld zu zahlen hab' ich Muth.

Was für ein sonderbares (moralisches) Gesetz in Gottes Weltordnung wäre dieses, das sich nur mit Blut sühnen läßt *)? Dieses Gesetz kann doch der Verfasser unmöglich mit demjenigen für gleich bedeutend halten, von welchem Chawansky nachher sagt:

Zwar ein Gesetz steht in den Herzen allen,
Doch jedem deutet es der eigne Geist;
Und immer wird dem Ewigen gefallen,
Wer dahin strebt, wohin die Deutung weist.

---

*) So ruft auch Prinz Guido, der Brudermörder (im Julius von Tarent von Leisewitz) dem Vater zu: „Nur Tod kann mein Verbrechen tilgen, das Brandmal der Sünde an meiner Stirn auslöschen. Den Tod, Vater!" — Doch hier spricht die Leidenschaft im Drange der Verzweiflung.

Der Ueberzeugung ist der Mensch verpflichtet; —
Nicht das Gesetz, nur die Erkenntniß richtet.

In den Gefesselten von Raupach (Leipzig 1821) erscheinen die zwei Hauptpersonen Robert und Rosamunde, die sich lieben, als willenlos durch schauerlichen Eid gebunden, des Schicksals Willen auszuführen (S. 54). Sie hat ihrer Mutter als sie starb, geschworen, aus Rache Königin zu werden; Robert schwur an des Königs Sterbelager, dessen Sohn als König zu ehren. Sie sagt zwar furchtsam zagend (S. 39): Als ich geboren wurde, schwor das Glück mir ew'ge Feindschaft, und wie wankelmüthig es in der Lieb' auch ist, im Hasse hält es, wie Menschen pflegen, ehrlich stets sein Wort." Und später (S. 81) fragt sie den Geliebten: Kann nichts vom Eide retten, den im Irrthum wir gethan? Er aber antwortet:

„Eide sind demantene Ketten, — 666.
~~Nährest du so eiteln Wahns~~ —
Berge sinken, Felsen reißen;
Sie entehrt der Wechsel nicht;
Doch wer brach, was er verheißen,
Wie ertrüg er noch das Licht?"

Vergebens erwiedert er auf ihr Einwenden des Eides, den sie der Mutter schwur:

Rache hast du ihr geschworen.
Setzest, weil sie dich geboren,
Du die Ewigkeit aufs Spiel?

Sie beruft sich auf die Locke ihres Haupts, die sie als Unterpfand des Schwurs der sterbenden Mutter in die Hand gelegt, und die sie mit ins Grab genommen. Kannst du mir, fragt sie ihn, meine Locke wiederbringen? —

„Nein, sie hat mich nicht entbunden. O die Todten halten fest.“ Und später (Akt IV. S. 153):

Sie versöhnt? O nimmer, nimmer!
Hält sie nicht das Pfand noch immer,
Das sie mitnahm in die Gruft?

Dann sagt wieder Robert (170): Ich kann nicht leben ohne Sie, und Sie nicht besitzen, als um einen Preis, den ich nicht geben kann. So steht die Waage. Und auf die Einwendungen seines Freundes Murray erwiedert er: „Wahr, alles wahr! Geh, ruf mir den Todten, daß er mich löse von des Schwures Band!“ Der gräßliche Kampf der Verzweiflung endet zuletzt damit, daß die beiden vom Eid Gefesselten von einem erhabenen Felsen Arm in Arm in's mondbeglänzte Meer sich stürzen. Wovon zeugt dieses Ende anders, als von einem beklagenswürdigen Mangel Beider an sittlicher Kraft? Das Räthsel ihres Schicksals hätte sich freundlich gelöst, wenn sie den Inhalt ihrer Eidschwüre im Lichte der Vernunft und des ungetrübten Gewissens erwogen hätten. Dann hätte S i e einsehen müssen, daß ein Schwur Rache auszuüben vom Bösen sey, und keine Verbindlichkeit haben könne; und Er würde nie gewankt haben, im Gefühl der Pflicht den Eid zu halten, den er dem sterbenden König in die Hand geschworen, die Rechte seines Sohnes auf den Thron gegen jede Anfechtung zu beschützen.

Noch unbefriedigender behandelt der Verfasser das Schicksal in seinem Drama: Die K ö n i g i n n e n (Leipz. 1822). Die Grundidee, die das Ganze leitet, ist das im

Geist der von dem König Harold vergifteten Königin Syrith gleichsam verkörperte Bewußtseyn des Verbrechens, dessen Sprüche ihm eine solche Verzweiflung an der Gnade jenseits und eine solche Furcht vor der Vergeltung diesseits einflößen, daß er zuletzt im Mißtrauen gegen die neue Gemahlin, der zu lieb er den ersten Mord vollbracht, auch diese, weil er in ihrer Brust nur Fluch für sich findet, zu ermorden beschließt; welchem Beschluß aber diese durch des Königs Mord zuvorkömmt.

Ein neuer Tragiker, Karl Stever, hat in seinem Mithridates (Rostock und Schwerin 1820) folgende leitende Ideen aufgenommen: „Der Verbrecher, sey er auch noch so glücklich, entgeht der höhern Rache (?) nicht, die hier zuweilen mit dem dunkelgedachten Schicksal zusammenfällt; wider Willen und Absicht geräth er unter ihre Macht, die lang Verborgenes auf unwandelbaren Wegen an's Licht zieht; ihre Strafe sey schrecklich. Aber wenn einer, büßend für schwere Thaten der Vergangenheit, thätige Reue offenbart, und durch seine eigene irdische Vernichtung eine Frevelthat vom Haupte seiner Angehörigen entfernt, um sich der Macht der Eumeniden nicht preis zu geben, der tilge dadurch seine Schuld auf Erden schon. Denn unversöhnlich sey die göttliche Rache nicht; der Wille sühne ein reuevolles Herz; nur die That, nur was in's Leben überging, bestrafe die Eumenide hier und dort; groß sey die Macht des Schicksals, die Macht des Geistes größer

noch *)." Welch ein seltsames Gemisch von wahren und irrigen Vorstellungen! Man sieht, der Dichter wollte die Ideen von göttlicher Vergeltung und freier Selbstbestimmung vereinigen. Aber warum nimmt er zur Vermittelung dieser Vereinigung seine Zuflucht zum entschlossenen Selbstmord, durch den großes Uebel von Andern abgewendet werden soll? Welch erbärmliche Gottheit muß dies seyn, die durch einen solchen Selbstmord versöhnt wird? Ganz eigener Art ist das Wesen, das in Heinrichs von Kleist Drama: Prinz Friedrich von Homburg, dem Helden bei Fehrbellin den Knoten schürzt und löset. Es hat mit der Schicksalsidee nichts gemein. Wir sehen hier den Helden in einem Zustand von Traumwandeln vor einer Schlacht, welche vorzüglich seine Tapferkeit gewinnen half; auch nach der Schlacht dauert dieser Zustand des Traumwandelns fort. Erst dann erwacht er daraus, nachdem er wegen Ueberschreitung der Kriegsordre im Kerker schmachtend und zum Tode verurtheilt, wie in feiger Verzweiflung um das Leben gefleht hatte, nun aber die Nachricht von seiner Begnadigung aus den Händen seiner Geliebten (Natalie) empfängt. Und jetzt, da er ins wahre Leben tritt, erscheint des Prinzen Heldensinn gleichsam gereift, im vollen Glanze in männlicher Kraft und Schönheit. Diese Darstellung enthält einen tiefen und großen Sinn. Alle Tugend, aller Heldenmuth — auf wie niederer Stufe stehen sie nicht, so lange sie nur die Frucht

---

*) Münchner Allgem. Litteratur-Zeitung 1821. S. 363. fg.

der Ehrbegierde, der angebornen Neigung, eines augenblicklichen Geistesschwungs oder der Schwärmerei sind! Wenn aber der Edle, der Held durch die widrigsten Schicksale, durch bitteres Mißgeschick aus seinem, dem Traumwandel, wo nicht der Trunkenheit ähnlichen Zustand in's wahre klare Leben der Wirklichkeit geweckt wird und er sich nun nur noch fester und treuer in edler Gesinnung zeigt und bewährt, dann können wir der Tugend, dem Heldenmuth unsere innigste Verehrung und die Ehren des Triumphs nimmer versagen. Denn wir erblicken sie auf dem Gipfel der Menschenwürde, der ächten Größe*). So verhält es sich auch mit der Liebe. So lange sie noch das Kind eines Sinnenrauschs oder einer Seelenverzückung ist, hat sie nichts Heroisches, nichts Göttliches, nichts, das zur Verwunderung zwingt. Dazu gelangt sie erst, wenn sie im schwierigen Kampfe nach dem Verschwinden des Rauschs oder Traumes die Prüfung besteht und sich als innige und zärtliche Treue, als Tugend bewährt, die ohne Furcht, und wenn auch ohne Hoffnung ganz in dem Geliebten lebt, und stets bereit ist, sich für ihn zu opfern. — Auf den ersten Anblick mag es indessen befremden, einen Helden auf der Bühne als Traumwandler dargestellt zu sehen. Doch schon bei Euripides wird gefragt: wer weiß, ob das, was Leben heißt, nicht Tod, was Tod heißt, Leben sey? und Joh. von Müller (in s. sämmtlichen Schrif-

---

*) Vergl. Hermes 1822. I. S. 352.

ten VII. 373) kommentirt diese Stelle so: Ist etwa ein Traum das Leben, und das, was wir Leben nennen, ein Traum? — Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählig herein, und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört *). Neulich hat Jemand sogar wieder behauptet: der Mensch träume immer, erstlich im Wachen, zweitens im Traume, drittens im vollen Schlafe; nur wisse er vom letztern beim Aufwachen nichts **). Derselbe Schriftsteller ist sogar geneigt, dem eigentlichen Traumzustand einen höhern Grad von Thätigkeit des Geistes einzuräumen als dem wachenden.

Wenn Göthe in seinem Götz von Berlichingen den Glauben an ein blindes Verhängniß dem niederträchtigen Weislinger und seiner noch schlechtern, alles Seelenadels ledigen Verführerin Adelheid in den Mund legt, und ihn sterbend sagen läßt: „Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen zu unserm Verderben üben, so ist dies der abergläubischen Denkart der Zeit entsprechend und kann als Ausbruch des Lasters in seinem Delirium angesehen werden.

Wenn aber Göthe in seinen Wahlverwandtschaften die Ansicht hervorhebt, als ob den von der Natur jeder

---

*) Lichtenbergs vermischte Schriften I. 129.

**) Köppen, vertraute Briefe über Bücher und Welt. II. 352.

menschlichen Brust eingesenkten Zu= und Abneigungen eine Gewalt einwohne, die, wie die anziehenden und abstoßenden Kräfte die Bildungen der unbeseelten Natur, des Menschen Thun und Schicksal bestimmt, wie kann vor dieser Gewalt die sittliche Freiheit, Kraft und Würde noch bestehen? Die Seele wäre hiernach bloß ein so oder anders gestimmtes Saitenspiel, auf dem die zufälligen Umstände die Akkorde des Lebens mit mächtigen Griffen hervorrufen, und der Unterschied der Seelen bestünde bloß in der natürlichen Ab= und Zuneigung, die gleichsam den Grundton einer jeden bilden. Wohl gesteht Göthe der Vernunft die Fähigkeit zu, die Nothwendigkeit und den Zufall, aus denen diese Welt gewebt sey, zu berechnen. Aber welch ein Trost für den armen Sklaven des Geschicks, daß er die Glieder an seiner Kette zählen könne?

Früher hatte Jakobi in seinem Woldemar Haß und Liebe als die entscheidensten, stärksten Triebfedern im menschlichen Leben gezeigt. Haß und Liebe aber, weit entfernt, blindwirkende Triebe zu seyn, sind vielmehr Flügel der Seele, deren sich diese mit freier, besonnener Selbstthätigkeit bedient. Freilich üben Haß und Liebe, wenn einmal jener oder diese die Oberhand gewonnen hat, eine gewaltige Herrschaft aus; aber bis es dahin kömmt, geht mancher Akt des freithätigen Willens vorher. Der erste Funke läßt sich ohne große Anstrengung ersticken; schwerer ist es, die Flamme im Fortschreiten zu hemmen. Uebrigens ist weder Liebe noch Haß für sich

gut oder böse; ihr Gegenstand entscheidet über ihren sittlichen Werth. Nur dem Gott Aehnlichen gebührt Liebe; nur dem Gott Mißfälligen Haß. Auf solche Weise Haß und Liebe jetzt anregend, jetzt mäßigend, bald ausharrend, bald bekämpfend zu beherrschen, und in- oder außer Thätigkeit zu setzen, ist die Aufgabe des freien, von der Vernunft erleuchteten Willens. „Ja, Freiheit (heißt es im Woldemar II. 240) ist der Tugend Wurzel; und Freiheit ist der Tugend Frucht. Sie ist die reine Liebe des Guten, und die Allmacht dieser Liebe." Und S. 155: „Jene Vorsehung, die der arme, auf der untersten Stufe der Besinnung stehende Mensch in Anspruch nehmen kann, muß göttlich vorhanden seyn, außer ihm, unter ihm, mit ihm." — „Bei jeder Gelegenheit" (heißt es S. 281) „wiederholte Woldemar: Es stünde mit stralender Schrift, obgleich nur ihm sichtbar, an allen seinen Wänden geschrieben: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor. — Richtet nicht! Henriette sagte dagegen: Sie lese auf ihren Wänden, auch mit Stralen geschrieben jenen Spruch des Fenelon: Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles, aber sie gibt alles."

Ein schönes Beispiel einer neuen Tragödie, die, fern von der alten Schicksalsidee, dennoch großen Eindruck macht, ist Manzonis Graf von Carmagnola. Alles entwickelt sich hier unversehens, und doch liegt zuletzt das natürliche Triebwerk Jedermann klar vor Augen, und der Held des Stückes kann die Schuld seines Unglücks in sei-

nem thörichten Vertrauen zu den Menschen und der Rauheit seines Charakters, die ihn in den Augen gemeiner Seelen freveln Uebermuths verdächtige, selbst erkennend, bevor er das Schaffot besteigt, mit Zuversicht ausrufen:

„Der Tod! der Feinde grausamster
Kann weiter nichts, als ihn befördern.
Ach! die Menschen haben ersonnen nicht den Tod.
Vom Himmel kommt er, und ihn begleitet auch
Der Himmel mit solchem Trost, den geben nicht
Noch nehmen kann der Mensch. — Ein großer Mittler
ist der Tod!"

Die Gesänge Ossians sind reich an Wahr- und Wunderzeichen und an Geister-Erscheinungen. Aber von einer Gottheit des Schicksals im Sinne des griechischen Mythus findet sich darin keine Spur. Sonst behaupten in den alten Göttersagen des Nordens die Schicksalsgöttinnen einen bedeutenden Rang. Ihr gemeinsamer Name heißt Nornen. Es sind ihrer, wie der Parzen, drei: Urd, Skuld und Verdanis, das heißt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alle Morgen halten sie unter der Esche Ygrasil Rath, um der Menschen Geschicke zu leiten. In Frithioft-Sage, einem Gedicht, etwa aus dem 14ten Jahrhunderte, das Heldensagen aus dem siebenten darstellt, sprechen die Helden von den Nornen mit großer Ehrfurcht, die aber durch höhere Begriffe von Einem Gott gemildert erscheint. Frithiof (der Held) sagt im VIII. Gesange beim Abschied von Ingeborg, seiner Geliebten: „Du bist meine gute Norne. Was

edel ist, lehrt uns ein edler Sinn. Die Weisheit spricht, Nothwendigkeit spricht aus. Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit, will von dir scheiden, doch nicht von der Hoffnung." Zu seinem Freund aber, der ihn zur Rache gegen den Nebenbuhler aufreizt (Ges. XVI.) spricht er: „nicht der König Rieg sey es, sondern die Götter, die ihn getroffen"; und mit Ergebung sagt dieser König bei der Annäherung des Todes: „Todesgesang tönte längst meinem Ohr schon; alles Geborne trägt sterblichen Leib. Wie aus der Nornen Hand ihm das Loos fiel, trotzet und klaget sich keiner davon." Allein Frithiof, bevor er die Wittwe Ingeborg nach dem Willen ihres Gemahls (des alten Rieg) heirathet, sucht sich mit seinen Nornen zu versöhnen (XXII. XXIII.). Doch der Hohepriester in dem Versöhnungstempel, den Frithiof erbauen ließ, spricht zu ihm (Ges. XXIV.): „Zwei Gewichte legt Allvater in die Wage für all Menschlichseyn. Aufwägend eins das andre, steht die Wage fest. Irdische Kraft und Himmelsmilde heißen sie. Ein jedes Herz hat seinen *Baldur* (Gott, oder das Prinzip des Guten). Doch neben Baldur wächst in jeder Menschenbrust sein blinder Bruder *Hödur*; denn das Böse wird stets blind geboren, wie des Bären Brut; die Nacht ist sein Gewand; das Gute kleidet sich in Licht. Was war, was seyn wird, weiß nur Wala's (der ewigen Weisheit) Lied. Es ist das Wiegenlied der Zeit, ihr Sterblied auch. Die Weltgeschichte geht auf gleichem Ton mit ihm, und seine eigne Sage hört der Mensch darin. Auf Erden als Versöhner

geht umher der Tod. Die Zeit ist vom Beginn getrübte Ewigkeit, all' Erdenleben Abfall von Allvaters Thron; Versöhnung heißt: dahin zurück gereinigt geh'n. Doch hat auch dieses Leben seine Sühne schon, obgleich geringer, eines höhern Vorspiel nur. Was du verbrochen, Niemand anders büßt's für dich. Der Todten Sühne ist in Allvaters Schooß, der Lebenden Versöhnung in der eignen Brust. Ein Opfer weiß ich mehr den Göttern angenehm, als Dampf von Opferstieren; das Opfer ist's von deines Herzens wildem Haß und Rachedurst. Kannst du nicht ihre Schärfe stumpfen, kannst du nicht vergeben Jüngling! sprich, was frommt dir Baldurs Haus? — Was war die Meinung, da den Tempel du erbaut? Mit Stein versöhnt man Baldur nicht. Versöhnung wohnt hier unten wie dort oben nur, wo Friede wohnt. Mit deinem Feind und mit dir selbst versöhne dich! Dann bist du's mit dem goldgelockten Gott zugleich." Wie hoch stehen diese Vorstellungen über der Schicksalidee vieler unsrer neuern Tragiker!

Auch in dem anmuthvollen indischen Schauspiele Sakontala wird ein Verhängniß durch überirdische Zaubermächte angenommen, das über des Königs Benehmen entscheidet. Er wird daher am Schlusse des Drama's von der Gottheit mit den Worten aufgerichtet: „Klage dich nicht länger eines Verbrechens an, mein Sohn! welches du unwissend, mithin schuldlos begingst." Aber dem indischen Dichter ist hier der Monarch ein heiliges Organ der Gottheit. Da er ihn von Schwäche und Irr=

thum frei zu sprechen nicht vermag, entschuldigt er ihn doch dadurch, daß er ihn unter die unmittelbare Leitung der Gottheit stellt. Diese hat ihm die Sinne gefangen gehalten, hat ihn auf kurze Zeit des Gedächtnisses beraubt. Und auch dies büßt er eben so edel als schmerzlich, bis er durch Dazwischenkunft der Gottheit die Sakontala, und zwar mit ihrem wunderschönen Söhnchen, das auch das seine ist, plötzlich wieder findet. Uebrigens liegt dem indischen Drama der Glaube der Brahmen zum Grunde, nach welchem Gebete und Verwünschungen der Einsiedler und Weisen für Aussprüche des Schicksals gelten *). Dieser Glaube an Orakel hat auf die Masse des Volkes eine unsägliche Wirkung. Indem dasselbe sich in Allem mit blindem Vertrauen auf das Schicksal beruft, überläßt es sich im ganzen Leben einer kummerlosen Sorglosigkeit. So die Völker des Morgenlandes!

Doch werfen wir jetzt noch einen Blick auf Shakspeares Tragödien! Während er über seinen meisterhaften Schilderungen des menschlichen Lebens in seiner reichsten Bewegung stets eine höhere leitende Macht schweben läßt, zieht er doch auch häufig untergeordnete Zaubermächte zu Hülfe, aber nur als Mittel, um dem Geschmack seines Zeitalters zu genügen: doch weit mehr noch um mit einem tiefen Blick in das Verborgenste der menschlichen

---

*) S. die Uebersetzung der Sakontala v. G. Forster 1803 und Herders Werke für Kunst und Literatur. IX. 237.

Natur durch Erweckung der Schauer vor dem Geheimnißvollen, dem fühlbar Großen und Entsetzlichen in der Brust, den theatralischen Effekt zu verstärken. Treffend sagt Göthe *) von seinen Trauerspielen: Man glaube vor den aufgeschlagenen ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saus't, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.

Dem siegestrunkenen Makbeth spiegeln die Hexen das, was nur durch seine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schicksals vor. Dazu gesellt sich der Königin schlaue Verführung, die mit gleißender Trugrede das Verbrechen in falsche Größe kleidet. Und im Taumel der Verblendung wird der sonst edle, tapfere Makbeth zu Dunkans, seines Königs und Wohlthäters Mord hingerissen. Doch die Reue folgt dem Frevel auf der Ferse, und läßt dem Thäter nimmer Ruhe, bis er auf dem Schlachtfelde den Tod findet. Schwerer wird der Königin Hauptschuld vergolten, indem sie, von Gewissensangst an Geist und Körper zerrüttet, Jedermanns Abscheu, dahin sinkt.

Der König Lear ist ein schauervolles Seitenstück zum Oedipus, ein Bild des Jammers ohne Gleichen. Aber kein unerbittliches Verhängniß stürzt den königlichgesinnten Greisen in den tiefen Abgrund, sondern die unnatürliche Bosheit zweier Töchter, denen er alles Gute zutraut, während er in seiner Verblendung die treue

---

*) Wilh. Meisters Lehrj. B. II. S. 87.

Liebe seiner edeln Tochter Cornelia (einer zweiten Antigonä) verkennend, sie verstößt. Freilich erliegt Cornelia dem Seelenschmerz; auch dem König bricht das Herz über ihrem Tod, da er ihre Vortrefflichkeit zu spät erkennt. Aber auch alle Schuldigen ereilt die Strafe.

Hamlet ist ein düsteres Gemälde der scheinbaren Verworrenheit der Welt und des Lebens. Das Schicksal wird hier keineswegs vergöttert. Aber es steht da, nach A. W. Schlegels Bemerkung *), wie eine riesenhafte Sphynx, die jeden, der ihr furchtbares Räthsel nicht zu lösen vermag, in den Abgrund des Zweifels hinabzustürzen droht. Das Räthsel wird in diesem Drama nicht gelöst, vielmehr wird der Zuschauer zur Ueberzeugung hingenöthigt, keinem Menschen sey vergönnt, zur befriedigenden Lösung des Räthsels schon hienieden zu gelangen, wo er nicht zu grübeln, sondern nach Pflicht und Gewissen zu handeln den Beruf hat. Glücklich werden im Hamlet die gepriesen, deren Blut und Ueberzeugung eine so gute Mischung haben, daß sie keine Pfeife für der Glücksgöttin Finger sind, und tönen müssen, wie sie greift.

Was nun ~~diesen~~ den Effekt betrifft, so geschieht es wohl, daß ein Zusammenhang äußerer Umstände einzelne Menschen, ohne ihr eigenes Zuthun, umstrickt, und sie zu einer unerwarteten furchtbaren Auflösung des Kno-

*) Ueber dramat. Kunst II. Thl. 2 Absch. S. 151.

tens ihres Schicksals hindrängt, und daß die dramatische Wirkung dann im höchsten Grade tragisch wird, wenn dadurch schuldige und unschuldige Thaten in eine unglückliche Verbindung gerathen *). Auch läßt sich nicht verkennen, daß es überhaupt durch die Herrschaft, die dem Schicksal eingeräumt wird, und durch die unmittelbare Dazwischenkunft der Götter, sey es durch ihr, oder ihrer Genien plötzliches Erscheinen, sey es durch Weissagungen, Träume und Orakel sehr befördert werde. Sinne und Einbildungskraft der Zuschauer werden dadurch lebhaft ergriffen und erschüttert, und dem Dichter die Gewalt gegeben, den Mangel eigener Erfindung zu ersetzen, und die Entwickelung jetzt zu hemmen, jetzt zu beschleunigen und die Entscheidung herbeizuführen auf eine Weise, die am meisten Eindruck macht, obgleich sie in der Natur der Sache keinen Grund hat, und durch sie nicht gerechtfertiget werden könnte. Aber auf der andern Seite ist auch Nichts, das dem Aberglauben mächtigern Vorschub gibt; und dies erklärt, warum unsre neuen höchst dunkeln und verdunkelnden Mystiker, von jeder Abart und Farbe, so beflissen sind, die finstere Gewalt des Schicksals in Verbindung mit dem Glauben an Geistererscheinungen, Zaubereien und dergleichen, wieder in die volle Herrschaft der tragischen Bühne einzusetzen.

---

*) Göthe Wilh. Meisters Lehrjahre. B. V. K. 7.

Mit stoischer Miene hat man auf anderer Seite gesagt: „Ein jeder ist seines Glückes Schöpfer.” Es ist dies das Lieblingssprüchlein jener Glückskinder, die, wo nicht Alles, doch beinah' Alles dem Glück zu verdanken haben, ohne nur zu ahnen, wie sie dazu gelangt sind. Es dient ihnen zum Feigenblatt für ihren Mangel an Verdienst. Nur in Hinsicht der Benutzung des Glücks enthält das Sprüchlein etwas Wahres. Denn die Geschicklichkeit sein Glück recht zu benutzen ist eine hohe, schätzbare, nicht gemeine Gabe; nicht minder schätzbar jedoch ist die Fähigkeit das Glück zu ertragen (bene ferre magnam fortunam *); und allerdings ist dieses Ertragen noch schwerer und seltener als jenes Benutzen, und selbst als das Ertragen des Unglücks (rebus angustis animosus atque fortis **). Wie nichtig, oft wie verderblich ist nicht das glänzendste Glück, wenn ihm in des gefeierten und beneideten Glückskinds Brust die Grundlage sittlicher Veredlung fehlt! Sind im Uebrigen die wichtigsten Ereignisse des Lebens, ist dessen Entscheidung nicht sehr oft von so unbemerkbar, geringfügig scheinenden Umständen, von so dünnen Fäden, von Dingen, die unsrer Willensäußerung fremd, oder unsrer Absicht zuwider sind, abhängig, daß wir uns selber wundern müssen, wie es sich so und nicht anders ergeben? Wie viele Hoffnungen und

---

*) Horaz.

**) Ebend.

Entwürfe werden scheinbar durch ein Nichts vereitelt? Wie oft zernichtet ein Augenblick das mühsame Gebäude vieler Jahre? . . Daher wohl mit Recht behauptet worden: Wir thun vieles, was wir nicht wollen, und führen einen höhern Willen aus, oft ohne es selbst zu merken. — Aber so wenig und selten die einzelnen äußern Erscheinungen des Lebens von des Menschen freier Entschließung bestimmt werden, so sehr sie mehrentheils dem Zufall angehören *) — so lebt doch eine selbstständige Kraft in seiner Brust, in keiner Gefahr sich selber aufzugeben, der Zudringlichkeit des Unrechts standhaft zu widerstehen, Verbrechen mehr zu scheuen als den Tod, und nie von dem Pfade zu weichen, den Pflicht und Recht und Ehre bezeichnen. Wer diese Kraft ohne zu wanken ausübt, wird nie des Schicksals Sklave; dieses erhebt ihn, während es ihn zu zermalmen scheint; auch wird er bei allen Schlägen desselben nie ganz unglücklich. Davor schützt ihn sein Bewußtseyn. Vielmehr ist der des Schicksals Herr zu nennen, der, äußerlich von ihm besiegt, sich innerlich von ihm nicht überwinden läßt. Ist ein solches menschliches Wesen (des Horaz justus et tenax propositi vir), im Gegensatze mit der Menge der Schwachen und Feigen dargestellt, nicht eine herrliche Figur für das Trauerspiel? . . Dies eben macht den Kampf des Wahren, Rechten und Guten auf der Bühne

---

*) Quid quisque vitet unquam nemini satis cautum est in hora. *Horat.*

so tragisch, daß dieser Kampf auf Erden nie aufhört, daß er sich beständig erneuert; daß wer ihn kämpft, ohne Buhlerei um die Gunst des Glücks, das seine Liebesblicke meist Andern zuwendet, ja selbst ohne Hoffnung in der irdischen Laufbahn das große Ziel ganz zu erreichen, demselben dennoch sein Leben widmet, weil ihm seine innere Stimme, daß dieses Ziel kein Wahnbild sey, verbürgt. Doch es ist auch Jener eine tragische Figur, den seine Armuth an gediegener Charakterstärke, den das Schwanken seines Gemüths zwischen dem Guten und Bösen von der Höhe stürzt; eine tragische Figur endlich ist auch der vom Glück Bethörte, Verblendete, der in's Verderben taumelt, indem er, ledig aller Scheu vor den himmlischen Mächten, jedes Maaß, jede Schranke verschmäht.

Vis consilii expers mole ruit sua:
Vim temperatam dî quoque provehunt in majus.
Quem perdere vult deus, dementat.

Horat.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhaltsanzeige des ganzen Werks.

		Seite.
Einleitung.		
1stes Gespräch:	Von den Demagogen . . .	29
2tes " "	Vom Ostrazismus.	45
3tes " "	Von der Bildung und der Regierungsweisheit des Perikles. .	59
4tes " "	Spießbürgerliche Ansichten der Staatssachen.	70
5tes " "	Von der Erziehung. . . .	75
6tes " "	Von der weisen Leitung des Volkes.	99
7tes " "	Ueber des Aristophanes Satyre auf die Sophisten.	112
8tes " "	Von dem allgemeinen in Hellas verbreiteten Schönheitssinne. .	129
9tes " "	Von dem Einflusse der schönen Künste.	140
10tes " "	Von dem griechischen Trauerspiel in Beziehung auf Volksbildung.	150
11tes " "	Von dem Verhältnisse der Weisheit des Sokrates zu der der Sophisten.	168
12tes " "	Von der Todtenfeier der gefallenen Athener.	176

*

		Seite.
13tes Gespräch:	Von der Wundersucht der Athener.	182
14tes " "	Des Perikles Tod.	193
15tes " "	Die Mysterien zu Eleusis. .	207
16tes " "	Von der Bildung des weiblichen Geschlechts.	220
17tes " "	Von der Verehrung der Götter.	237
18tes " "	Von der Politik des Demagogen Kleon.	243
19tes " "	Die leichtgläubigen Kannengießer zu Athen.	253
20stes " "	Von des Sokrates Verdammung.	262

Zugaben.

	Seite.
I. Ueber den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Wohl.	271
II. Ueber die Wiedereinführung des Fatums in das Drama.	279
III. Weitere Ausführung über das Fatum im Trauerspiele.	286

Vignetten.

	Seite.
Titelvignette: Der Amorin auf dem Löwen. . .	
An der Spitze der Vorrede. Perikles. . . .	1
Aspasia.	69
Alkibiades.	111
Minerva.	140
Sophokles.	150
Plato.	220
Sokrates.	268

Verbesserungen.

Seite 59 Zeile 8 lies von statt vor.
„ 60 „ 3 „ Verbannter st. Verkannter.
„ 70 „ 3 „ Hippodamium st. Hippdamium.
„ 83 „ 16 „ sich nicht,
„ 87 Note Z. 2. l. setzte st. setze.
„ 102 Note l. die st. der.
„ 112 Note Z. 2. l. dem Plato st. der Plato.
„ 129 letzte Zeile l. Panops st. Panapes (S. Platons Lysis gleich im Eingange.)
„ 133 Z. 5 l. so leicht st. leicht.
„ 135 Z. 21 l. voller Menschen st. von Menschen.
„ 156 Z. 22 l. kommt st. kömmt.
158 „ 160 Z. 8 l. wohl, st. nicht,
„ 173 Note Z. 7 l. sauertöpfische.
„ 189 Am Ende der Note (Pausanias II. 27.)
„ 202 Z. 16 l. nun st. nur.
„ 205 Z. 21 l. öfter st. öftrer.
„ 209 Z. letzte l. Weisheit st. Wahrheit.
„ 213 Note. Vergl. Homers Hymne an Demeter (sehr schön übers. und erläutert von J. F. Voß. Heidelberg 1826.)
„ 214 Z. 4 l. standen st. stunden.
„ 215 Z. 15 l. Harmonien st. Harmonie.
„ 217 Z. 8 l. Ueberhaupt.
„ 217 Am Ende der Note (Pausanias I. 36.)
„ 244 Note 1 Z. 1 l. das st. daß.
„ 247 Du weißt vielleicht,
„ 249 Z. 12 l. Hamen st. Hammen.
„ 260 Z. 17 l. das st. daß.
„ 286 Z. 12 l. erlischt st. erlöscht.
„ 289 Note. Z. 4 l. meiste st. weise.
„ 291 Z. 3. l. ihn st. sie.
„ 291 Z. 13. statt;
„ 292 Z. 10 l. Erdebewohner st. Erdbewohner.
„ 292 Z. 20 er spricht jenes im Augenblicke rc.

Seite 293 Zeile 12 lies: sind.
" 294 Z. 15 (Nachgelassene rc.
" 301 Z. 18 singt zwar.
" 301 Note. tragicam augendam.
" 302 Z. 12 im st. am.
" 304 Z. 22 l. bemerkt st. sagt.
" 305 Besinnung st. Bestimmung.
" 306 Z. 9 und 18 l. Schicksale st. Schicksal.
" 307 Z. 11 l. dem nehmlichen Seneka rc.
" 308 Z. 19 l. der Philosoph st. Philosophe.
" 311 Z. 3 l. über st. in.
" 311 Z. 22 l. Absichten, wie Genserich gebraucht!
" 317 Z. 16 l. auch unter dem von
" 317 Z. 19 l. erschöpft und verleidet rc.
" 319 Z. 16 l. unter st. über.
" 321 Z. 16 l. trank st. trunk.
" 321 Z. 22 l. ein Traum st. im Traum.
" 322 Z. 4 l. Schlimm'res st. Schlimmeres.
" 325 Z. 4 l. könne st. können.
" 325 Z. 24 l. eine st. einer.
" 326 Z. 2 l. Spiele st. Spiel.
" 326 Z. 9 l. herbeiziehen.
" 326 Z. 21 l. eine Art st. einer Art.
" 329 Z. 7 l. falsches st. falscher.
" 335 Z. 15 l. antwortet
" 335 Z. 17 die ganze Zeile bleibt weg.
" 338 Z. 23 l. Glanze.
" 339 Z. 20 l. Hoffnung.
" 344 Z. 18 l. eins st. eines.
" 346 Z. 7 l. Sakontala st. Sakontale.
" 346 Z. 23 l. aber oft.
" 348 Z. 22 l. Was nun den st. diesen.

75 M

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wessenberg, Ignaz Heinrich <<von>>,

Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles nach griechischen Schriften

Zürich 1828

Ant. 398 s

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254662-6